Opp. 581 ± (3,2

<3660366644001 7

<3660366644001 7

Bayer. Staatsbibliothek

Opp. 581 r. / 3,2

Karl Ludwig v. Woltmann's

# sämmtliche Werke

herausgegeben

von seiner Frau.

Bayerische Staatsbibliothek München

## Dritte Lieferung.

Zweiter Band.

3,2.

---

Leipzig,
auf Kosten der Herausgeberin
im deutschen Museum.
1819.

Orr. 581 r / 3,2

# Sämmtliche Werke

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Geschichte

der

# Reformation in Deutschland

vom

## Reichstage zu Nürnberg 1534

bis

## zum Religionsfrieden zu Augsburg 1555.

---

Zweiter Theil.

# Inhalt
## des zweiten Bandes.

---


### Viertes bis Siebentes Buch.

Fortsetzung der Geschichte der Reformation in Deutschland.


---

# Viertes Buch.

# Erstes Capitel.

## Inhalt.

Urtheile der Zeitgenossen über den unglücklichen Ausgang des Feldzuges in Oberdeutschland. Anklage wider den Landgrafen als einen Verräther. Briefwechsel zwischen den beiden Bundesobersten über den verfehlten Zweck des Feldzuges. Eine der vornehmsten Ursachen davon die Kriegsrüstung des römischen Königs und das auffallende Benehmen des Herzogs Moriz. Sein Plan. Sein Besuch zu Prag bei König Ferdinand. Der Kaiser sendet ihm die Acht wider den Kurfürsten zur Vollziehung. Des Herzogs Berathschlagung mit seinen Landständen. Schreiben derselben an Johann Friedrich und Philipp, daß sie dem Herzoge die Beschirmung ihrer Länder wider Ferdinand's Kriegsrüstung auftragen möchten. Empfindung, womit die beiden Fürsten diesen Vorschlag aufnehmen.

---

Ein solcher Ausgang des Krieges in Oberdeutschland war so unerwartet, daß die Zeitgenossen auf manche geheime Ursache des Unglücks und der Schmach der

evangelischen Macht riethen. An dem redlichen Willen Johann Friedrich's für Kirche und Fürstenrechte wider den Kaiser wagte Niemand zu zweifeln; auch hatte er beim Anfang des Krieges mit einer so christlichen Demuth über den Ausgang desselben geredet und daß Glück so gänzlich nur vom Himmel erwartet, daß man sich eben so wenig gereizt fühlte, über ihn zu spotten, als ihn anzuklagen. Aber durchaus anders verhielt es sich mit Philipp von Hessen. Weil er nie den theologischen Buchstaben vergötterte; so war er stets in dem Verdachte gewesen, als liege ihm nicht alles an evangelischer Reinheit der Glaubenslehren, und könne ihm wohl begegnen, daß er zeitlichen Vortheils halber einigen päpstlichen Rost auf der Religion dulde. Gedachte man seines ehelichen Lebens mit zwei Weibern, und wie er schon durch das Trugbild der Hoffnung, ein kaiserliches Heer wider Frankreich anzuführen, zu manchen unsichern Schritten verleitet war: so fand man einen Zweifel an der vollen Reinheit seiner Tugend überhaupt einigermaßen verzeihlich. Nun hatte sogar eben dieser Philipp, der so schmachvoll in sein Land gewichen war, laut geredet, wie er den Kaiser aus Deutschland jagen werde; und die öffentliche Meinung über seine kriegerischen Fähigkeiten und seine ungestüme Tapferkeit hielt es allerdings für wahrscheinlich, er werde seine Zusage erfüllen. Daß eben durch ihn kühne und ohne Zweifel als glücklich berechnete Unternehmungen gescheitert waren, glaubte man daher sich nicht erklä-

ren zu können, wenn man nicht annahm, daß er zum Verräther an Religion, Freiheit der deutschen Fürsten und dem redlichen Bundesgenossen Johann Friedrich geworden sey, und dem Kaiser, um für seine Person einen gewinnreichen Verein mit demselben zu schließen, sowohl alle Plane des evangelischen Heeres verrathen, als jede kluge und ruhmvolle That desselben verhindert habe. In Deutschland hin und wieder gab man einem Gerüchte Beifall, wodurch Philipp solcher Verrätherei angeklagt wurde, der Sitte des Pöbels unter allen Ständen gemäß, welcher aus Verbrechen, die er den Hauptpersonen eines großen Schauspiels aufbürdet, unerwartete Erscheinungen desselben bequem und boshaft herleitet, indem die wahren Ursachen, die in Characteren und leisern Verhältnissen liegen, dem stumpfen Auge verborgen bleiben. In des Landgrafen Sinnesart war keine Spur von Falschheit; er war nicht so einfältig, daß er geglaubt hätte, seine Fürstenmacht gegen Carl behaupten zu können, wenn andere mächtige Fürsten von demselben zu Grunde gerichtet waren; nicht eine einzige Thatsache spricht wider ihn als einen Verräther, jede Erscheinung, die einen Argwohn wider ihn erregen könnte, läßt sich ohne Zwang aus den beschriebenen Begebenheiten, und vorzüglich aus dem Verhältniß der Bundesobersten gegen einander und zu Sebastian Schärtlin, aus der ganzen Zusammensezzung ihrer Kriegsmacht, aus dem Umstande, daß es ihr Kaiser war, mit welchem sie schlagen sollten, und aus

der großen Schlauheit dieses Feindes erklären. Selbst die Begebenheiten, welche dem Feldzuge in Oberdeutschland bald folgten, sprachen in so fern für des Landgrafen Unschuld, wiewohl er nichts weniger als schuldlos an der Schmach war, die über die evangelische Macht in diesem Kriege stürzte; denn durch seine Gemüthsart wurde sie vornehmlich herbeigeführet. So ungerecht die Klage des Verrathes ist, welche nur verworfene Geschichtschreiber wider ihn erhoben und nur der Pöbel gern aufnahm: so sehr verdiente er dagegen den Spott seiner Zeitgenossen. Volkslieder trugen die bittersten Urtheile über sein Betragen im Felde zu allen Classen der deutschen Nation, und sangen ihm die furchtbare Lehre, daß der Kaiser nicht auf Wochen und Monate einen Krieg führe; sondern ihn von einem Jahr in das andere zu ziehen wisse. Auf mancher grünen Heide werde das Haupt der Deutschen den flüchtigen Philipp von Hessen suchen; und jetzt frügen sich die Landsknechte einander, wohin sich dieser zu gegenwärtiger Frist verloren habe?*)

Uebrigens erwehrte Philipp's hochfahrendes Gemüth sich stets der Ueberzeugung, daß er nicht frei von Schuld an dem schmachvollen Ausgange des Krieges in Oberdeutschland sey. Unterdessen der Kaiser seine glücklichen Fortschritte machte, führten die beiden Bundesobersten einen Briefwechsel voll spaltiger Meinungen

---

*) Beilage zu Schärtlin's Leben. B.

über die Ursachen, warum in dem oberländischen Feldzuge nichts wider den Kaiser sey ausgerichtet worden. Hätten wir vor Ingolstadt geschlagen, schrieb der Landgraf, so hätten wir nun keiner Handlung mehr vonnöthen; aber er gedachte nicht, daß er dagegen, wenn der Kurfürst ihn an der Schlacht vielleicht gehindert, dem städtischen Feldherrn, als dieser mit Glück anzugreifen versprach, an demselben Tage das kühne Unternehmen verboten hatte. Hinwieder machte ihm der Kurfürst den gegründeten Vorwurf, daß ein anderes Geschick den Krieg würde gelenkt haben, wenn man des Herzogs von Baiern nicht geschont hätte, als man mit Glück an ihn kommen konnte; und wirklich darf man nicht in Abrede seyn, daß Sebastian Schärtlin früh des Kaisers Macht im Baiernlande vernichtet hätte, wenn durch des Landgrafen Stolz und Eifersucht nicht dem Kriegsrathe ein Geist eingehaucht worden wäre, wodurch der städtische Feldherr gefesselt wurde. Uebrigens, äußerte der Kurfürst, habe er sich nie geweigert, das zu beginnen, was im Kriegsrathe beschlossen sey, und wozu es frommte, jetzt noch anzuziehen, was einmal dahin sey, und sich nicht mehr ändern lasse. Beide kamen darin überein, daß Gott sie habe strafen wollen. Sichtbar empfanden beide tief, daß die Kraft ihrer Seelen gebrochen war; denn so sehr Philipp sich wehrte, keinen Spott verdient zu haben, gedachte er, wie sonst, keines Muthes mehr, womit er dem Glücke trotzen wolle; und Johann Friedrich hatte eine solche lei-

vende Gelassenheit angenommen, daß er ohne seine alte Empfindlichkeit jeden Vorwurf ertrug. Selbst des Herzogs Moriz, welcher jeder Hoffnung auf Glück der Bundesgenossen im Oberlande den letzten Stoß gab, erwähnte er ohne besondere Erbitterung. *)

Ehe der Kurfürst zu dem oberländischen Kriege hinausgezogen war, hatte er seinen Vetter Moriz zu sich berufen, und ihm Fürsorge für das Kurfürstenthum empfohlen. Er gedachte der Wohlthaten, die er ihm erwiesen habe, wie er ihn als seinen Sohn erzogen und den Herzog Heinrich zum Besitze des fürstlichen Landes verholfen. Nun rufe ihn das Schicksal hinaus zu einem Kriege für Fürstenmacht und Religion, die beiden theuersten Schätze. Wenn nun dem Kurfürstenthum irgend ein Unstern drohe, so möge Moriz demselben seinen Schutz angedeihen lassen.

Ungewiß blieb es, ob Johann Friedrich seinem alten Mißtrauen wider den jungen Fürsten gemäß eben deshalb ihm die Vertheidigung seines Landes auftrug, weil er von ihm hinterlistige Absichten auf dasselbe besorgte. Moriz schien nach seiner Antwort wirklich einen solchen Argwohn in des Kurfürsten Seele verspürt zu haben. Die Religion, sagte er, achte er so theuer, daß er seines Lebens für sie nicht schonen werde; aber

---

*) Hortleder. B. 3. C. 54.

er sehe sie nicht so gefährdet, daß es nöthig sey, den Kriegsgott zu ihrem Schutz aufzurufen. Hätten seine theuern Verwandten, die Bundesobersten eine andere Ansicht: so wolle er dieselbe nicht befehden. Er selbst werde sich noch nicht regen. Er sey kein Glied des schmalkaldischen Bundes, die Treue gegen seinen Kaiser könne er nicht brechen. Am wenigsten aber sollten sie deshalb argwöhnen, als gehe er mit hinterlistigen Plänen gegen ihre Besitzungen schwanger. Vielmehr werde er, wenn der römische König, Böhmens Herrscher, oder sonst Jemand einen Angriff auf des Kurfürsten Land wage, es mit Macht vertheidigen, theils aus Dankbarkeit gegen seinen theuren Vetter, theils wegen des Erbrechtes, das er selbst auf dasselbe besitze. *)

In diesem letzten Grunde, warum er die Kurlande beschützen wolle, hatte Moriz einen Wink über seine Ansicht der gegenwärtigen politischen Verhältnisse in Deutschland gegeben, den freilich Johann Friedrich nicht ganz verstehen konnte. Welche Wendung jene Verhältnisse auch nehmen mochten, der Herzog wollte sich und seine Rechte, und darum das sächsische Haus gegen jede Gefahr gesichert wissen. An dem persönlichen Schicksal des Kurfürsten hingegen lag ihm wenig; denn er übersah denselben zu sehr, als daß er ihn achten und

---

*) Arnoldi vita Mauritii elect. Saxon. ap. Menken. T. II. p. 1178. 1179.

lieben konnte, und war sich bewußt, daß er selbst ein weit tüchtigeres Haupt der sächsischen Fürstenfamilie seyn werde.

Um die Besitzungen derselben zu sichern, war durchaus nothwendig, daß er weder mit den schmalkaldischen Bundesgenossen, noch mit dem Kaiser sich innigst verband oder gänzlich brach. Er kannte zu gut den planlosen, spaltigen Geist seines Schwiegervaters Philipp von Hessen und seines Stammvetters Johann Friedrich; die Erfahrung zu vieler Jahre verrieth ihm zu sehr das haltlose Wesen des Bundes, dessen Obersten dieselben waren, als daß er von ihrem Kampfe mit der furchtbaren Macht des habsburgischen Hauses und dem noch größeren Gemüthe des Kaisers, dem er seine Bewunderung nie hatte versagen können, einen glücklichen Ausgang für die evangelischen Stände zu hoffen wagte. Wie sollte er nun seine Zukunft an ihre Plane knüpfen, und wer sollte Retter des sächsischen Hauses werden, wenn auch er mit dem Kurfürsten vor dem kaiserlichen Zorne zu Grunde gegangen war? Noch weniger aber mochte er mit dem Feinde der Fürsten, die ihm so nahe durch Blut und Glauben befreundet waren, sich sogleich öffentlich verbinden; denn nichts wäre alsdann gewisser gewesen, als daß der Kurfürst vor seinem Abzuge nach dem Oberlande sich auf ihn geworfen hätte, und sein herzogliches Land die Beute desselben geworden wäre. Erst durch seinen eigenen

Verwandten zu Grunde gerichtet, konnte er, wenn sein Verderber selbst versank, dann auch das sächsische Haus nicht retten.

Nur aus diesem Gesichtspuncte darf man die Schritte des Herzogs unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges und beim Anfang desselben betrachten. Die evangelische Parthei und seine Religion an den Kaiser zu verrathen, war er weit entfernt; aber er wollte diesen so wenig beleidigen, als die Bundesobersten, um sich und Sachsen zu retten. Wahrscheinlich kannte er nicht Carl's Plane wider die deutsche Mittelmacht überhaupt; denn es läßt sich vermuthen, daß man seinem forschenden Blicke und emporstrebenden, planvollen Geiste sie behutsamer verbarg, als solchen brausenden Männern, wie Heinrich von Braunschweig, welcher leicht alles aufopferte, um sich nur an seinen persönlichen Feinden zu rächen. Aber wären des Kaisers Absichten auf unumschränktere Herrschaft in Deutschland vor Moriz schon jetzt nicht verborgen geblieben, so hätte er, um Retter der Fürstenmacht zu werden, doch keine andere Rolle spielen dürfen, als welche er wählte. Nur durch sie, indem er in der Mitte zwischen dem Kaiser und den Bundesobersten stand, konnte er sich und alles das erhalten, was seine Kraft umfassen sollte, und tief versenkt in seine Brust mußte sein Plan bleiben. Verspürte ihn Carl, so sah er in dem Herzog seinen tödtlichsten Feind. Sollte Moriz ihn den

befreundeten Fürsten Philipp und Johann Friedrich offenherzig mittheilen? sie waren am wenigsten geschickt, ihn zu fassen, glaubten sich viel zu stark, als daß sie durch Gewalt und Muth nicht sogleich alles hätten erzwingen können, was der Jüngling durch Plane auf die Zukunft bezweckte, zumal wenn sich dieser offen mit ihnen wider den Kaiser verband; sie hätten ihm nicht einmal Vertrauen geschenkt und alles aufgeboten, um ihn an die Klippen, durch welche er mit der besonnensten Klugheit schiffen mußte, sogleich scheiternd zu treiben; endlich durfte Moriz ihnen nach manchen Erfahrungen von der Haltlosigkeit ihres Characters nicht einmal Verschwiegenheit genug zutrauen, daß dem Kaiser nicht durch sie die Räthsel seines Gemüthes enthüllt würden.

Während seines Aufenthaltes in Regensburg, als der Krieg von dem Kaiser erklärt wurde, schloß der Herzog von Sachsen mit ihm ein Bündniß (Jun. 19.), welches durchaus in dem Geiste war, den er sich vorgefaßt hatte. Kein Artikel desselben ging wider die schmalkaldischen Bundesgenossen oder die evangelische Lehre; aber so wie Moriz jenen Treue und Freundschaft in mehreren Vereinen versprochen hatte, gelobte er sie auch dem Kaiser und dem Hause Oesterreich, daß er also völlig partheilos zwischen beiden Partheien stehen wollte. Durchaus unbestimmt, so daß es nichtssagend wurde, war sein Versprechen, den Sätzen des Conci-

liums zu Trient einst in sofern, als andere Fürsten Deutschlands, Gehorsam zu leisten, und bis zu diesem Zeitpuncte keine neuen Veränderungen in dem äußern Religionszustande innerhab seiner Länder vorzunehmen. Offenbar befand sich der Vortheil auf seiner Seite, und bei der protestantischen Religion, wenn dagegen der Kaiser verhieß, daß die Gewalt, die schon in dem Herzogthume mit geistlichen Gütern geschaltet hatte, und jede vollbrachte Umwandlung kirchlicher Verhältnisse als genehmigt angesehen werden sollten; und wenn dem Herzog eine solche Advocatie über das Erzstift Magdeburg und das Bisthum Halberstadt übertragen wurde, daß die Bischöfe derselben durchaus seinem Willen hingegeben waren. So gewann Moriz bestimmte, sogleich eintretende Vortheile, und durchaus alles, was die Billigkeit der evangelischen Stände unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur irgend vom Kaiser verlangen konnte; und jeder Nachtheil, welcher aus diesem Bündnisse für ihn und seinen Glauben entstehen mochte, erschien in so ungewisser Ferne, daß er nicht in Erwägung gezogen werden durfte. Auf eine geschicktere Weise hätte er dem Kaiser nicht die Ueberzeugung geben können, daß er gegen ihn wenigstens partheilos seyn werde; und da diesem selbst daran liegen mußte, die Bundesobersten nicht zum Ruin des Herzogs zu reizen, und deshalb einen Bund zu verhehlen, welchen ihr Argwohn und ihre politische Beschränktheit sogleich verdammt hätten, wenn gleich ein tiefes und billiges Urtheil es

nicht durfte, so hatte Moriz für seine Ansicht der gegenwärtigen Bewegungen Deutschlands ein Großes erreicht. *)

Wiewohl es ihm so zu glücken schien, in Eintracht mit beiden Partheien zu bleiben, durfte er doch keiner ganz trauen, und schon für die Sicherheit seines eigenen Landes war es nothwendig, daß er gerüstet da stand. Allein er mußte auch seine ganze Kraft für jeden Augenblick, jede schnelle Wendung der Verhältnisse zusammengefaßt halten, um das sächsische Haus, vielleicht die deutsche Fürstenmacht zu retten, wenn der Sturm reißend darauf eindrang. Sogleich nach dem geschlossenen Bündnisse bot er seine Unterthanen auf, sich gerüstet zu halten, bei Tag und Nacht, zu Roß und zu Fuß. Seine Landstände gingen in seinen Geist ein, und riethen ihm kriegerische Haufen mit Macht zu sammeln, aber nicht gegen den Kaiser zu ziehen, wenn dieser ihm nur unumwunden erkläre, daß er die Reinheit der christlichen Lehre auf keinen Fall befehde.

Wenn Moriz mit Einstimmung seiner eigenen Stände die Waffen nicht wider den Kaiser führte: so durfte er der Volksstimme in den sächsischen Provinzen leichter Trotz bieten. Es gehörte durchaus sein festes Heldengemüth und sein heller, überschauender Verstand

---

*) Heuteri rerum Austriar. L. XII. C. 6.

dazu, daß er durch diese Volksstimme sich nicht zwingen ließ, mit den beiden Bundesobersten als Schutzgeist der irdischen und ewigen Seligkeit des evangelischen Volkes, sich wieder Oesterreich zu erheben. Schwärmerischer, wie die Bewohner irgend einer andern Provinz Deutschlandes, brannten die Sachsen für das flatternde Gebilde evangelischer Freiheit, und jede Triebfeder heiliger Begeisterung ward bei ihnen noch durch einen besondern Stolz gespannt, indem sie sich als die Urheber der Religionsfreiheit ansahen. Wenige unter dem sächsischen Volke mochten schon die partheilose Ruhe des Herzogs nicht als einen Hochverrath gegen den Himmel betrachten, und die Prediger in seinem eigenen Lande waren keinesweges geneigt, eine solche Ansicht zu bestreiten. Er hatte, um den Kaiser auf keine Weise zu einer feindseligen Gesinnung zu reizen, den Previgern zu Leipzig anbefehlen lassen, daß sie der kaiserlichen Majestät nicht in ungutem gedenken wollten; und sie ließen darauf ein Schreiben an ihn ergehen, in dessen Eingang sie durch biblische Sprüche kund thaten, daß man das Recht frei bekennen, und einem Narren nicht in seiner Sache dienen solle. Siehe seine Gewalt nicht an, sagten sie, sondern bekenne die Wahrheit bis in den Tod: so wird Gott der Herr für dich streiten. Die Anwendung von dieser Warnung der heiligen Schrift auf den herzoglichen Befehl wußten sie leicht zu machen. Ihres Amtes sey das Gebet wider alle Feinde und Verfolger des göttlichen Wortes. Der grimmigste

derselben sey der Papst zu Rom, über dessen bösliches Wesen die christlichen Kirchen täglich mordschreien müßten. Wider einen jeden, der sich mit demselben verbinde, rufe ihre Pflicht sie zum Gebet auf, daß Gott dessen Rath und That zerstören und zerstreuen wolle, er sey Kaiser oder Türke. Wie man jener Antwort der kaiserlichen Majestät an den Herzog und seine Stände, daß der Religion der ausbrechende Krieg nicht im geringsten drohe, nur irgend vertrauen könne, da man wisse, daß die Papisten auch ihren Glauben das christliche Wort Gottes nennen, und jede Handlung des Kaisers wider jene Versicherung zeuge? Zwo Partheien ständen jetzt vor ihren Augen. Die eine hätte bishero ob dem Evangelium treu gehalten, die andere hätte dasselbe öffentlich geschändet, verfolget, und wäre bis auf den heutigen Tag der widerwärtigen Lehre des Papstthums anhängig. Dazwischen wäre kein Mittel zu finden, welchen Schmuck und welche Bemäntelung auch die Klüglinge und Kinder dieser Welt erfinden möchten. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, hätte der Heiland gesagt: kein Glossiren oder Täuschen litte dieser Ausspruch. Für eine Parthei müßten sie beten; und mit dem Gebete ließe sich nicht scherzen, wie etliche Weltweise wohl achten möchten. Tief aus dem Grunde des Herzens wollten sie beten; aber für den Kaiser, welcher das Wort Gottes bisher verfolgt hätte? Nimmermehr, sondern wider ihn, und Heil und Glück auf die Waffen des Kurfürsten und Landgrafen vom Himmel hernieder.

Sie fügten endlich noch die Warnung hinzu, womit sie dem Herzog ins Innerste zu treffen hofften, daß jemand, der aus Scheu, Wankelmüthigkeit und Begierde der zeitlichen Wohlfahrt sich in diesen gefährlichen Zeitläufen nicht recht gegen Gott verwahre, wohl ewiges und zeitliches Heil zugleich verlieren könne. *)

Moriz war freilich nicht ein Fürst der Art, daß er sich durch Vorstellungen von politischen Maaßregeln abbringen ließ, deren Nothwendigkeit ihm einmal eingeleuchtet, und die Prediger zu Leipzig erwiesen sich bald geneigter, die Gebete wider die kaiserliche Majestät zu unterlassen. Aber er verspürte doch in ihrer Antwort den Geist, welcher das evangelische Volk belebte, und die Meinung desselben über sein Benehmen. Auch konnte er dem treuherzigen, männlichen Wesen der Geistlichen unmöglich seine Achtung versagen, wiewohl es ihm keineswegs gewiß war, daß der Kaiser die evangelische Lehre befehde, indem er nach der Denkart desselben mehr, als nach seinem politisch nothwendigen Bündnisse mit Rom und nach einigen Verfolgungen evangelischer Bekenner in seinen Reichen urtheilte; und wiewohl er es eben so wenig als ausgemacht ansah, daß eben bei den schmalkaldischen Bundesgenossen alle heilige Wahrheit, die katholische Lehre hingegen ganz von ihr entblößt sey, und deshalb kein Mittel zwischen den Gebeten für und

---

*) Hortleder. B. 3. C. 33.

wider eine dieser Partheien herrsche. Seine Rolle nur ward ihm ohne Zweifel durch einen solchen Geist erschwert, als die Volkslehrer und ihre Gemeinen athmeten; denn theils konnte ihm derselbe sehr furchtbar werden, theils mochte es ihm wehe thun, einem so offenen und biedern Sinne nicht selbst offen und bieder erscheinen zu sollen. Indeß konnte ihn nichts von dem einmal entworfenen Plan entfernen.

Dieser mußte sich von dem Augenblick an, da der Kaiser die beiden Bundesobersten in die Acht erklärte, nothwendig vor der Welt mehr entwickeln. Denn vollzog König Ferdinand von Böhmen aus die Acht wider den Kurfürsten, und war dieser im oberländischen Krieg unglücklich: so schwebte das sächsische Haus in der drohendsten Gefahr, von dem habsburgischen gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden. Moriz durfte sich nicht mit bewaffneter Hand dem römischen König entgegenstellen; denn in diesem Falle war er sogleich offener Feind des Kaisers, und dies wollte er nach seinem reifen Plane, der Frucht einer tiefen Klugheit, nicht werden. Auf die Weise blieb durchaus kein Weg zur Rettung des sächsischen Hauses übrig, als daß er selbst die Vollziehung der Acht wider Johann Friedrich übernahm; und wirklich hatte ihm der Kaiser dieselbe sogleich aufgetragen. *)

*) Sleidan. B. 17. C. 40.

Allein auf dem Theile seiner Rolle, den er nun vollführen sollte, lag ein so gehässiger Schein, daß er zuvor alles mögliche aufbot, um ihn zu mildern.

Die Vorstellungen, welche die Bundesgenossen zu wiederholten malen an die böhmischen Stände ergehen ließen, um die Kriegsrüstung Ferdinand's in der Nähe von Sachsen abzuwehren, hatten dieselbe nicht verhindert. Zu der leichten ungerschen Reuterei, welche der König nach Böhmen brachte, stießen schwere böhmische Reuter; mehrere Haufen Fußvolkes waren gleichfalls zusammen gezogen, und so war eine Kriegsmacht versammelt, gegen welche die Schaaren nicht bestehen konnten, die der Kurfürst zur Bedeckung der Grenzen zurückgelassen hatte.

So gerüstet wandte sich Ferdinand an Moriz, um ihn zur Vollziehung der Acht zu zwingen. Wolle der Herzog, meldete er ihm, als ein treuer Freund des Kaisers seinen Arm der Gerechtigkeit wider die geächteten Fürsten leihen: so wolle er selbst sich gern innerhalb der Grenzen seines Reiches halten, oder auf Verlangen des Herzogs ihm zur schnellen Erreichung seines Zweckes zu Hülfe ziehen.

Moriz schien wenigstens noch zu wanken, ob er diesem Anerbieten sich fügen solle, und noch einen Versuch machen zu wollen, ob er nicht jede Unternehmung

wider den geächteten Kurfürsten abwehren könnte, damit er der Nothwendigkeit entginge, selbst die Strafe der Acht, wäre es auch nur scheinbar, wider seinen Verwandten zu vollziehen. Er reisete schnell zu Ferdinand, um dessen Gemüth zu erforschen. Aber indem er zu Prag mit dem König in Verhandlung war, nahten dessen Kriegshaufen der sächsischen Grenze, und verheerten dieselbe. Sogleich ließen sich die kurfürstlichen Krieger, größtentheils rohes Volk, welches nie einen Feind sah, von ihren festen Stellungen, die ihnen großen Vortheil darboten, zur Abwehrung des Feindes in eine Ebene zum Treffen hinablocken. Die unerfahrenen Anführer verloren alle Gegenwart des Geistes, als die leichte ungersche Reuterei hierhin und dorthin schwärmte, und auf allen Seiten angriff. Schon war die Verwirrung und Furcht groß bei den kurfürstlichen Schaaren, als die schweren böhmischen Reuter und das feindliche Fußvolk mit Gewalt sie anfielen. Plötzlich warfen sie sich in die Flucht, welche ihnen um so verderblicher wurde, da die Ungern leicht die Flüchtigen nach allen Gegenden hin ereilten.

Vielleicht hatte Ferdinand diesen Vorgang angeordnet, vielleicht war er bloß auf die kriegerische Hitze seiner Schaaren zu rechnen. War jenes der Fall, so mochte er mit Moriz verabredet seyn, damit dieser um so schuldloser erscheine, wenn er nur, indem das Unglück schon hereingebrochen war, endlich zur Rettung des sächsischen Hauses, die Vollziehung der Acht wider

den Kurfürsten übernommen hatte. Indessen giebt es gar keinen Beweis, weder daß er überhaupt beim Kaiser den Auftrag dieser Vollziehung für sich eingeleitet, noch daß er jetzt bis zum letzten Augenblicke sich nicht redlich bei Ferdinand bemüht habe, jede Strafe der Reichsacht gänzlich abzuwehren. Hätten aber auch die beiden österreichischen Brüder diese Schritte nach einer Verabredung mit ihm gethan: so liegt seine Rechtfertigung sowohl für eine solche Verabredung, als die Täuschungen, wodurch er sie verbergen wollte, in seiner festen Ueberzeugung, daß der Kaiser den Einfall in Kursachsen für seinen ganzen Kriegsplan durchaus wolle, und in der nothwendigen Vorsicht, so wenig wie möglich den Vorwurf der Treulosigkeit von dem evangelischen Volke auf sich zu laden. Er verdiente ihn nicht und konnte ihm nicht entgehen; aber dennoch war jede Milderung desselben von großem Werthe.

Sobald Moriz die Kunde von der Niederlage der Kurfürstlichen zu Prag erhielt, versprach er als wahrscheinlich, dem römischen Könige, die Vollziehung der Acht zu übernehmen. Der letzte Augenblick, sich zu bestimmen, war gekommen: zauderte er noch, so mochte vor seiner Heimkehr schon ein Theil der sächsischen Provinzen in der Gewalt des Feindes seyn. Daß dieser nun nicht weiter vordrang, war der erste Erfolg seiner Verheißung. *)

*) Arnoldi vita Mauritii. 1179—1181.

Seine Stände hatten ihm gerathen, während des Krieges zwischen dem schmalkaldischen Bunde und dem Reichsoberhaupte ruhig zu bleiben, sobald die Religion nicht in Gefahr schwebe, und nur auf Beschirmung seines eigenen Landes zu denken. Es lag ihm viel daran, auch für die Verheißung, welche er nun dem Könige gethan, ihre Beistimmung zu erhalten, und er rief sie deshalb, unmittelbar nach seiner Heimkehr, am achten des Weinmonates nach Freiberg zusammen.

Einen glücklichern Zeitpunct, um seinen Plan heller vor seinen Unterthanen werden zu lassen, hätte Moriz nicht wählen können. Denn außer der furchtbaren Nähe des Verderbens für Sachsen, hatte sich die Erbärmlichkeit der kriegerischen Unternehmung des schmalkaldischen Bundes in Oberdeutschland schon hinlänglich verrathen. Mit vollem Rechte konnte der Herzog seine Landstände fragen, ob es nicht offenbar sey, daß er sich und ihr Vaterland mit ins Verderben gestürzt hätte, wenn er auch ins Feld wider den Kaiser gezogen wäre? wie wenig sein Zutritt zu den evangelischen Streitgenossen gefruchtet haben würde, da die Bundesobersten mit so großer Macht wider Carl nichts vollbracht hätten, wiewohl derselbe eine lange Zeit von jedem Schutz entblößt gewesen?

Frei also von jedem Vorwurf, daß er an dem Unglücke der evangelischen Parthei Schuld habe, redete er

zu seinen Ständen. Nun sey die Zeit so gefährlich geworden, daß jener Ausschuß von ihnen, welchen er als Rath auf dem letzten Landtage sich zugeordnet habe, nicht allein hinfort mehr rathen könne; nun wolle durch die Vollziehung der Acht wider Johann Friedrich von Sachsen, welche der Kaiser zuerst ihm selbst übertragen hätte, der König von Böhmen sich erheben. Es leide keinen Zweifel, daß derselbe darin glücklich seyn werde. Mancherlei Gefahr drohe dann auch dem herzoglichen sächsischen Hause. Die Besitzungen desselben seyen zum Theil so in die kurfürstlichen Provinzen verschlungen, daß König Ferdinand sie gleichfalls wie seine Beute betrachten werde, wenn er diese zu seinem Reich schlage. Auf seiner Stammsvettern Land habe er ferner eine erbliche Anwartschaft, und könne ihren Ruin auch deshalb nicht gleichgültig ertragen; und endlich, welche Besorgniß schon der Aufenthalt ausländischer Kriegsvölker in Sachsen erregen müsse, zumal da das habsburgische Haus seiner nicht mehr mit Gnade gedenken werde, wenn er die Vollziehung der Acht von sich gewiesen hätte? Seine Stände sollten dies alles erwägen, und seinen Entschluß bestimmen.

Selbst die Landstände, welche in seinen Geist einigermaßen eingingen, glaubten freilich, daß der Feind von Böhmen aus sich jetzt, da der Winter bald hereinbreche, nicht tief mehr in Sachsen hinein wagen werde allein diese Vermuthung hatte für des Herzogs Einsicht

in Plan und Character der österreichischen Brüder nichts wahrscheinliches. Doch ehe, fuhr das Bedenken des Landtages fort, einem ausländischen Volke die Besetzung des kurfürstlichen Landes erlaubt werde, solle man die Bewohner desselben ermahnen, sich in die Hände des befreundeten Herzogs zu geben; den Kurfürsten selbst müsse man ersuchen, sie dazu aufzufordern.

Diesem Bedenken gemäß ergingen zwei Schreiben der Landstände an den Kurfürsten und an den Landgrafen (Oct. 11.). Den letzten ersuchten sie, daß er seinen Genossen in der Feldhauptmannschaft des schmalkaldischen Bundes bewegen möge, sein Land an Herzog Moriz unter dem Scheine, als lasse er sich die Vollziehung der Acht gefallen, aber eigentlich zu dessen Beschirmung zu übergeben. Alle Gründe für eine solche Bitte, wie Moriz sie ihnen in seinem Antrage dargelegt hatte, entwickelten sie in ihrem Briefe. Der Herzog selbst schrieb auch in gleichem Geiste an seinen Schwiegervater Philipp, von welchem er vielleicht Beschwichtigung der ersten auflodernden Empfindlichkeit Johann Friedrich's hoffte. Auch fügte er noch die Bitte hinzu, und wohl mit Redlichkeit, um aus seiner gefahrvollen Lage gerettet zu werden, daß die beiden Bundesobersten den gegenwärtigen Augenblick noch ergreifen möchten, um sich mit dem Kaiser auszusöhnen. An Vermittlung werde es noch nicht fehlen, und er selbst wolle gern alles aufbieten, was zum Frieden dien-

lich seyn könne. Nach Vollziehung der Reichsacht und bei steigendem Ungemach der evangelischen Heere im Oberlande müsse eine friedliche Verhandlung nothwendig weit schwieriger werden.

Bis zum letzten Augenblicke suchte Moriz den Frieden wieder herzustellen. Seinen Zweck, das Haus Sachsen und sich zu retten, würde er dadurch erreicht haben; aber seine Friedensbemühungen im gegenwärtigen Zeitpuncte wären thöricht gewesen, wenn seine eigentliche Absicht blos dahin gestrebt hätte, die kurfürstliche Linie zu Grunde zu richten, um sich zum Haupte des sächsischen Hauses zu erheben. Seinem Ehrgeize schien dies freilich wünschenswerth; aber er war zu edel, durch Verrath ihn zu befriedigen.

Indem Herolde mit jenen Briefen abgegangen waren, sandte der Sohn des Kurfürsten, Herzog Johann Wilhelm von Sachsen, welchem der Vater vorzüglich Vertheidigung des Landes aufgetragen, eine Botschaft an Herzog Moriz, daß er ihm jetzt, da des Königs von Böheim Kriegsrüstung drohe, Hülfe beweisen wolle, theils kraft der alten Erbeinigung, theils weil ihr gemeines Vaterland in Gefahr schwebe. Allein Moriz antwortete, daß er vergebens alles aufgeboten habe, um Frieden zu stiften; nun aber, da das Kriegsfeuer entbrannt sey, wider seinen Herrn und Kaiser keine Fehde

führen könne. Selbst die alte Erbeinigung habe diese ausgenommen. *)

Solche feste, gegen keine Anreizung wankende Stimmung des jungen Herzogs wurde ganz erfordert, um selbst seinen eigenen Landtag zum Eingreifen in seinen Plan zu bewegen. Die Gemüther von verschiedenen Ständen empörten sich wider den Gedanken, daß ihr Herr als Feind eines Fürsten, der mit ihm durch alle heilige Bande der Natur, Religion und menschlicher Vereine verbunden war, auftreten solle. Der Kaiser, ließen sie sich vernehmen, bezwecke nach seiner ewigen Gewohnheit auch anjetzt nichts, als Hader in die deutschen Fürstenseelen zu werfen, damit er ihre Macht desto leichter zerstreuen, und ihren Religionszustand desto leichter nach seinem Vortheil gestalten könne. Wenn es nun dahin gekommen, daß er den Kurfürsten in den Abgrund gestoßen hätte, und dies werde sicher geschehen, sobald sein Vetter feindlich in das Kurland trete, dann sey der Zeitpunct nahe, wo die österreichischen Brüder auch dem Herzoge Moriz Freiheit und Religion entreißen würden. Oder ob dieser den unglücklichen Wahn hege, daß er allein, nachdem seine Glaubensgenossen dahin wären, Fürstenmacht und evangelischen Glauben beschützen wolle? Ueberdies sey es un-

*) Hortleder. B. 3. C. 35. 36. 41. Sleidan. B. 18. C. 10. Arnoldi vita Mauritii, 1181—1183.

edel, den zu befehden, welchen sie vielmehr als einen treuen Gefährten in der Noth, wie als einen Feind befunden hätten. Und Moriz selbst habe dem Kurfürsten ja vor seinem Abzuge nach dem Oberlande Treue und Hülfe bei Angriffen auf Kursachsen gelobet. Man solle doch wachsam seyn, daß man um einer Gefahr zu entgehen, nicht Treue und Blutsfreundschaft verletze, das Heiligste des menschlichen Lebens.

Als Moriz solche Reden auf dem Landtage wiederholt hören mußte, selbst nachdem die Briefe an die Bundesobersten abgegangen waren, und von Männern großen Ansehens, die um so gefährlicher wurden, weil sie mit der Volksstimme sprachen, ward es ihm schwer, das jugendliche Gemüth zu bezähmen, und sich durch seinen Unmuth zu keinen Gewaltthätigkeiten hinreißen zu lassen. Daß er eigentlich zur Rettung des Kurfürstenthums es einnehmen, also im eigentlichsten Sinne sein Versprechen an Johann Friedrich erfüllen wolle, war der Gesichtspunct, den er auf dem Landtage so oft aufgestellt hatte; und nun wollten seine Gegner unter den Ständen durchaus sein Beginnen als Treulosigkeit und Feindschaft ansehen. Seine Ueberzeugung, wie wenig die Bundesobersten, welche Rolle er übernehmen mochte, gegen den Kaiser vollbringen würden, konnte er freilich weniger eindringenden Geistern nicht mittheilen; aber die Beschränktheit, welche der Ausführung nothwendiger Plane in den Weg tritt, nicht zu

mißhandeln, wird einem kraftvollen jungen Manne fast unmöglich. Noch weniger aber mochte er gewöhnliche Seelen auf eine Zukunft blicken lassen, für welche ihm selbst das Gefühl seiner Größe doch nur in Ahnungen das Vertrauen geben konnte, er werde noch immer Mittel finden, wider den Kaiser Religion und Fürstenmacht zu vertheidigen, wenn auch Philipp von Hessen und Johann Friedrich von Sachsen zu Grunde gegangen wären.

Solche Antriebe machten ihm die Bewegungen seiner Gegner auf dem Landtage schon unerträglich; aber er vermochte nicht, alle Gewaltthätigkeit zurückzuhalten, wenn er Aeußerungen des Argwohns hörte, daß diejenigen Stände, welche gänzlich in seine Absichten eingingen, vom Kaiser bestochen wären, oder wenn er öffentliche Urtheile vernahm, daß seine Jugend ihn treibe, seinem Hange unbesonnen zu folgen, und zu kraftlos sey, den Verstrickungen böser Menschen sich zu entwinden. Er ließ endlich einen der Vornehmsten vom Adel, der am heftigsten wider ihn sprach, auf dessen eigener Burg gefangen halten. Aber selbst diese Härte konnte man mit der Wahrscheinlichkeit entschuldigen, daß dieser gefährliche Landstand nicht nur mit Reden, sondern auch durch Handlungen und Verbindungen seinem Herrn widerstreben werde. *)

*) Arnoldi vita Mauritii. 1183 — 1185.

Je heftiger die Bewegungen auf dem Landtage, desto gespannter waren die Gemüther auf Nachrichten aus dem Oberlande, welchen Eindruck daselbst der Entschluß des Herzogs von Sachsen gemacht habe. In des Kaisers Lager war die Freude darüber so groß, daß sie durch den Donner des Geschützes verkündet wurde. Ungemeiner Schmerz betäubte das Heer der Bundesgenossen, und nur Klagen und Verwünschungen gegen den jungen Herzog von Sachsen, als den schmachvollsten Verräther, vernahm man im Lager. Mit anscheinendem Muthe gelobten alle Genossen dem Kurfürsten die beste Hülfe zur Beschützung des Kurlandes; aber insgeheim wankten sie fast alle in ihrem Glauben an ein glückliches Ende der Fehde. Das Mißtrauen gegen einander stieg merkbar, und viele glaubten, daß Landgraf Philipp mit seinem Schwiegersohne Moriz und mit dem Kaiser alle Handlungen verabredet habe.

Allein mit dem männlichsten Muthe schrieb eben Philipp von Hessen an den Herzog und seine Stände. Die Zusage, welche der Kaiser ihnen wegen der Religion gethan, sey ein falsches Gedicht. Wenn wirklich Einnehmung des Kurlandes kraft der vermeinten Acht wider den Willen des Kurfürsten erfolge, so werde keiner von allen Bundesgenossen ihm den Beistand versagen. Dasselbe schrieben die sämmtlichen verordneten Kriegsräthe der vereinten Stände. Den Abscheu des Kurfürsten gegen den Vorschlag, daß er in die Beiz-

zung seines Landes durch Moriz willigen solle, meldeten beide Schreiben. Zugleich erging aus dem verbündeten Lager eine Aufforderung an die evangelischen Städte und Fürsten, welche dem Kurlande am nächsten waren, daß sie schnell Krieger sammeln, gen Wittenberg und Weimar ziehen sollten, um dem Könige Ferdinand und dem Herzoge Moriz Widerstand zu leisten.

Johann Friedrich hatte nur wenige Worte mit stolzer Verachtung an die Stände seines Vetters geschrieben, und dieser meldete ihm sogleich darauf, daß er sein Beginnen ausführen, übrigens es ihm nicht zuwider seyn werde, wenn einst, nachdem der Kurfürst wieder in die Gnade des Kaisers aufgenommen worden sey, mit Bewilligung von diesem und dem römischen Könige, die gemeinen sächsischen Stände alle Angelegenheiten zwischen ihnen beiden in Handlung ziehen sollten. *)

Zum Ersatze für die Sprödigkeit, womit die Bundesgenossen seinen Antrag aufgenommen hatten, konnte dem Herzog und seinen Ständen das Benehmen des Kaisers dienen. Jenen nannte dieser seinen Sohn, und es mochte darin etwas tieferes liegen, als bloße Dank-

*) Hortleder. B. 3. C. 38. Sleidan. B. 18. C. 13. 14. 17. Arnoldi vita Mauritii. 1185.

barkeit für die Vortheile, die ihm aus der Rolle entsprangen, welche Moriz übernommen hatte; einen umfassenden Geist voll großer Entwürfe und Selbstbeherrschung erkannte er in dem jungen Fürsten, und fühlte ihn sich darum so nahe verwandt, als je ein Sohn es hätte seyn können. Den herzoglichen Landständen aber gab er die Erklärung mit dürren Worten, daß sie und die übrigen Unterthanen sollten glauben können, was sie irgend über Religion denken und empfinden möchten, und so begegnete er jedem Einwurfe, welchen der evangelische Eifer wider seine vorige Erklärung gemacht hatte. Auch dankte er ihnen, daß sie in einer durchaus untadelhaften Lage ihren Fürsten nicht verlassen hätten; seine Macht sey für ihren Schutz, und König Ferdinand in ihrer Nähe werde ganz in seinem Geiste und in seinem Namen handeln. *)

Nun also war am Ende des Octobermonates entschieden, daß Moriz feindlich in das Kurfürstenthum eindringen müsse, da sein Antrag, es als Freund zu besetzen, eine solche Aufnahme bei Johann Friedrich und den übrigen Bundesgenossen gefunden, und schon andere Stände wider ihn als einen Feind aufgefordert waren. Auf ihm haftete keine Schuld, daß die Verhältnisse eine solche Wendung nahmen. Schwerlich hätte selbst seine unumwundene Erklärung, daß er das Kur-

*) Arnoldi vita Mauritii. 1185. 1186.

land nach beendigter Fehde an Johann Friedrich zurückgeben wolle, bei diesem eine günstigere Stimmung hervorgebracht; denn sie hätte sicher keinen Glauben gefunden. Aber jene bestimmte Verheißung durfte der Herzog auch nicht geben, ohne sich gegen den Kaiser zu vergehen und ohne seine eigene Rolle zu zerstören: denn er wollte nicht nur gegen den Kurfürsten und die übrigen evangelischen Reichsstände als freundschaftlicher Retter seines Stammvetters und des sächsischen Hauses, sondern gegen die österreichischen Brüder als der treueste Unterthan des Reiches, und geweiht zur Vollziehung der Gerechtigkeit erscheinen. Das einzige, welches ihm einigermaßen noch vorgeworfen werden konnte, bestand darin, daß die Acht selbst nicht alle die Erfordernisse hatte, welche die Reichssatzungen zu ihrer Vollgültigkeit heischten. Kein rechtlicher Proceß, kein Urtheil der Fürsten war ihr vorangegangen. *)

Allein ehe Moriz seinen Zug zur Vollziehung der Acht begann, der von dem schmalkaldischen Bunde nun gewiß als feindlich betrachtet wurde, bot er noch einmal alles auf, um die öffentliche Meinung, welche allenthalben eine sehr gehässige Auslegung seines Beginnens machte, wenn auch nicht zu gewinnen, doch zum Schwanken zu bringen, und deshalb ließ er eine Erklärung, welche ganz auf dieselbe berechnet war, seinen kriegeri-

*) Hortleder. B. 3. C. 38. §. 4. 5.

schen Bewegungen vorangehen. Wohl nie ist die heiligste Scheu, welche ein Fürst hegen kann, nämlich vor dem öffentlichen Urtheil, unbefangener und größer dargelegt worden. Es sey nicht Furcht, war seine Empfindung, wenn er sich gegen die Anklage vertheidige, als sey er der evangelischen Lehre abtrünnig geworden; denn alle ehrliebende Menschen hohen und niedern Stande, welche Gelegenheit gehabt hätten, den Gottesdienst in seinem Fürstenthum zu beobachten, also eben diejenigen, deren Meinung ihm eigentlich schaden konnte, würden ihn völlig gerechtfertigt glauben. Aber jene Anklage könne dahin dringen, wo man von ihm und seinem Lande wenig wisse; und darum liege ihm die Widerlegung derselben am Herzen. Wo es nun ein einziges Ereigniß gebe, welches dagegen spreche, daß er nichts Größeres vor Gottes Angesicht kenne, als lautere Verkündigung der himmlischen Wahrheit in seinem Lande? Mit vollem Rechte könnte er behaupten, daß er vorzüglich gestrebt habe, eine christliche Erziehung und selbst gelehrte Bildung zur Verbreitung des göttlichen Wortes möglich zu machen. So wahrhaftig nun alles für sein lauteres Christenthum spreche, könnten nur enge Seelen ihn darum für abtrünnig halten, weil er die Waffen nicht gegen die kaiserliche Majestät führen wolle. Wohl hätten selbst die evangelischen Theologen gewanket, ob die Reichsstände selbst dann, wenn der Kaiser offenbar die evangelische Lehre befehde, ein Recht hätten, wider ihn zu Felde zu liegen. Er dagegen habe

sich oft vernehmen lassen, daß er an diesem Rechte durchaus nicht zweifle. Aber es dünke ihn unzulässig, wenn man nicht auf das innerste Gemüth des Kaisers sondern auf die Ursache sehe, warum sich der Papst mit demselben zur Führung des Krieges verbunden habe. Alle Erklärungen Carl's, die nicht bloß dem Reiche, sondern vornehmlich den Landständen seines Herzogthumes gethan wären, kündeten eine Denkart an, die keiner Religionswahrheit Gefahr bringe, und vorzüglich möchte man noch bemerken, wie evangelische Ritter und Fürsten mitten im kaiserlichen Lager und umgeben von den eifrigsten Anhängern päpstlicher Greuel ihre reine Religion ungestört ausübten. Wenn diese Männer, welche der Person des Kaisers täglich so nahe wären, an ihm die Absicht, das reine Christenthum zu unterdrücken, vermerkt hätten: so würden sie schon seine Fahnen verlassen haben.

Wer nun gleiche Meinung mit ihm über das Gemüth der kaiserlichen Majestät hege, fuhr Moriz mit schlauer, doch edler Wendung fort, ob dem es nicht tief im Herzen wehe thun werde, daß die innern Fehden deutscher Nation nicht durch gütliche Handlung beigelegt wären, und jetzt das deutsche Vaterland nicht durch innern Frieden kräftig, auch nicht gegen den Türken würde bestehen können? Ihn bekümmere es in seiner Seele zum höchsten, daß diesem Erbfeinde des christlichen Stammes durch den gegenwärtigen Krieg wieder

Muth gemacht worden, sein tyrannisches Vorhaben wider die Christenheit auszuführen. Durch solchen innern Zwiespalt habe er das hochberühmte Griechenland, und andere Königreiche und Länder überwunden. Die Furcht vor einem gleichen Schicksal des deutschen Reichs mußte, wenn es dem Herzog gelang, sie zu erwecken, zugleich das dunkle Gefühl hervorbringen, als hege er mit seinem glühenden Wunsch, den Türken zu bekämpfen, gegen welchen er schon so tapfer zu Felde gelegen, doch eigentlich mehr christlichen Sinn, als jene Fürsten, welche Freiheit und Christenthum gegen ihr Oberhaupt voll Haß vertheidigten, und sie dem Erbfeinde preisgaben.

Nach einer Entwickelung der oft vorgetragenen Gründe, warum er die Vollziehung der Acht wider den Kurfürsten, welche nun die Fehde zwischen dem Haupte und vielen Gliedern des Reiches zur Folge gehabt hätte, nicht mehr ablehnen könne; nach einer Darstellung seiner Versuche, eine solche Vollziehung entweder ganz zu verhindern, oder sobald sie durch ihn geschehen müßte, als eine freundschaftliche Handlung von seinem Vetter gebilligt zu sehen, wandte sich Moriz noch einmal zu der Betheurung, daß ihm der evangelische Glaube das höchste Kleinod sey. Dann schloß er mit der freundlichen Bitte an die ganze deutsche Nation, daß ein jeglicher, hohen oder niedern Standes, welcher ihm zu Unglimpf und anders reden hören, als in dieser Erklä-

rung beschrieben sey, ihn auf diesen wahrhaftigen Bericht verantworten, und dem Ansager nicht Glauben geben wolle. Wir werden, rief er jedem Deutschen zu, vermittelst göttlicher Gnade, nichts handeln noch vornehmen, das wir nicht dereinst mit Ehre und gutem Fuge verantworten können. *)

*) Hortleder. B. 3. C. 41. Sleidan. B. 18. C. 18.

# Zweites Capitel.

## Inhalt.

Kriegerische Bewegungen des Herzogs von Sachsen. Sein Zug nach Zwickau, Altenburg, Torgau und Wittenberg. Widerstand dieses letzten Ortes, der unerobert bleibt. Sehr getadeltes Benehmen des Herzogs. Sein Entschluß in die winterliche Ruhe zu gehen. Hastiger Zug des Kurfürsten in sein Land.

Nachdem Moriz sich vor dem ganzen deutschen Vaterlande über sein Benehmen gerechtfertigt hatte, begann er seine kriegerischen Bewegungen. Er ging an die böhmische Gränze, und beschied dahin die sämmtlichen bewaffneten Haufen, welche er schon im Herbst und Sommer zusammengezogen hatte. Dann vereinigte er sich mit den Schaaren des Königs Ferdinand, und brauchte dieselben als seinen Nachtrab, indem er zuerst auf Zwickau zog, eine Stadt des Kurfürsten.

Zur Nachtzeit besetzte er einen Berg in ihrer Nähe. An Schmähungen gegen Moriz waren die Bürger dieses Ortes vorzüglich freigebig gewesen, und man hatte unter ihnen nur trotzige Aeußerungen vernommen, wie sie den Herzog von ihren Mauern weisen wollten. Als sie jetzt aber beim anbrechenden Morgen den Berg in ihrer Nähe besetzt sahen, fühlten sie auf einmal ihre Verwegenheit gebeugt, und an ihrer Spitze war kein Mann, welcher ihnen eine Seele eingehaucht hätte, dessen es immer bei einer vermischten Volksmenge bedarf. In der Frühe schickte Moriz einen Herold in die Stadt, daß er komme, nicht um einen bösen Willen wider seinen Vetter zu zeigen, sondern einzig um Sachsen zu retten, welches er nicht vermöge, ohne sich desselben mit bewaffneter Hand zu bemächtigen. Jetzt möchten die Bürger Rath halten, ob sie sich lieber ihm, dem Entsprossenen aus sächsischem, vaterländischem Stamme, oder dem Könige Ferdinand, einem nicht verwandten, fremden Fürsten übergeben wollten. Eines von beiden werde geschehen müssen, sonst falle die Stadt in die Gewalt des stürmenden Siegers.

Indem Rath und Bürgerschaft über des Herzogs Antrag sich besprachen, nahmen die Krieger desselben schon die Vorstädte in Besitz. Da flehten jene um zwei Tage Bedenkzeit, welche ihnen Moriz gern gestattete; denn während derselben mochte er alle Anstalten treffen, welche durch die Aussicht auf Bestürmung den Ort zwangen, sich zu ergeben.

Die meisten Bedingungen, unter denen nach einiger Berathschlagung die Zwickauer sich zu ergeben bereit waren, gestand ihnen Moriz zu. Sie gingen vorzüglich dahin, daß kein Bürger der Stadt gezwungen werden solle, wider den Kurfürsten oder einen andern evangelischen Reichsstand zu handeln, und daß die kurfürstliche Besatzung nicht nur wehrhaft, mit aufgerichteten Fähnlein abziehen dürfe, sondern auch ihre gänzliche Haabe ihr frei verabfolgt werde. Am wenigsten mochte es dem Herzoge gefallen, wenn die Zwickauer mit Aengstlichkeit Sicherung ihres Glaubens verlangten; denn eben der Gedanke war ihm sehr verhaßt, als könnte er der evangelischen Lehre die geringste Gefahr bringen; und ganz in seinem Geiste war es, wenn er die Stadt, sich zu ergeben, mit dem Grunde trieb, daß sie sonst leicht von dem Hause Sachsen gänzlich abgedrängt werden möchte (Nov. 4.) *)

Ungemein war des jungen Fürsten Freude, daß es ihm gelungen war, die erste Stadt des Kurlandes, welche er aufforderte, sich ihm zu vertrauen, ohne alle Fehde in seine Gewalt zu bekommen. Dieses Beispiel, hoffte er, sollte auf die übrigen wirken, so daß er wie ein Beschützer, nicht wie ein Feind, durch das Kurfürstenthum ziehen könnte. Unter dem freudigen Donner des Geschützes besetzte er Zwickau, diese Stadt, welche

*) Hortleder. B. 3. C. 42. 43.

dem Kurfürsten besonders theuer galt, und leichter als die meisten andern Plätze Widerstand hätte leisten können.

Als Moriz von ihr aufbrach, um auf Altenburg zu ziehen, mußten Ferdinand's Schaaren ihm sich enger anschließen, und seine Kriegsmacht war nun von der Art, daß er auch mit einem bedeutenden Feinde eine Feldschlacht hätte wagen dürfen. Ohne Widerstand zu finden, besetzte er eine große Strecke des Kurlandes, und indem er durch die strengste Mannszucht auch das geringste Unbild seiner Krieger gegen die Einwohner abwehrte, mochte er als ein willkommner Retter einherziehen. Ihn zu verherrlichen, diente selbst die Furcht, mit welcher die Einwohner die ungerische Reuterei sahen, so daß das Landvolk, wenn sie nahte, in tiefe Wälder oder die benachbarten Städte floh; denn dieser Furcht war es sehr einleuchtend, welche Wohlthat es sey, daß der befreundete Fürst das Kurfürstenthum besetze, und nicht den wilden ausländischen Horden preisgegeben habe. *)

Johann Friedrich's Sohn, Herzog Johann Wilhelm, ließ es nicht an Aufforderungen fehlen, daß die Plätze so lange wie irgend moglich sich halten sollten; allein auf allen Seiten eilten die Einwohner so

*) Arnoldi vita Mauritii. 1181. 1188.

sehr, sich an Moriz zu ergeben, daß er in kurzer Zeit, nachdem er Torgau eingenommen, vor der Hauptfeste des Kurlandes, vor Wittenberg erscheinen konnte. In ihr lag eine treffliche Besatzung, und ihre Werke waren so stark, daß es für unmöglich geachtet wurde, durch Sturm sie einzunehmen. Auf eine langwierige Belagerung durfte sich der Herzog nicht einlassen. Das Beispiel ihres hartnäckigen Widerstandes hätte das übrige Kurland aus der gegenwärtigen Betäubung aufschrecken können, daß es ihn doch als einen Feind betrachtete, und man von allen Seiten die Waffen gegen ihn wieder aufnahm. Ueberdies verbot auch schon der Winter eine lange Belagerung.

Moriz suchte zuerst durch einen Ueberfall sich Wittenbergs zu bemächtigen; die ungerische Reuterei sprengte gegen diese Festung mit stürmischer Eile. Allein die Besatzung war wachsam, und ihr Geschütz trieb sogleich die Ungern zurück. Jetzt nahte Moriz selbst, aber er hatte kaum an der Elbe sein Lager aufgeschlagen, so wurden drei von seinen vornehmsten Räthen, die ohne Bedeckung in einem Dorfe verweilten, von den Wittenbergern gefangen. Als Moriz hörte, mit welcher Schmach die Gefangenen in der Stadt überhäuft wären, und wie das Volk derselben ihn laut der schändlichsten Verbrechen anklage, vergaß er seine bisherige Rolle, und erlaubte seiner Reuterei, die Gegend umher zu verwüsten, und zwei Städtchen in der Nähe Wit-

tenbergs in Brand zu stecken. Selbst die Entschuldigung, daß er dieses dadurch habe schrecken wollen, konnte er nicht einmal für sich anführen, denn die Bürger und Besatzung der Feste wußten recht gut, daß er nicht im Stande seyn werde, ein ähnliches Schicksal über sie zu bringen. Mit Vorwürfen fragte man nun, ob diese Weise etwa die väterliche Liebe sey, mit welcher sich der Herzog des Kurlandes annehmen wolle? und Moriz zog unmuthig von Wittenberg weg, wo er seinen Zweck nicht erreicht und seinen Ruhm befleckt hatte.

Bald nachher nahm der Ungestüm des Winters so zu, daß er glaubte, seinen Feldzug endigen zu müssen, durch welchen er ohnedies wenig mehr vollbringen konnte, da ihm Wittenberg widerstand und der größte Theil der übrigen Besitzungen des Kurfürsten in seiner Gewalt war. Er entließ wenigstens seinen eigenen Adel mit den Worten, daß er für diesen Winter keine kriegerischen Unternehmungen mehr erwarte; aber dennoch möchten sich seine sämmtlichen Ritter auf jeden Fall gefaßt halten; denn der Entschluß des Feindes liege noch nicht klar vor ihnen. *)

Diesmal hatte sich Moriz in seiner Erwartung betrogen, weil er dem Kurfürsten und dem Landgrafen, so wenig er sonst auf ihre Planmäßigkeit und berech-

*) Arnoldi vita Mauritii. 1188—1190.

nende Klugheit bauete, doch zu viel Einsicht in die Eigenthümlichkeit ihrer gegenwärtigen Lage beimaß, als daß er glauben konnte, sie würden Oberdeutschland verlassen und es der Gefahr aussetzen, noch diesen Winter eine Beute des Kaisers zu werden. Johann Friedrich's Erbitterung gegen ihn, und die Empfindlichkeit desselben, eben in seinen Händen das Kurland zu sehen, hatte er nach ihrer ganzen Stärke nicht berechnet.

An demselben Tage, da der Kurfürst schon auf seinem Rückzuge bei Frankfurt stand, forderte Moriz, noch ohne Kunde desselben, die Ritterschaft des Kurlandes auf, daß sie ihm Huldigung leisten solle (Decemb. 12.). „Weil Du, so redete er jeden Ritter an, in den Landen, die sich ihres Heils wegen uns ergeben haben, ansässig bist, und unsers Schutzes und Schirmes bisher genossen hast: so fordern wir Dich hiermit gnädiglich und ernstlich auf, daß Du am dreißigsten Tage dieses Christmonates auf dem Schloß zu Torgau erscheinest, und uns als dem Landesfürsten die gebührliche Eidespflicht thuest." Damit aber dieser Befehl nicht so angesehen werde, als betrachte er sich wie den eigentlichen Besitzer der eingenommenen Lande: so fügte er auch jetzt zu der Verheißung, daß er die Religion und alte Freiheiten der Unterthanen ungekränkt lassen werde, die Versicherung hinzu, daß er nach beigelegter Fehde zwischen dem Oberhaupte des Reiches und den

schmalkaldischen Fürsten, mit Genehmigung von jenem, durch die Landschaften beider sächsischen Linien sich gern der eingenommenen Lande halben wolle besagen lassen. *)

Ehe aber der anberaumte Tag der Huldigung erschien, hatte der Kurfürst schon wieder sein Gebiet betreten. Seine Krieger hatten seine stürmische Eile gern mit ihm getheilt; denn auch sie sahen in dem jungen Herzog von Sachsen einen Verräther alles dessen, was auf der Erde und im Himmel ihnen theuer war. Er habe freilich, redete zu ihnen Johann Friedrich, eine gemeinschaftliche Sache mit seinen Bundesgenossen; vereint hätten sie die Waffen wider den Kaiser ergriffen; aber ein durchaus verschiedenes Loos sey ihnen geworfen worden. Jene besäßen unverletzt ihr Land, in welchem sie sich von den Mühseligkeiten des Krieges erholen, und wo sie sich wider den Kaiser, wenn derselbe mit Gewalt ihnen nahe, vertheidigen könnten. Er dagegen, aller seiner Haabe beraubt, finde sein einziges Gut in der Tapferkeit, der Treue seiner Krieger. Dahin sey er verwiesen, nicht von einem auswärtigen Fürsten, einem Feinde seiner Religion; nein, jedes heilige Band, jede Tugend habe von dem verletzt werden müssen, welcher ihn in dieses Unglück gestoßen. Ihren Sold werde er ihnen mit Treue bezahlen, und leicht

---

*) Hortleder. B. 3. C. 52.

würde es werden, daß sie der Heimath sich wieder bemächtigten. Ihm dränge sich die Liebe seines Volkes entgegen, und Moriz habe seine Kriegsmacht größtentheils aufgelöset.

Mit Begeisterung gelobten seine Schaaren, ihm mit Sturmeseile in jede Gefahr zu folgen. Es ward beschlossen, so schnell und heimlich, wie irgend möglich, einher zu ziehen, und in vielen getrennten Haufen, um den Herzog zu täuschen, damit er glaube, daß nur einige flüchtige Schaaren das verbündete Lager verlassen hätten, und der Heimath zueilten.

Dennoch flog ihnen vorauf das Gerücht nach Meißen, daß der Kurfürst mit großer Macht und im Eilzuge wider Moriz komme. Allein dieser baute so sicher auf seine Berechnungen, daß er demselben nicht glaubte; und er ward nicht früher aufgeschreckt, als bis die Kunde kam, daß sämmtliche Haufen Johann Friedrich's bei Fulda zusammengestoßen und von unbeschreiblicher Wuth beseelt wären. *)

Moriz war noch wenig gerüstet, als der Kurfürst schon mit seiner ganzen Macht in Thüringen stand, und ein Schreiben an die Landstände des Herzogs erließ, von welchem selbst Landgraf Philipp meldete,

*) Arnoldi vita Mauritii. 1190—1192.

wie sehr er wünsche, daß dasselbe nicht ergangen wäre; denn Streiche und Wunden heilten zuletzt, aber solches Wort und solche Schrift würden nicht vergessen.

Zuerst äußerte Johann Friedrich, daß er eine förmliche Antwort auf das Schreiben der Stände nicht ohne sonderliches Bedenken unterlassen habe; denn es hätte sich zuvor offenbaren müssen, wohin die Sache hinauslaufen wolle. Nun sey es aber einleuchtend geworden, daß manche von den Ständen mit ihren untreuen Praktiken und Rathschlägen, mit welchen sie viele Jahre fleißig umgegangen wären, die sie aber wegen der Schickung Gottes bisher nicht ins Werk hätten richten können, nun auf einmal herausbrechen und sie nicht länger im Hinterhalt lassen wollten. Ihre Treue wäre schon von ehemals bekannt, da sie in Herzog Georg kurz vor seinem Tode gedrungen, durch ein Testament, das freilich immer ein nichtiges, vermeintes gewesen wäre, den Herzog Heinrich und dessen Sohn, ihren gegenwärtigen Herrn von der Erbfolge in ihrem Fürstenthum zu verdrängen, und blos darum, weil dieselben das allein seeligmachende Wort Gottes angenommen hätten. Dann wäre es durch derselben Verräther betrügliches und hinterlistiges Abhalten geschehen, daß Moriz nicht dem schmalkaldischen Bunde beigetreten wäre. Dennoch hätte er auf diesen jungen Fürsten die schönste Hoffnung, für das Heil des sächsischen Hauses gegründet; aber damit dasselbe nicht zu tief Wurzel

schlage, hätten eben jene Rathgeber die befreundeten sächsischen Fürsten zur Fehde gegen einander getrieben; und nachdem dieses Wetter durch den Landgrafen von Hessen beschworen sey, hätten sie ihren Herrn verführt, wider Treue und Glauben die kurfürstlichen Lande einzunehmen. Solche unverdiente Unfreundschaft und Untreue des Herzogs, in welche sie ihn ohne Zweifel geführet; durch Finanzerei und verrätherisches Judasgeld erkauft, hätte an sich ihm tiefere Trauer verursacht, als selbst das Verderben, welches dadurch über seine armen Unterthanen hereingebrochen wäre. Diese hätte man überzogen mit dem viehischen, tyrannischen, unchristlichen, türkischen und husarischen Volke, und da wären die armen Pfarrherrn und die Jungfrauen jämmerlich geschmäht und geschändet worden.

Indem der Kurfürst im Verfolg seiner Schrift der Gründe erwähnte, durch welche solche verruchte Rathgeber ihren Herrn zu diesem letzten Beginnen verleitet hätten, gedachte er auch der Aussicht, deren sie sich schon erfreuten, daß sie die Vortheile der Vermittelung einerndten würden, wenn er dereinst durch Unterhandlung mit seinem Vetter Moriz wieder zu seinem Lande kommen wollte. Johann Friedrich selbst glaubte also auch jetzt noch nicht, daß des Herzogs Absicht dahin gehe, sich des Kurfürstenthums auf immer zu bemächtigen, sondern daß er höchstens einen Gewinn, vielleicht an Land und Leuten, von seiner Besetzung desse-

ben hoffte. Moriz hatte diese Erwartung auch öfters angedeutet, und sie konnte mit seinem höhern Plane, Rettung des sächsischen Hauses, vielleicht der deutschen Fürstenmacht, ohne Zweifel bestehen.

Bei diesem höhern Plane, welchen Johann Friedrich nicht einzusehen vermochte, weil er dann sich selbst und seinen Bundesgenossen wirklich so wenig hätte zutrauen müssen, als billig gewesen wäre, entschied auch der Umstand nichts, auf welchen sich diese Fehdeschrift berief, daß die Vollziehung der Acht schon deshalb hätte abgelehnt werden müssen, weil diese durchaus nicht den Reichssatzungen entspreche. Gegen die gesetzliche Reinheit von des Herzogs Unternehmen entstand daher wohl ein leiser Vorwurf; aber nicht gegen die politische Nothwendigkeit. Sie war gänzlich dadurch gerechtfertigt, daß Ferdinand die Acht vollziehen wollte, und darauf der Einsturz des sächsischen Hauses wahrscheinlich erfolgt wäre.

Mehr aber als die bittersten Vorwürfe mußte den jungen Herzog der Geist dieser Urkunde heftiger Fehde schmerzen, daß er in ihr wie ein Opfer der schändlichsten Verführung durch bestochene Räthe dargestellt und bemitleidet worden. Seine Selbstständigkeit war ihm so hochtheuer, und gewiß wäre er der Welt noch lieber als ein Verbrecher, wie als ein schwacher Jüngling erschienen. Wirklich aber erhielt jene Ansicht für diejeni-

gen, welche ihn nicht durchaus gefaßt hatten, einige Wahrscheinlichkeit, weil der Ausschuß seiner Stände, den er sich zugeordnet hatte, größtentheils aus solchen Männern bestanden haben soll, welche besondere Herrschsucht, Freundschaft für Habsburg und den alten Glauben unter Herzog Georg geäußert hatten.

Der härteste Schlag war endlich, daß Johann Friedrich mit dürren Worten erklärte, ihm wäre glaubliche Kundschaft zugekommen, daß überhaupt die ganze Kette hinterlistiger Maaßregeln, womit man ihn und sein unglückliches Land und die evangelische Parthei umgeben habe, zu Regensburg und Prag von Moriz und seinen Räthen erfunden und geschlungen worden. Zu seiner Zeit werde er das schändliche Gewebe schon enthüllen. War jene Beschuldigung gegründet, wofür die Geschichte freilich keinen Beweis hat; wie viel mußte Moriz von dieser Enthüllung fürchten. Auf jeden Fall konnte er nach der Drohung des Kurfürsten wenigstens besorgen, daß jenes Bündniß, welches er zu Regensburg mit dem Kaiser geschlossen hatte, den schmalkaldischen Fürsten verrathen sey, und es war gewiß, daß dasselbe, wenn es bekannt wurde, nicht so tadellos, als es wirklich war, sondern mit Abscheu von dem größten Theil des evangelischen Deutschlandes würde angesehen werden. War aber jene Beschuldigung von Seiten des Kurfürsten durchaus nichts weiter, als eine verwegene Vermuthung: so fand sie doch mehr Eingang, als alle

Betheurungen dawider von Moriz; und dies in dem Augenblicke, wo er mit Johann Friedrich in seinem eigenen Lande den Kampf bestehen sollte, und in der höchsten Gefahr schwebte, wenn die Gemüther der Sachsen, die ihm schon abwendiger, bis zur Wuth wider ihn erbittert würden.

Unter diesen Umständen war die Drohung, womit die Urkunde der Fehde sich schloß, auch für eine Heldenseele schreckend. Wenn nun der allmächtige Gott, drohte Johann Friedrich, welcher ihn mit einem stattlichen Kriegsvolke zur Heimath geführt habe, ihm zum Besitze seiner Lande gnädiglich verholfen hätte: dann wolle er jene Verräther gegen das Haus Sachsen auf ihrem Heerde, und ihren Herrn in seinem Fürstenthum heimsuchen, und demselben das Maaß geben, womit er ihm gemessen; über ihn komme das Blut nicht, welches im sächsischen Vaterlande fließen werde (Decemb. 22.). *)

*) Hortleder. B. 3. C. 55. Sleidan. B. 18. C. 28.

# Drittes Capitel.

## Inhalt.

Erstes Streben des Herzogs Moriz, die Stadt Leipzig wider den Angriff des Kurfürsten zu schützen. Belagerung derselben und tapfere Vertheidigung. Uebermacht Johann Friedrich's in Thüringen und Meissen. Seine weiteren Fortschritte. Interesse der österreichischen Brüder, den Herzog nicht unterliegen zu lassen. Bewegungen von beiden zu seiner Unterstützung. Markgraf Albrecht von Brandenburg mit einigem Kriegsvolke nach Sachsen gesandt. Sein Einzug in Chemnitz. Gefährlicher Aufstand der Soldaten daselbst. Unglück des Markgrafen zu Rochlitz. Kurzer Waffenstillstand. Furchtbare Bewegungen der Böhmen wider König Ferdinand, von drohenden Folgen für Moriz. Einzige Hoffnung in der erwarteten Ankunft des Kaisers.

---

Die erste Sorge von Herzog Moriz, indem er sich nun auf allen Seiten bedroht sah, ging dahin, Leipzig gegen einen feindlichen Ueberfall zu sichern. Es war wenig befestigt, und wegen des Reichthums, wel-

chen der Handel in seine Mauern gebracht hatte, eine sehr lockende Beute. Von Naumburg, wo ein Theil seiner Krieger im Winterlager stand, zog der Herzog schnell einige Mannschaft, die sich in Leipzig werfen sollte, und das kurfürstliche Heer folgte ihr so rasch auf dem Fuße, daß die feindliche Reiterei nahe an sie streifte, und die kriegerischen Töne von beiden Zügen sich vermischten.

Die reichen großen Vorstädte von Leipzig ließ Moriz sogleich in Brand stecken, weil der Feind sich ihrer leicht bemächtigen und von ihnen aus die Stadt mit Glück bestürmen konnte. Das Wehklagen über diese harte, doch nothwendige Maaßregel erhob sich laut, wiewohl die Furcht vor den nächsten Ereignissen es hätte dämpfen sollen. Auf Fürsorge des Herzogs fanden alle, die ihre Häuser ein Raub der Flammen werden sahen, Wohnungen in den öffentlichen Gebäuden der Universität. Der Krieg hatte die Wissenschaften verscheucht. Die Lehrlinge zerstreuten sich, und die Lehrer waren nach Meißen gezogen.

In der Nähe, zu Halle, hielt der Kurfürst drei Tage Rast, um sein schweres Geschütz, dessen er eine große Menge besaß, zu erwarten, und dann völlig gerüstet zur Belagerung von Leipzig abzuziehen. In Erwartung derselben rief Moriz die Ungern und Deutschen, aus welchen er die Vertheidiger der Stadt wäh-

len wollte, auf den Markt zusammen, und alle waf-fenfähige Bürger mußten auch daselbst bewaffnet erschei-nen. In ihrer Mitte redete er also:

„Zweifelt nicht, Bürger und Krieger, daß wir Kraft genug haben, den Feinden zu widerstehen. Sie sind stärker an Zahl der Streiter, wir an Güte derse-ben. Den ganzen Sommer über hat der Kaiser ihnen so mitgespielt, daß auch ihr Muth aufgerieben ist. Ha-ben sie ein Recht zur Hoffnung auf Sieg, da sie auf einer schmachvollen Flucht gegen uns gezogen kommen? Auch steht der Winter uns bei, daß sie mit ihrer über-legenen Zahl nicht ohne großen Verlust im Felde blei-ben können. Mit uns streitet der König von Böhmen, mit uns der triumphirende Kaiser. Durch das Gewicht seines Namens kann er schon den Ueberrest derer ver-nichten, welche gegen ihn aufstanden. Nur den ersten Sturm besteht mit mannhaftem Sinne. Jede Gefahr theilet mit euch euer Fürst und Anführer. Euch gezie-met nicht, zu beben, weil die Landleute dieser Gegend gezittert haben, weil eure Vorstädte ein Raub der Flammen geworden. Das Ende der Fehde oder der Sieg bringt Ersatz für solchen Verlust. Glaubt ihr denn nicht, Bürger dieser Stadt, daß eure Mauer fest genug sey, um gegen den Angriff des zahlreichsten Feindes nicht zu wanken? Einmüthiger Wille derer, welche sie vertheidigen, macht er nicht die Festung? O schaut hier auf meine Krieger, eine feste Burg, und

schließt mit ihnen den Bund, der euch, und eurer Weiber, eurer Kinder Heil bewahret. Ihm vertrauet es an, und gebt nicht einem Feinde Gehör, der sich rühmt, daß er nur sein Eigenthum wieder erobern wolle, nicht ein anderes begehre. Wohin er auch in fremdes Gebiet kam, hat er geplündert. Wollte er Frieden, warum hat er ihn nicht angeboten, und gerechte Bedingungen desselben vorgeschlagen? Ich hege nicht in mir ein so hartes Gemüth, daß ich sie von mir geworfen hätte. Aber geduldig werde ich es nimmer ertragen, daß der Feind gegen euch die Wuth schleudre, womit er vergebens den Kaiser niederzuwerfen suchte. Gern theile ich jedes Geschick mit euch, und auf diesem Markte möge ich mein Grab finden, auf ihm das Denkmal eines edlen Todes, wenn ich bei euch verweilen soll, und eine höhere Schickung es also ordnet. Glaubt ihr aber, es sey rathsamer, daß ich euch verlasse, und neue Macht sammle, um euch zu Hülfe zu eilen, wenn ihr zu sehr bedrängt werdet, so will ich diesem Rathe folgen, und mit solchem Eifer draußen sorgen, und solche Anordnungen für die Besatzung zurücklassen, daß ihr mich, wiewohl abwesend, doch auch gegenwärtig achtet."

Mit aufgehobenen Händen gelobten ihm Bürger und Krieger Gehorsam gegen jeden seiner Befehle, und frischen Muth, möge er in ihren Mauern bleiben oder sie verlassen. Wie es ihn gut dünke, wolle er sich hierin bestimmen.

In einem Kriegsrathe, welchen Moriz darauf hielt, beschloß er, die Stadt zu verlassen; und noch war er beschäftigt, Befehle wegen der Vertheidigung zu geben, als die Wächter meldeten, man sähe schon einige Geschwader des Feindes. Ueberrascht in seinen Anordnungen führte der Herzog seine ganze Kriegsmacht hinaus in das offene Feld, um wenigstens so lange den Feind von der Stadt zurückzuhalten, bis er seine Verfügungen vollendet hätte.

Er beschäftigte die ersten feindlichen Schwärme durch kleine Gefechte mit seiner leichten Reuterei, und ließ dann sein übriges Heer in einen dichten Haufen zusammentreten, damit es dem Befehlshaber, welchen er ernennen würde, Treue schwören sollte, wie wenn er selbst anführte.

Besonders angesehen, kriegserfahren und eindringenden Geistes, so auch fest gesinnt in seiner Liebe für Moriz, war unter dem Adel des Heeres, Sebastian von Wallwitz. Ihm übergab hier öffentlich im kriegerischen Kreise der Herzog die Stadt und Besatzung. „Ihr kennt ihn," sagte er, „viele von euch sind Augenzeugen seiner tapfern Thaten, seiner herrlichen Tugenden gewesen; und ihr übrigen laßt euch davon durch diese Augenzeugen erzählen."

Unterdessen schwoll die Menge des Feindes immer höher an, und Moriz hätte nichts Thörichteres begin-

nen können, als wenn er sich zu einer Schlacht hätte zwingen lassen. Ein auserlesenes Fußvolk und einige Reuterei zogen froh unter Sebastian Wallwitz, von dessen Tugenden seine Freigebigkeit ihnen besonders angenehm war, als Besatzung nach Leipzig hinein. Mit der übrigen Kriegsmacht brach der Herzog auf; die deutschen Reuter, die noch mit ihm waren, sandte er nach Chemnitz, das sämmtliche Fußvolk nach Zwickau. Diese Stadt mußte er sich besonders sichern; denn sie war wegen ihrer Lage auf der Gränze von Meißen gegen das Voigtland wichtig, und ihre Bürger waren durch ihre besondere Liebe gegen den Kurfürsten berühmt. Bei dem ersten Glücke desselben mochten sie aufstehen und ihm die Hand reichen, wenn sie nicht durch eine starke Besatzung gezähmt wurden.

Nach Dresden verlegte Moriz vorerst die Ungern, weil ihre Wildheit in seiner Hauptstadt am leichtesten gezügelt werden konnte; er selbst aber wählte Chemnitz zu seinem Standorte, theils weil er hier im Mittelpuncte der wichtigsten Plätze war, theils weil in den Städten der Bergwerke eine besondere evangelische Schwärmerei herrschte, und von fanatischen Predigern unterhalten wurde. Alle waffenfähige Unterthanen beschied er dann nach bequemen Sammelplätzen.

An drei verschiedenen Seiten begann unterdessen der Kurfürst die Belagerung von Leipzig (Jan. 13. 1547.).

Die Gewalt seines groben Geschützes richtete funfzehn Tage hindurch große Verwüstung an, und mehr als zwei Dritttheile der Stadtmauer waren so zertrümmert, daß sich die Besatzung nur hinter neu aufgeworfenen schwachen Verschanzungen vertheidigte. Allein Sebastian von Wallwitz bezeigte sich ungemein munter, den Belagerern jeden Vortheil zu verderben, und seine Krieger zu stärken, denen die Wuth der Kurfürstlichen, von welchen sie ohne Unterlaß Pfaffenknechte geschimpft wurden, ein schreckliches Schicksal drohte, wenn die Stadt erobert ward. Vorzüglich aber half, daß Johann Friedrich keinen Sturm wagen durfte. Der Ungestüm der Witterung beugte seine Haufen gänzlich nieder, da sie schon von dem oberländischen Kriege und Seuchen, die ihnen aus demselben folgten, der frischen Kraft beraubt waren. Nur der dritte Theil des Heeres war munter, und mochte keinen Sturm wider Besatzung und Bürger von Leipzig glücklich vollbringen. Ueberdies lag ihm Moriz im Rücken, dessen Macht täglich mehr anwuchs.

So sah sich der Kurfürst gezwungen, die Belagerung aufzuheben, und auch jetzt wurden seine Maaßregeln eben so getadelt, wie im oberländischen Kriege. Warum er, hieß es, seine Zeit vor Leipzig verschwendet habe, da es schon anfänglich sehr ungewiß gewesen, ob er die Stadt werde erobern können? Warum er den Herzog nicht unaufhörlich verfolgt habe, welcher kaum

stark genug gewesen seyn würde, sich ihm irgendwo zu einer Schlacht entgegen zu stellen. In Meißen wolle ihm ja alles Volk so wohl, daß es sich sogleich voll Freude zu ihm gewandt hätte. Nun aber sey ohne Zweifel sein Name in Sachsen sehr geschwächt, da seine erste Unternehmung seit seiner Heimkehr so sehr verunglückt wäre.

Zu Altenburg hielt der Kurfürst Rast nach dem Abzuge von Leipzig, und theilte seine Haufen in die Gegend umher, damit sie in Hütten sich vor dem Winter schützten und erquickten. Vier Meilen von jener Stadt war des Herzogs Standort Chemnitz; die Mulde trennte beide Heere. Nur die Ungern, welche Moriz jetzt wieder an sich gezogen hatte, beunruhigten bisweilen des Feindes Erholung.

Ehe die Belagerung von Leipzig begann, hatte der Kaiser in der Gegend von Ulm Kunde bekommen, wie der Kurfürst von Sachsen wider seinen Liebling Moriz mit großer Kriegsmacht gezogen sey, und demselben Verderben bereite. Sogleich bot er einen andern jungen evangelischen Fürsten auf, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, einen trauten Freund des Herzogs von Sachsen, daß er diesem mit einigen Geschwadern Reuterei und einigen Haufen Fußknechte zu Hülfe eilen wolle. Dem Markgrafen folgten einige Fähnlein Spanier und Italiener unter tapfern Obersten.

Mit der innigsten Freude empfing Moriz seinen Jugendfreund zu Chemnitz; der Einzug der Reuter Albrecht's war wie ein Triumph. Die beiden jungen Fürsten hielten nun trauten Rath wider den Kurfürsten, und ihr Entschluß war, da ein milderes Wetter Schnee und Eis aufzulösen begann, sich zu jeder Unternehmung bereit zu halten. Indem Moriz zu Chemnitz zurückblieb, sollte Albrecht mit seinen Kriegsschaaren nach Rochlitz ziehen, welcher Ort ungefähr vier Meilen von Altenburg entfernt ist, wie Chemnitz, aber Leipzig zur Linken näher hat. Die Absicht war, daß man bei einer solchen Wahl der Posten, wenn irgend etwas entscheidendes geschehen sollte, die Besatzung von Leipzig schnell an sich ziehen mochte. *)

Die Theilnahme des Markgrafen Albrecht am sächsischen Kriege konnte vielleicht auch darum gute Folgen haben, weil des Kaisers Befehl an die Landschaft des Kurfürstenthums Brandenburg, daß sie dem Herzoge Moriz wider den gewesenen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen zu Hülfe ziehen solle, **) leichter befolgt wurde, wenn ein Fürst aus dem brandenburgischen Hause unter den ersten Anführern der herzoglichen sächsischen Macht erblickt wurde. Aber alles

*) Arnoldi vita Mauritii. 1192—1200. Sleidan. B. 18. S. 33. 34. Hortleder. B. 3. S. 58—60.

**) Hortleder. B. 3. S. 63.

Heil, welches Albrecht bringen sollte, ward nichtig durch die List eines Weibes.

Zu Rochlitz lebte die Wittwe eines Sohnes von Herzog Georg, eine Schwester des Landgrafen Philipp von Hessen. Sie war also mit Moriz sehr nahe verwandt, und ihre Besitzungen trug sie von ihm zu Lehen; aber dennoch wohlwollte sie dem Kurfürsten, dem Bundesgenossen ihres Bruders. Diesen ihren Hang fürchtete Moriz, welcher sie durchaus erforscht hatte, um so mehr, weil sie in Verhandlungen der Liebe geübt war, und ein üppiges Leben führte; Albrecht von Brandenburg aber solche Neigungen gleichfalls hegte. „Ich bitte dich," sagte Moriz scherzend zu ihm, „wenn dir die Fürstin gefällt und du durch ihre Liebesknoten mit mir verwandt werden willst, so trage nur Sorge, daß es ohne meinen Schaden geschehe." Der Markgraf erwiederte lachend: „darüber werde ich nachsinnen, wenn ich erst in ihrer Gegenwart lebe."

So war der jungen Fürsten Gespräch, als Albrecht nach Rochlitz abziehen sollte; aber vor seinem Abzuge entstand zu Chemnitz noch ein Aufruhr, der ihnen leicht den Tod hätte bringen können, und jenen Geist in Moriz, der immer wie ein Blitz niederschlug, von neuem bewährte. Bei einem Zechgelage entstand ein Zank zwischen Ungern und zwei Reutern des Markgrafen. Er verbreitete sich bald durch die Stadt zu

den Genossen beider Partheien. Zwei Ungern wurden getödtet, und ihre Landsleute flogen hinaus auf das offene Gefilde. Hier standen beide Partheien voll Zorn gegen einander und zum Treffen bereit, als Moriz mit wenigen Gefährten heransprengte. Durch Bitten suchte er die deutschen Krieger, die Ungern zu besänftigen, daß sie von dem verruchten Vorhaben abstehen sollten. Weil seine Reden keinen Eingang fanden, nahm er eine eiserne Streitart, und schlug einen der aufrührerischen Deutschen nieder. Als dessen Genossen ihn schwer verwundet sahen, gedachten sie voll Grimm, daß sie dem Herzoge nicht den Eid der Treue geschworen hätten, und dieser blieb standhaft, von Lebensgefahr umringt. Endlich sprengte auch Albrecht heran. Sein Gebot an die Reuter und Landsknechte, und des sächsischen Fürsten Gewicht bei den Ungern, bewirkten zuletzt wenigstens einen Aufschub des rasenden Beginnens, und die Anführer hielten einen schnellen Aufbruch des Markgrafen nach Rochlitz für nothwendig, um dasselbe ganz zu verhindern.

Albrecht's Tapferkeit war berühmt; aber nie hat er seine Leidenschaften bezähmt, und in der Nähe der Gefahr folgte er ihnen mit sicherer Wollust. Wie durch einen Zauber gefangen erschien er, sobald er die Burg zu Rochlitz betreten hatte, wohin die schlaue Wittwe, Fürstin Elisabeth, unmittelbar nach seiner Ankunft zum schwelgerischen Gastmahle ihn einlud. Nun

begann ein wollüstiges Gaukelspiel des Lebens, und der Markgraf vergaß des Krieges bei nächtlichen Tänzen an Elisabeth's Hand, und des Lagers, indem er bis zu den Stunden der Frühe unter dem Gewühl der Larven schwärmte.

Wiewohl die Fürstin ihm den Kelch der Vergessenheit reichte, handelte sie schlau und besonnen; ihre täglichen Berathschlagungen mit dem Feinde blieben dem Feldherrn verborgen. Als er an einem Abend, von den Zechgelagen des Tages berauscht, von einem tiefen Schlaf gefesselt lag, und die vornehmsten Führer seines kleinen Heeres in gleichen Zustand mit ihm versenkt waren: hatte der Kurfürst sich aufgemacht, in die Gegend von Rochlitz zu ziehen. Auf diese Nacht war des Markgrafen Verderben mit der Fürstin verabredet; der Ungestüm, womit der Abend hereinbrach, begünstigte jede Verabredung. Genaue Kunde gelangte an Johann Friedrich, wo die Feldwachen ausgestellt waren. Sie wurden alle überfallen und gefangen genommen; kein Bote kam zum Markgrafen, und verkündete die nahenden Feinde. Ein Theil der kurfürstlichen Reiterei ward vorausgesandt, die Vorgegend der Stadt zu überfallen. Hier lag eine Menge der feindlichen Krieger. Wie der Morgen zu dämmern begann, stellten sich einige Geschwader markgräflicher Reiter und einige kaiserliche Fähnlein den Kurfürstlichen entgegen, und flohen zerstreut oder zogen sich in die Vorstadt nach

einem kurzen, aber sehr ernsten Gefechte. Nun erhob sich ein heftiges Getöse; Albrecht ward aus dem Schlaf geschreckt. Als er mit wenigen Gefährten zum Thore kam, fand er die Seinigen hart bedrängt, und den Feind nahe daran, in die Stadt zu fallen. Seine Gegenwart stärkte jene; er zog sie, so viel möglich, aus dem Gewirre zusammen. Jetzt langte der Kurfürst mit seiner übrigen Macht an, und besetzte sogleich die Burg, auf welche Krieger zu legen, der Markgraf im Taumel des Lebens vergessen hatte. Das schwere Geschütz, aufgepflanzt in ihr, wirkte schrecklich auf die hervorbrechenden Haufen Albrecht's; und die Kurfürstlichen, wenn sie zurückgedrängt wurden, hatten eine sichere Zuflucht in der Burg Vorhof. Da eilte der Markgraf in die Stadt zurück, um seine übrige Kriegsmacht herauszuführen. In Schlachtordnung standen die Landsknechte auf dem Markte, und schrieen verwirrt durch einander nach Pulver. Selbst damit waren sie nicht einmal versorgt. Ein Pulverkarren ward herbeigeführt. Ihm nahte sich ein Knecht unvorsichtig mit Feuer; er flog in die Luft. Viele lagen getödtet umher; der letzte Vorrath von Pulver war verloren. Dennoch drängte sich das Fußvolk zwischen die Reiter, dem Feinde zu widerstehen wenigstens hoffte man, die Stadt so lange zu behaupten, daß Herzog Moriz, der nicht sehr entfernt stand, zur Rettung herbeieilen könnte. Aber schon waren viele Kurfürstliche in die Stadt gedrungen, wahrscheinlich nicht ohne Beihülfe der Bürger; aus vielen Häusern ward

auf die Markgräflichen geworfen und geschossen. Albrecht selbst hielt nun Rochlitz verloren, und suchte nur sich zu retten. Glücklich kam er mit einigen Gefährten durch die Mulde; aber die Stadt, in einem Thal gelegen, war auf allen Seiten von Hohlwegen umgeben, die schon von Kurfürstlichen besetzt waren. Albrecht stieß auf ein Geschwader derselben, und wollte sich durchschlagen; aber von der Menge umringt, sah er sich erkannt. Viele Stimmen riefen ihm zu, daß er sich gefangen geben und nicht muthwillig in den Tod stürzen sollte. Herzog Ernst von Lüneburg nahm ihn gefangen, und überlieferte ihn dem Kurfürsten, der nicht geringe Freude darob empfand, einen Helden, der zu den Tapfersten des deutschen Vaterlandes gezählt wurde, einen von den wenigen evangelischen Fürsten und Rittern, die trotz aller Warnung unter kaiserlicher Fahne wider ihre Glaubensgenossen gestritten hatten, und den vertrauten Freund von Herzog Moriz in seiner Gewalt zu erblicken.

Sobald des Führers Unfall in der Stadt bekannt wurde, handelten seine übrigen Krieger wegen der Uebergabe, und Albrecht flehte den Kurfürsten, nicht länger wider sie mit dem Schwerte zu wüthen. Da ward ihnen geboten, sämmtliche Wehr abzulegen; ihre ganze Haabe wurde den Kurfürstlichen zur Plünderung überlassen. Entwaffnet mußten sie auf einem Platze sich zu einem traurigen Haufen sammeln, und schwören, bin-

nen vier Monaten keinem andern Herrn den Soldateneid zu leisten. Darauf wurde der Sitte gemäß einem jedem statt seiner Waffen ein weißer Stab zur Wanderung gegeben. (März 2. 1547.)

Moriz war an dem Tage dieses unglücklichen Ereignisses wirklich ausgerückt, um sich mit Albrecht zu vereinigen. Allein beim Anfang des Ueberfalls der Vorstadt zur fünften Frühstunde hatte niemand Besonnenheit genug gehabt, sogleich Kunde davon an den Herzog zu senden. Auch vermuthete man den Ausgang nicht so unglücklich, als er wirklich erfolgte, und hatte deshalb auch keine Hülfe durchaus nothwendig geglaubt. Erst durch Flüchtlinge hörte Moriz von dem Treffen, das am Mittage gänzlich geendigt war. Es wieder herzustellen war ihm nicht möglich; aber er stand eine Zeitlang bei sich an, ob er das ermüdete kurfürstliche Heer nicht zu einer neuen Schlacht zwingen solle. Die frische Kraft seiner Krieger versprach ihm ein Uebergewicht. Doch auf der andern Seite war für ihn alles in Sachsen verloren, wenn dies Treffen ein unglückliches Ende für ihn nehmen sollte. Ueberdies konnte er sich von jeder Verzögerung entscheidender Schläge in diesem Kriege großen Vortheil versprechen, denn dadurch gewann er Zeit, die Ankunft des Kaisers zu erwarten.

Diese Gedanken bewogen ihn zum Rückzuge, indem der Kurfürst mit seiner Hauptmacht wider nach Alten-

burg aufbrach. Mit ihm begab sich dahin Fürstin Elisabeth; von dort ging sie nachher zu ihrem Bruder Philipp von Hessen, denn sie fürchtete die Nähe und Rache des Herzogs von Sachsen. *)

Die Folgen der Niederlage und Gefangenschaft seines Freundes Albrecht von Brandenburg waren nicht alle zum Nachtheil für Moriz; sondern auch von glücklichen Wirkungen für ihn begleitet. In seinem Lager hatte er auf die strengste Kriegszucht gehalten, und sie war durchaus vonnöthen, wenn ihm Sachsen nicht ganz abwendig werden sollte. Ein zügelloses Volk waren die Krieger des Markgrafen, besonders aber die kaiserlichen Fähnlein, die er mit sich brachte; denn sie waren aus allen Nationen zusammengeflossen. Leicht konnte ihr Beispiel das Lager des Herzogs anstecken, und die Ungern allem Zügel entreißen. Moriz fürchtete Albrecht's Krieger so sehr, daß er nach der Niederlage desselben bei Rochlitz viele hundert, die mit weißen Stäben am Abend des unglücklichen Tages vor Chemnitz erschienen, von der Stadt zu entfernen befahl, weil ihre Zügellosigkeit die Besatzung anstecken könnte.

Ein anderer Vortheil der gänzlichen Zerstreuung der Kriegsmacht des Markgrafen und seiner Gefangen-

---

*) Vita Mauritii. 1197—1206. Hortleder. B. 3. C. 65. 66. Sleidan. B. 18. C. 43.

schaft, lag darin, daß nun die spaltigen Grundsätze der beiden jungen Fürsten über die Art des Krieges nicht mehr verderblich werden konnten. So ungestümen und brausenden Gemüthes Albrecht oft erschien, besaß er eine gewisse Weichheit des Sinnes, die ihn zu harten, doch nothwendigen Maaßregeln des Krieges nicht geneigt machte. Auch glaubte er keiner Vorsicht und fortdauernden Anstrengung zu bedürfen, wenn er nur in großen Augenblicken seine ganze Kraft aufbot. Moriz dagegen berechnete schlau die Zukunft, und hielt seine Kräfte in steter Spannung. Er wußte von keinem Mitleiden oder unterdrückte es mit Gewalt, wenn ihm eine gewisse Härte als nothwendig einmal eingeleuchtet. Von Maaßregeln, die ihren Character trugen, und aus Vorsicht ergriffen waren, hatte ihn Albrecht schon während der kurzen Zeit, da sie jetzt zusammenlebten, abzuhalten gesucht. Sobald der Markgraf von ihm entfernt war, folgte er frei seinem Geiste, welcher ihn gewiß gut führte. So war jener kaum nach Rochlitz abgegangen, als Moriz Verfügungen mit Zwickau traf, die als hart verschrieen wurden. Die Stadt war nicht fern von dem Hauptlager des Feindes zu Altenburg, und dieser streifte häufig bis an ihre Thore, indem die Bürger nicht undeutlich verriethen, wie sehr sie dem Kurfürsten zugethan waren. Einem der Fahnenträger sagte sein Wirth in einem Wortwechsel: wenn die Kurfürstlichen vor der Stadt wären, so wolle er die Fahne für den Feind schneller in den Händen haben, als der Fahnen-

träger das Banner wider den Feind. Zeichen der Art von dem Gemüth der Bürger kamen oft an Moriz. Da befahl er vorerst alle Bürger aus den Vorstädten von Zwickau zu treiben, und besetzte diese mit seinen Kriegern. Dann aber ließ er kund thun, ihm drohe Gefahr genug von außen; eines Feindes in seinem Busen bedürfe er nicht mehr. Alle verdächtige Bürger, welche sich so sehr nach seinem Feinde sehnten, sollten zu demselben wandern, aber ihre Haabe zurücklassen. Ihre Frauen und Kinder durften die Auswandernden der Obhut der Stadt anvertrauen. *)

Mehr aber als alle übrige Vortheile, welche für Moriz dem Unglücke Albrecht's nicht entstanden, galt der Aufruf dieser Niederlage eines evangelischen Fürsten, der ihren Fahnen gefolgt war, an die österreichischen Brüder, daß sie keinen Augenblick zögern sollten, den Herzog von Sachsen hinlänglich zu unterstützen. Unterlag dieser, so stand der Kurfürst mit einer Macht da, wider welche der Kaiser, wenn er siegreich aus dem Oberlande herabzog, vielleicht vergebens kämpfen mochte. Der Mittelpunct für die evangelischen Kräfte lag doch der öffentlichen Meinung nach im kursächsischen Hause, und sicherer, wie je, konnten sie sich alsdann demselben anschließen. Auch wurden die Bewegungen unter den Böhmen wider das Haus Habsburg von dem Augen-

*) Vita Mauritii. 1102. 1103.

blicke an furchtbarer, da der siegreiche Kurfürst, von allem Feinde in den sächsischen Provinzen befreit, den böhmischen Ständen die Hand bieten konnte.

Dieser letzte Vortheil, welcher dem Herzog aus Albrecht's Niederlage entspringen mußte, war der Art, daß er eben durch jeden Gewinn, welchen der Feind aus derselben zog, bedeutender wurde. Darin lag auch der einzige Trost bei den nächsten Begebenheiten. Der Kurfürst war nach seinem Siege unternehmender geworden, und richtete zuerst seinen Blick auf die Städte der Bergwerke. Eine fiel nach der andern in seine Gewalt. Zum Theil ergaben sie sich, sobald sie durch ein Schreiben von ihm dazu aufgefordert waren. Der Rath weigerte sich freilich in einigen Städten, dem Kurfürsten sich so gehorsam zu bezeigen, weil er schon mehr Ahndung von dem Plan und Geiste des Herzogs Moriz hatte; aber das rohere Volk hielt diesen durchaus für einen Verräther der Religion, und riß in Meißen die Regierung an sich. Jede obrigkeitliche Person, die Treue für Moriz bewahren wollte, schwebte in den größten Lebensgefahren.

Der junge Fürst war mit einer Hülfe an Reuterei, welche ihm König Ferdinand geschickt hatte, nach Dresden gezogen. Chemnitz war ihm nach dem Verlust von Rochlitz kein bequemer Standort mehr. Dennoch war ihm dieser Ort noch zu wichtig, als daß er nicht

mit besonderer Freude hätte vernehmen sollen, wie standhaft die Obrigkeit desselben jede Aufforderung des Kurfürsten zur Uebergabe der Stadt abwies. Nur ohne baldige Hülfe von Moriz, hieß es, werde man nicht lange gegen die Uebermacht des Feindes bestehen. Der Herzog versprach sie ihr, und sandte unmittelbar darauf die Kunde, daß zwischen ihm und dem Kurfürsten ein Waffenstillstand geschlossen wäre. Wider allen Vortheil auf seiner Seite hatte sich Johann Friedrich zu demselben bereden lassen, ob durch Verhandlung die Fehde zwischen den sächsischen Fürsten geschlichtet werden könne. Moriz wollte offenbar nur Zeit gewinnen, um die Ankunft des Kaisers erwarten zu dürfen; er wußte recht gut, daß der Kurfürst keine Bedingungen des Friedens eingehen werde, die seinem Zweck entsprächen. Auch durfte er, ohne seinen ganzen Plan zu zerstören, nur mit Bewilligung des Kaisers eine vollendete Uebereinkunft mit dem Kurfürsten treffen. Daher gab er seinen Gesandten, welche zu dem Friedensgespräche bevollmächtigt wurden, den Befehl, sich auf keine Bedingung einzulassen; und es ward ihnen um so leichter, ihm nachzukommen, da die kurfürstlichen Bevollmächtigten übertriebene Forderungen machten.

Auf solche Weise gewann Moriz zwar einige Zeit, wo er nicht von der Uebermacht des Kurfürsten bedrängt wurde; aber kaum war sie verflossen, so erlag er demselben fast auf allen Puncten. Chemnitz mußte sich ergeben,

und endlich war alles Gebiet der sächsischen Provinzen in des Kurfürsten Gewalt, bis auf die Städte Leipzig, Zwickau, Dresden und Pirna. Wohin er zu Besitzungen derjenigen Stände kam, welche das Schreiben der Landschaft an ihn unterzeichnet hatten, vollzog er die gedrohte Rache. *)

Wahrscheinlich hätte Johann Friedrich nicht solche Fortschritte gemacht, wenn ihn nicht die Bewegungen in Böhmen begünstigt hätten. Schon mochten die Stände dieses Reiches beim Ausbruch der Feindseligkeiten in Sachsen es ungern sehen, daß zu den Fahnen des Herzogs Moriz böhmische Hülfsvölker stießen; denn sie waren in Freundschaft mit Kursachsen, und sahen gleichfalls in dem Herzoge einen Feind der neuen Lehre, welcher auch sie größtentheils geneigt waren. Aber ihr Unmuth stieg, als Ferdinand sie aufbot, neue Hülfe an Moriz zu senden.

Wirklich trieb dieses Aufgebot ein großes Heer zu Leutmeritz zusammen. Allein die Obersten desselben scheinen selbst dazu beigetragen zu haben, daß es sich wieder zerstreute, dem Wunsch der Stände gemäß; denn Ferdinand ließ viele von ihnen gefangen setzen und einige enthaupten. Ein neues Gebot beschied den ganzen Adel und die Bürger der Städte auf einen gewissen

*) Vita Mauritii. 1132. 1207—1209.

Tag in Rüstung zu erscheinen. Als dieser Befehl an die Kirchenthüren in Prag angeschlagen wurde, entstand in der ganzen Stadt ein großes Geschrei, daß das Gebot ungerecht und eine Verletzung der alten Freiheiten der Nation sey. Ueberdies geschehe dieser Bruch in dieselben darum, daß die Böhmen den frommen Kurfürsten von Sachsen und die christliche Religion bekämpfen sollten, zu welcher sie sich selbst bekannt hätten. Vergebens versicherte dagegen Ferdinand, daß der Kurfürst nur als ein Empörer wider Kaiser und Reich bekriegt werde. Die Bewegungen der Hauptstadt wurden so furchtbar, daß er sie mit seinem Sohne verließ, und sich nach Leutmeritz begab. Bald nachher schlossen die Stände einen Bund zur Vertheidigung ihrer Freiheit. An die Spitze der Ausschüsse, welche die Reichsverwaltung übernahmen, ward Caspar von Pflug gestellt. Es bekam allen Anschein, als werde man nach Ferdinand's Krone greifen.

Auf Rettung durch die Böhmen konnte Moriz also gar nicht rechnen. Vielmehr schien zwischen ihnen und dem Kurfürsten eine genaue Verbindung zu entstehen. Böhmische Gesandte kamen zu diesem, und thaten kund, daß ihre Nation bereit sey, ihm Hülfe wider Jedermann zu leisten. Gegen ihren Willen habe Ferdinand ihn mit Krieg überzogen; aber dafür hätten sie den König auch verbannt. Nur möchte einige Kriegsmacht des Kurfürsten in das böhmische Land ziehen;

damit etliche mächtige Stände, welche sich dem Willen der Nation fügen wollten, in Furcht gesetzt würden.

Der Kurfürst gab sogleich seinem Feldherrn Thumbshirn Befehl, in Böhmen einzurücken, und wirklich bezeigte sich das gemeine Volk der Gegend, wohin er kam, sehr erfreut über seine Ankunft. Aber sie hatte auf viele angesehene Männer auch die Wirkung, daß sie, wiewohl wider Ferdinand aufgebracht, nichts mehr wider ihn unternahmen, weil die Gegenwart der kurfürstlichen Krieger ihnen gleichfalls für die Freiheit des Vaterlandes gefährlich däuchte. *)

Diese Bewegungen der Böhmen wider Ferdinand waren dem Herzoge von Sachsen nicht nur deshalb nachtheilig, weil die Hoffnung auf eine mächtige Unterstützung ihm dadurch vernichtet wurde, und seinem Gegner neue Kraft daher zuwuchs, sondern sie konnten zuletzt noch bewirken, daß ihm und dem römischen Könige nicht einmal vergönnt war, sich mit dem Kaiser zu vereinigen, wenn derselbe aus dem Oberlande an die böhmische Gränze zog. Er beschloß daher nebst seinem Bruder August, sich schnell mit König Ferdinand zu vereinigen. Aber kaum hatten sie die böhmische Gränze betreten, so schrieben die Stände an den

*) Hortleder. B. 3. C. 64. Sleidan. B. 19. C. 6. Vita Mauritii. 1207. 1208.

König, daß er das ausländische Kriegsvolk hinwegthun solle; es sey ein neues und gefährliches Ding um dasselbe. Den sächsischen Fürsten meldeten sie, wenn es ihnen gefiele, ohne Schaden aus Böhmen abzuziehen, so möchten sie eilen. Unter mancherlei Gefahren, indem sie öfters Hohlwege und weite Strecken überwinden mußten, bei den Burgen feindlich gesinnter Ritter vorüber, gegen welche sie wegen der Päße nur wenig Geschütz mit sich führen konnten, kamen die drei Fürsten am Ende des Märzmonates nach Eger, und harrten hier des Kaisers; Ferdinand, um durch ihn das Reich Böheim, wo nur einige Städte ihm noch anhingen, wieder in seine Gewalt zu bringen, Moriz, um sein Fürstenthum durch ihn wieder zu erobern. *)

Kaiser Carl war zu Nürnberg mit großem Triumph empfangen. Er mußte hier einige Zeit Rast halten, weil seine Gesundheit überaus geschwächt war, und er auf diesem Puncte sein zerstreutes Kriegsvolk sammeln wollte. So hart bedrängt seine Bundesgenossen Ferdinand und Moriz waren, hatte er für den zweiten Krieg, zu welchem er jetzt ziehen wollte, doch eine weit glänzendere Aussicht, als beim Anfange des ersten. Den herrlichsten Ruhm trug er aus diesem zu jenem über. So manche Lorbeeren er vor dem oberländischen Feldzuge sich auf dem Gebiete des Kriegsruhmes erworben,

*) Sleidan. B. 19. C. 5. Vita Mauritii. 1209. 1210.

hatten deutsche Fürsten, hatten evangelische Mächte ihre Kraft noch nicht mit der seinigen gemessen. In dem sächsischen Feldzuge sollte er nun mit einem Fürsten schlagen, welcher ihn kaum gleichsam unüberwindlich gefunden hatte.

Einem Abenteurer glich der Kaiser, als er ängstlich im Oberlande die Kriegsschaaren erwartete, die er zu sich beschieden hatte, und seine Rettung gegen die große ungeschwächte schmalkaldische Macht einzig in seinem Gemüth und den Fehlern des Feindes entdeckte. Jetzt kam er mit dreißig tausend Mann Fußvolk und mit fünf tausend auserlesenen Reitern, mit einem Heere, welches die Blüthe von drei Nationen, der deutschen, spanischen und italienischen heißen konnte, daher gezogen. Einige leichte ungerische Reuter sandte er seinem Heere vorauf, daß sie alle Pilger, welche sie auf den Landstraßen nach Meißen fanden, zurückhalten, und jede Nachricht, welche zum Kurfürsten von seinem Zuge kommen könnte, gleichsam abschneiden sollten. Dies gelang auch so gut, daß er schon bei Eger stand, und ihn der kurfürstliche Hof noch in Oberdeutschland glaubte. Der gemeine Mann in Sachsen, wie endlich das Gerücht von der Nähe des Kaisers erscholl, behauptete sogar, Moriz hätte einige Kriegsschaaren gesammelt, und einen Betrüger an die Spitze gestellt, welchen er Kaiser nenne. Thumbshirn selbst, der vornehmste kursächsische Feldherr, stand in der Nähe von Eger, und

schickte nicht einen einzigen Kundschafter aus, um sich von dem Grunde der verbreiteten Gerüchte zu belehren.

Unter den verheerenden Regenströmen des siebenten Tages im April kam Carl nach Eger. Ferdinand und Moriz waren ihm entgegen gereiset, fast Flüchtlingen ähnlich. Nur einem zahlreichen Gefolge glich die Kriegsmacht, welche sie mit sich führten. Heiter begingen die beiden österreichischen und die beiden sächsischen Brüder das Fest der Ostern zu Eger. *)

*) Sleidan. B. 19. C. 10. Vita Mauritii. 1209. 1210. Avila. B. 2. C. 162—174.

# Viertes Capitel.

## Inhalt.

Carl's Schreiben von Eger aus. Kriegsbedenken im kurfürstlichen Lager. Des Kaisers Aufbruch von Eger. Schlacht bei Mühlberg. Der Kaiser und Johann Friedrich vor Wittenberg.

An demselben Tage, da Kaiser Carl nach Eger gekommen war, erließ er nochmals ein Schreiben an die Stände des Reichs überhaupt, und besonders in Kursachsen, Meissen und Thüringen, daß niemand dem geächteten Johann Friedrich von Sachsen helfen solle, durch welche Verpflichtungen er auch bisher mit demselben verbunden gewesen. *) Zugleich schrieb er auch den Ständen in Böhmen, daß sie ihm Proviant und andere Kriegsbedürfnisse liefern, und dann wieder

*) Hortleder. B. 3. C. 63.

heimziehen sollten. *) Beide Befehle wirkten wenig, bahnten aber dem Kaiser, sobald er Sieger wurde, den Weg zur Rache.

Indem der Feind von Eger aufbrach, war im kurfürstlichen Lager eine schwierige Berathschlagung, ob dasselbe an der Elbe bleiben oder sich sonst irgend wohin wenden sollte. Noch wußte man nicht, wohin der Kaiser seinen Zug richten werde; noch hatte man keine bestimmte Nachricht, ob die Böhmen nicht zum Vortheil des Kurfürsten bald wider die österreichischen Brüder ziehen würden. So lange man beides nicht wüßte, war des Kriegsrathes Meinung, dürfte man den Elbstrom nicht verlassen. Zöge der Feind gerade auf den Kurfürsten selbst, so wäre es ein großer Gewinn für diesen, den Strom zu beherrschen, und den Kaiser an demselben lange aufzuhalten. Die Brücke bei Meissen müßte man sogleich abwerfen; die Fahren könnte man hin und wieder versenken; der Kurfürst selbst sey durch seine Schiffsbrücke hinlänglich versehen. Aber dagegen, fuhr der Kriegsrath fort, drohe eine große Gefahr, weil viele Reisige des Kurfürsten oder viele der Kostreuter aus seinem eigenen Lande verlauten ließen, daß sie nicht bei ihm verharren würden, wenn die Spanier und das übrige ausländische Kriegsvolk in ihr Land kämen; denn sie müßten dann auf ihrem Heerde daheim seyn,

---

*) Sleidan. B. 19. C. 10.

damit ihnen Weib und Kind ungeschändet blieben. Auch die Soldreuter bezeigten sich unwillig, und würden bei Mangel an Zahlung des Soldes nicht ausharren. *)

Die Stimmung im kurfürstlichen Lager war auf der einen Seite höchste Sorglosigkeit, vorzüglich bei Johann Friedrich selbst, der sich noch immer den Kaiser entfernt dachte, theils Erkaltung der Gemüther für diesen Fürsten und Nichtachtung der Gefahr des Vaterlandes und der Religion, weil jeder einzelne nur an die Gefahr für seinen Heerd und seine Angehörigen dachte. Außerdem war das Heer, mit welchem der Kaiser nahte, auch an Zahl der Krieger dem kurfürstlichen weit überlegen; denn Thumbshirn war noch entfernt, und die Besatzungen, welche in die eingenommen Städte des Herzogs Moriz gelegt waren, hatten das Lager sehr geschwächt.

Kaiser Carl hatte, indem er eilte, dem Feinde unter die Augen zu ziehen, nur die Sorge, daß dieser das Feld verlassen und sich mit seiner ganzen Macht in seine festen Städte lagern möchte. Lange im feindlichen Sachsenlande zwischen uneroberten Festungen mitten im Winter zu liegen, wäre für das kaiserliche Heer unmöglich gewesen, zumal da der Ausschuß, der jetzt Böhmen

*) Hortleder. B. 3. C. 68.

regierte, wirklich den Tag nachher, als Carl von Eger abzog, die Stände des Reichs aufgeboten hatte, den Bund mit dem Kurfürsten zu erfüllen, und ihm zu Hülfe zu ziehen. *)

Allerdings konnte sich Johann Friedrich gegründete Hoffnung machen, daß er in seinen festen Städten, die mit den Bedürfnissen des Krieges auf lange Zeit versorgt waren, ohne einen Schwertstreich zu thun, den Kaiser werde zwingen können, Sachsen bald zu verlassen. Allein vielleicht wollte er dieses auf keinen Augenblick dem Feinde preisgeben: er hielt es immer für schmählig, sich nicht zu schlagen, in die bloße Tapferkeit setzte er fast seine ganze Kriegskunst; die unselige Verblendung, die aus dem Verhältniß seines Charakters zu den Zeitbegebenheiten entsprang, und den ganzen oberländischen Krieg hindurch auf ihm ruhte, drückte ihn auch jetzt nieder.

Ohne Rast hatte Carl den Zug von Eger bis in die Nähe von Meißen vollendet; nur drei Meilen stand er am zwei und zwanzigsten Tage des Aprilmonates von dieser Stadt entfernt. Bei ihr lag Johann Friedrich mit seinem Kriegsvolke, harrend auf den Zuzug der Böhmen und seines Feldherrn Thumbs-

*) Sleidan. B. 19. C. 12. Avila. B. 2.

hirn; auch konnte er von hier sich leicht nach Witten-
berg retten.

Indem der Kaiser den Befehl kund gethan hatte, auf Meißen zu ziehen, Brücken über die Elbe zu schlagen, da der Feind die Brücken der Stadt verbrannt hatte, und mit den Sachsen zu kämpfen, kam die Nachricht, daß diese aufgebrochen wären, und wie es scheine, auf Wittenberg zögen. Dies war ihm um so unangenehmer, da er seinem Volke, welches von dem ununterbrochenen Zuge ermüdet war, einen Rasttag vergönnt hatte. Welche Gefahr auch der Uebergang über die Elbe bringen mochte, er war entschlossen, den Feind zu ereilen.

Bald berichteten ihm seine ausgesandten Kundschafter, daß der Kurfürst sich auf das Städtchen Mühlberg gezogen und dort sein Lager aufgeschlagen habe. Sogleich gab Carl seinen Kriegern, deren Rasttag sich kaum zum Abend neigte, den strengsten Befehl, mit Geschütz und Schiffsbrücke, ehe die Nacht hereinbreche, sich auf den Weg zu machen, um sogleich am folgenden Morgen den Uebergang über den Fluß zu bewerkstelligen. Vergebens hatten ihm viele der Anführer seines Volkes die Unmöglichkeit vorgestellt, über oder durch einen Strom, wie die Elbe zu kommen, indem am jenseitigen Ufer der Feind mit Geschütz stand. Er beharrte bei der schleunigsten Vollziehung seines Befehls

und brach um Mitternacht mit dem ganzen Heer auf. Die nächtliche Finsterniß ward durch einen ungewöhnlich starken Nebel noch vermehrt; ein Geschwader gerieth in das andere; niemand wußte, auf welchem Wege er zog. Selbst der Kaiser ward unmuthig, und klagte über den Nebel, der ihm solche Ueberlast bringe, da sie eben vor dem Feinde wären. Endlich zogen sich die Dünste allmählig empor; die Elbe schimmerte wieder dem kaiserlichen Heere; es sah sogar über den Strom hin feindliche Gezelte.

Als die Ungern und Spanier am Gestade der Elbe umherschwärmten, als sie und die Kurfürstlichen schon hinüber und herüber schossen, brachte man eilig dem Kurfürsten die Nachricht, daß der Kaiser ihn überfallen werde, wenn er nicht schleunigst nach Wittenberg ziehe. Es war Sonntag, und der fromme Johann Friedrich wohnte dem Gottesdienste bei; er wollte denselben nicht unterbrechen. Auch behauptete er, noch drohe keine Gefahr, denn der Kaiser sey gewiß nicht in der Nähe; nur Krieger von Moriz wären jene Schwärme, und darum fürchte er sie keinesweges.

Ehe der Kaiser selbst das Gestade der Elbe betrat, langten bei Johann Friedrich noch Boten von Moriz an, man weiß nicht, ob über Meißen und auf welche Weise. Der Herzog bat ihn, noch jetzt, da der Kaiser nur durch den Strom von ihm geschieden sey,

sich demselben zu unterwerfen; er selbst biete ihm noch zum letztenmal vetterlich Rath und That an. So wollten sie noch alles zu einem gewünschten Ende bringen. Ihm wenigstens wäre Friede so viel theurer als Fehde; und gar bei einem einheimischen Kriege wäre der Gefahr und Mühseligkeit eine große Ueberlast.

Auf diese Bitte entgegnete der Kurfürst, daß es ihm noch nicht gefalle, den Kaiser um Versöhnung zu flehen, denn drei große Vortheile habe er gegen die Feinde, einen tiefen Strom, einen langen dichten Wald, und die Feste Wittenberg in der Nähe; diese Vortheile würde er nicht ungebraucht lassen. Was der Herzog ihm durch seine Boten als Trost habe kund gethan, sey der Art, daß es ein Labsal für solche seyn möchte, die mit dem Tode rängen.

Die Vortheile des Feindes entgingen dem Kaiser keinen Augenblick. Als er mit seinem Bruder an das Gestade kam, und die Stellung der Kurfürstlichen am jenseitigen Ufer beobachtete, ging sein Urtheil dahin, daß keine Möglichkeit wäre, hinüber zu gelangen, wenn man nicht seichte Stellen entdeckte, an welchen man sich ohne Gefahr in die Fluthen begeben könnte.

Nach einer kurzen Ruhe in einem nahen Hause ritt er mit seinem Bruder und Moriz am Ufer entlang, und dieser bot selbst seine Kunde des vaterländi-

schen Stromes auf, um Fürthen zu entdecken. Da stieß er auf den Herzog von Alba, der einen Jüngling aus dem letzten Dorfe brachte, von welchem man diesen Morgen ausgezogen war. Moriz forschte nach der Aussage des Bauers über die Fürthen der Elbe, und vernahm zugleich von demselben, daß die Kurfürstlichen ihm in den vorhergehenden Tagen zwei Pferde geraubt hätten, für deren Verlust er durch seine jetzige Anzeige sich rächen wollte.

Allein in der Gegend, wo die Fürthe seyn sollte, stand jenseit der Feind vorzüglich stark gerüstet, um den Durchgang zu verwehren. Seine Schiffsbrücke war in drei Theile aufgelöset, welche er leicht lenken und vor jeder Laune des Stromes bewahren konnte. Das Gestade, das er besetzt hielt, war ungleich höher, als das entgegenstehende; durch Gräben und Anhöhen waren seine Hackenschützen gedeckt; vom Schloß und Städtchen her drohte sein Geschütz, selbst in der Gegend der Fürthe gingen die Fluthen mit Ungestüm.

Ein Schiffsbrücke zu schlagen, und von ihr das Treffen mit dem Feinde zu beginnen, schien dem Kaiser gleichfalls unmöglich, weil ein großer Theil der Kurfürstlichen noch auf Schiffen war und jedes beginnende Werk leicht zerstören konnte.

Da drangen tausend spanische Hackenschützen fast ganz entkleidet in das Wasser um dem Feinde nahe zu

kommen, und ihn von den Schiffen zu verdrängen. Sie schossen hart auf denselben, aber waren dem ganzen Feuer seines Geschützes blosgestellt. Der Kaiser ließ noch tausend spanische Hackenschützen ins Wasser vordringen, und das Scharmützel ward immer heftiger. Schon verließ ein Theil der Kurfürstlichen die Schiffsbrücke, und einzelne Schiffe wurden schon von ihnen selbst in Brand gesteckt. Indem versuchten des Kaisers Krieger auch ihre Schiffsbrücke am Gestade einzurichten, aber der Fluß war viel zu breit, um sie mit Vortheil gebrauchen zu können. Wir werden den Feind nicht besiegen, sagte Carl, wenn wir ihm seine Brücke nicht nehmen. Da warfen zehn Spanier ihre letzte Kleidung von sich, nahmen ihre Schwerter zwischen die Zähne, schwammen durch den Strom unter dem Kugelregen des Feindes, ergriffen einige Fahrzeuge desselben, würgten ihre Mannschaft, führten die Schiffe zu ihrem Heer und brachten in ihnen mehrere spanische Hackenschützen hinüber. Den Kurfürstlichen sank das Herz, als nach diesem Wagestücke sie an ihrem Gestade schon Spanier sich ausbreiten sahen.

Jetzt brachte auch der Herzog von Alba den Bericht, daß die angezeigte Fürthe hinlänglich geprüft sey, und man ohne Gefahr den Strom durchwaten werde. Ueberdies wohne der Kurfürst noch nach lutherischem Gebrauch einer Predigt bei.

Die spanischen Hackenschützen senkten sich von neuem allenthalben ins Wasser, und schossen auf den Feind, um die Reuterei vom kaiserlichen Heer zu decken, welche nun den Durchzug begann. Jeder Reuter mußte einen des Fußvolkes hinter sich nehmen. Der junge Bauer, welcher die Fürthe angezeigt hatte, war als Wegweiser an der Spitze des ganzen Zuges; mit ihm waren einige Reuter von Moriz. Dann folgten die Ungern, dicht an einander gedrängt, weil ihre Pferde zu schwach waren, um einzeln nicht vom Strom weggerissen zu werden. Herzog Moriz und Alba zogen zusammen hinüber, zwei Schutzgeister des Heeres, welchen der oberste Führer desselben, seinen Bruder Ferdinand und dessen Geschwader vorauf, an beiden Gestaden bewundert folgte. Von des Kaisers blankem vergoldetem Harnisch und gestickter Feldbinde und karnesinrother Roßdecke glänzte weit hin kriegerisches Schrekken; sein muthiges andalusisches Roß und seine deutsche Sturmhaube und mehrere Theile seiner Kleidung und Rüstung erinnerten an Spanien und Deutschland und andere Länder, die alle seinem Scepter gehorchten. Der Verräther der Fürthe, nachdem er dem ersten Zuge den Pfad angezeiget, hielt sich dicht vor dem kaiserlichen Rosse. Zwei Pferde und hundert Kronen waren seine Belohnung. Aus der eigenen Brücke und den erbeuteten kurfürstlichen Schiffen machten die Kaiserlichen nun eine Schiffsbrücke, und das ganze übrige Heer zog bequem hinüber.

Die meisterhafte Ordnung dieses Zuges war vorzüglich des Herzogs Moriz Werk; er hatte darauf gedrungen, daß nur schnell alle Reisige in Schlachtordnung hinüberstrebten, damit der Feind nicht seine Feste erreichte; denn der Kurfürst war, als er endlich die Möglichkeit eines glücklichen Ueberganges des Kaisers nicht mehr bezweifeln konnte, in Hast mit seinen Reisigen aufgebrochen, und hatte seinem Fußvolke, welches voranzog, den Befehl gesandt, stürmisch zu eilen; wenn es aber vom Feinde erreicht würde, am Walde eine solche Stellung zu nehmen, daß es der Uebermacht Trotz bieten könnte. Die Reisigen mußten mit der leichten Reuterei des Kaisers, von welcher sie schon ereilt waren, unaufhörlich kämpfen und alles aufbieten, um durch kleine Gefechte dieselbe zurückzudrängen, damit das Fußvolk Zeit gewinne.

Nicht weniger trieb der Kaiser sein Heer, das allmählig über die Elbe kam, zur Eile des Nachzuges, indem er selbst dem ersten Vortrabe der Reuter nachritt. Aber selbst in dieser Eile vergaß er auch keines Gegenstandes, wodurch die spanischen Reisigen mehr befeuert werden konnten. Als er an dem Wege ein Crucifix erblickte, welches mit der Kugel eines Handrohres durchschossen war, schlug er die Augen gen Himmel und rief: „Du himmlischer Vater, bist gewaltig, solchen Frevel zu strafen.

Weil der Feind so hastig zog, daß der Kaiser unmöglich sein Fußvolk und Geschütz erwarten konnte, war

es seiner plannäßigen Kühnheit nicht zuwider, wenn Moriz und Herzog Alba beschlossen, blos mit der Reuterei den Kurfürsten zur Schlacht zu zwingen.

Als dieser inne wurde, daß er ihr nicht entgehen könne, ließ er in der Gegend der Lochauer Haide sein Fußvolk in Schlachtordnung treten. Bis auf sechstausend Mann belief sich dasselbe; ungefähr dritthalbtausend Reuter mochten mit ihm ziehen. Auf fünftausend schätzte man die kaiserliche Reuterei, welche zum Treffen nahe war. An grobem Geschütz fehlte es beiden Theilen; das kaiserliche war noch dahinten, das kurfürstliche schon vorauf gen Wittenberg.

Johann Friedrich, der wegen der Last seines Körpers sich nicht zu Roß halten konnte, sondern auch während der Gefechte von einem Wagen her anführte, gab in ängstlicher Hast seine Befehle bald hier, bald dort, und unter ihm ermahnte Georg von Reckenrod, der dem Kaiser verhaßt war, weil er unter den französischen Fahnen muthig wider ihn gefochten hatte, das Heer zu treuer Tapferkeit für seinen Fürsten.

Anfänglich hielt Johann Friedrich den Vorzug unter Alba und Moriz für die ganze feindliche Reuterei; das Mitteltreffen oder den gewaltigen Haufen, und den Nachzug bemerkte er nicht, weil sie in Staubwolken verhüllt waren. Aber es blieb ihm nicht lange

verborgen, daß der Kaiser selbst und der römische König mit denselben in der Nähe hielten. Carl ritt auch sogleich zum Vorzuge, und redete aus frischem, fröhlichem Gemüthe mit seinem Liebling Moriz. An diesem Tage, der für sie beide so viel entscheiden sollte, suchte er ihn in der Nähe zu beobachten, und der junge Fürst zeigte auch in diesen Stunden eine Heldenseele.

Der Kurfürst hoffte, daß sein Fußvolk durch den anstoßenden Wald und Sümpfe gedeckt, und seine Reuterei, die wenigstens halb so stark, als die kaiserliche war, sich bis zur Nacht doch halten würden, in deren Dunkelheit er nach Wittenberg entkommen mochte. Allein selbst zu dieser Hoffnung war er nicht berechtigt, weil er nicht die hegte, den Feind zu schlagen.

Jetzt gab der Kaiser Befehl, daß die Ungern und die übrigen leichten Reuter gegen die feindliche Ordnung hin auf die Fußknechte sprengen sollten; aber der Feind drückte tapfer auf die leichten Pferde. Da stürzten Alba und Moriz mit neapolitanischen Reutern und sächsischen Schützen auf die feindliche Gewalt. Indem die kurfürstlichen Schützen zu Roß und Fuß auf einmal gegen sie abgeschossen hatten, und nicht gleich wieder gefaßt waren zu schießen, setzte Moriz unter sie mit seiner Vorwart und zwei Schützenfähnlein, und erschlug mit eigener Hand mehrere vom Adel. Da wandte sich zur Flucht die ganze kurfürstliche Reuterei,

und warf sich auf das Fußvolk und trennte die Ordnung desselben. Dennoch strebte es sich wieder zu sammeln, und tiefer im Holz eine neue Stellung zu behaupten. Aber allenthalben sah er sich mit verfolgenden feindlichen Reutern untermischt. Die ungerischen Husaren begannen schon ihr Gemetzel. Herzog Moriz war mitten unter dem Feinde. Ein kurfürstlicher Schütze drängte sich an ihn, zielte, aber die Büchse versagte ihm, er ward von den Pferden der Begleitung des Fürsten zertreten, und dieser entging diesmal dem Schicksal des Krieges.

Mit dem lauten Ruf: Hispania! dem schrecklichsten Worte für die evangelischen Deutschen, sprengten die leichten Reuter vorwärts, als sich nun auch die Fußknechte in die Flucht schlugen. Weggeworfene Waffen und Wehr, und Leichenhaufen, und der Kampf wider einzelne, die noch Widerstand leisteten, hemmten bisweilen die Verfolgung. Von Koßdorf bis gen Falkenburg und Beiersdorf vor der Lochauer Haide erstreckte sich nun die Wahlstätte. Ungefähr dreitausend kurfürstliche Fußknechte sollen sie bedeckt haben; man sah einzelne kaiserliche Reuter, die funfzehn Gefangene um sich her hatten.

Von dem Strome der Fliehenden war einer der Söhne des Kurfürsten, gleich dem Vater Johann Friedrich genannt, fortgezogen worden; aber auch er ward von der leichten feindlichen Reuterei erreicht. Sich

nicht zu ergeben, schlug er sich tapfer; eine Wunde in die rechte Hand, eine andere ins Haupt beraubten ihn seiner Kraft. Er ward vom Roß heruntergeschlagen, doch niedersinkend erschoß er noch den nächsten Feind. Von Kurfürstlichen, die heransprengten, wieder auf sein Roß geworfen, entkam er glücklich nach Wittenberg.

Sein Vater selbst, als er seine Reuterei flüchtig und sein Fußvolk allenthalben durchbrochen sah, ergriff die Flucht mit dem ganzen Gefolge seiner Person. Weil er im Wagen nicht zu entkommen hoffte: so hob man ihn auf einen großen friesischen Hengst. Aber dennoch ward er von einem vermischten Haufen deutscher, spanischer und ungerischer Reuter eingeholt. Er wehrte sich tapfer, um der Gefangenschaft zu entgehen; die Ungern drängten sich am nächsten an ihn; einer gab ihm eine Wunde in die linke Wange. Da brach einer von den vertrauten Rittern des Herzogs Moriz, der Edle Thilo von Trodt, durch die Ungern, drängte sie zurück, und sprach zu dem Kurfürsten, daß er sich ergeben möchte; denn dahin sey es gekommen, daß er sich ohne dies nicht retten könnte. Als Johann Friedrich die deutsche Rede vernahm, sagte er: „ich will mich keinem gefangen geben, als einem Deutschen!“ und zog zwei Ringe von den Fingern, die gab er dem Edlen von Trodt als Wahrzeichen, daß er dessen Gefangener sey.



Bayerische Staatsbibliothek München

Unterdessen hielt der Kaiser mitten im Holze still, und sandte nach allen Seiten Befehl aus, daß seine Krieger, die fast eben so zerstreut waren, als der flüchtige Feind, sich wieder sammeln sollten, damit für jedes unerwartete Ereigniß ihre Kraft vereint sey. Die höchste Vorsicht mitten im Siege war seine Sitte. Indem sich die kaiserlichen Krieger zum Oberanführer versammelten, sprengten hier Spanier, dort Ungern, dort Italiener herzu, und alle behaupteten, sie hätten den Herzog von Sachsen ergriffen, sie hätten ihn in gefängliche Haft gebracht.

Unter diesem Gewirre von Nachrichten kam Herzog Alba heran, zu welchem Thilo von Trodt den gefangenen Fürsten geführt hatte, weil Herzog Moriz zu entfernt war. Selbst Alba schien von dem Schicksal des unglücklichen Kurfürsten gerührt zu seyn; denn er weigerte sich dreimal, den Gefangenen vor den Kaiser zu bringen, als dieser es wiederholt gebot; er fürchtete, daß Carl jetzt noch in einer zu heftigen Stimmung sey, um nicht mit ungebührlicher Härte den Gefangenen zu behandeln. Alba mußte endlich gehorchen. Johann Friedrich, wie er herbeigeführt wurde, seufzte tief und sprach mit einem Blick gen Himmel: „Herr Gott, erbarme dich meiner; nun bin ich hier!“ Sein Anblick brachte allgemeine Rührung hervor. Er war ganz und gar mit Blut beschweist; sein Panzerhemd und sein schwarzer Brustharnisch wurden damit

Bayerische Staats-Bibliothek München

bedeckt, indem es ihm aus der linken Wange floß, und von den Wunden anderer während des Gefechtes. Erschöpft und athemlos verließ er seinen Hengst, und Alba führte ihn an seiner Rechten vor den Kaiser. Er wollte auf sein Knie sinken, und seinen Blechhandschuh abziehen, um nach deutschem Brauch dem Kaiser die Rechte darzureichen. Allein dieser litt weder das eine noch das andere; jenes nicht aus mitleidiger Regung, dieses nicht aus Unmuth. Da sagte der Kurfürst: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser;“ und dieser fiel ihm plötzlich in die Rede: „bin ich nun Euer gnädiger Kaiser? so habt ihr mich lange nicht geheißen.“ Der Kurfürst aber fuhr fort: „ich bin Eurer kaiserlichen Majestät Gefangener, und bitte um ein fürstliches Gefängniß.“ „Wohlan,“ entgegnete Carl, „ihr sollt gehalten werden, wie ihr es verdient habt.“ Rauher noch sprach gegen ihn der römische König, und warf ihm vor, daß er und seine Genossen ihn und seine Kinder um ihre ganze Haabe hätten bringen wollen.

Darauf wurde der Kurfürst mit dem gefangenen Herzog Ernst von Braunschweig dem Feldherrn Alba übergeben, und an das Gestade der Elbe in das kaiserliche Lager gebracht. Die nächtlichen Stunden waren gekommen, denn um sieben des Abends war das Treffen erst entschieden gewesen; aber sie hüllten den Kurfürsten nicht in ihren Schleier, damit er seiner Hoffnung gemäß unter ihrem Schutze nach Wittenberg ent-

komme. Selten versank einem Sterblichen der Tag mit einem solchen Raube von allen seinen Hoffnungen wie ihm; als Vater seines Landes und seiner Kinder, als Held, als deutscher Fürst und Christ hatte er Recht zu weinen.

Der Kaiser zog noch in dieser Nacht in sein Lager zurück. Bei dem Glücke dieses Tages dachte er an Cäsars Glück; aber auch dieser hätte wohl, von spanischen und italienischen Christen umgeben, wie Carl gesagt: „ich kam, sah, und Gott siegte.“ Ueberhaupt hatte das Vertrauen auf unmittelbaren Beistand des Himmels großen Antheil an der raschen Tapferkeit der kaiserlichen Krieger an diesem verhängnißvollen Tage. Als die spanischen Hackenschützen über die Elbe zogen, schwebte eine lange Weile ein Adler über ihnen, und sie hatten sich noch nicht weit vom Gestade entfernt, als ein Wolf aus dem Gehölze gestürzt kam, und auf weitem Felde von ihnen erschlagen wurde. Wiewohl der Frühling kaum über seine Mitte hinaus war, herrschte Sommerhitze, und die Sonne hatte einen blutigen Schein, welcher nicht blos in Deutschland, sondern auch in Frankreich und Piemont den Aberglauben schreckte. Cäsars Krieger vertrauten bei ähnlichen Zeichen nicht mehr auf die Gegenwart des Gottes Zevs, als des Kaisers Spanier bei diesen Erscheinungen auf die Hülfe des Christengottes.

Zwei Tage hindurch erquickte Carl sein Heer, und immer wurden neue Gefangene, neue Beute, noch gefundenes Geschütz gebracht. Dann zog der Kaiser auf Torgau, und es ergab sich sogleich. Das schöne Schloß dieser Stadt, wo er seine heitersten Stunden verlebt hatte, sah Johann Friedrich mit Wehmuth, da er nun gefangen in einem Wagen, zwar von Dienern, die er aus Wittenberg hatte kommen lassen, gepflegt, aber von spanischen Hackenschützen bewacht, dem Sieger folgte. *)

Der Zug ging dann gen Wittenberg, eine Feste, die noch lange Widerstand thun konnte, und ohne deren Besitz der Kaiser seinen Feind nicht ganz bezwungen glauben durfte. Sobald sich der gefangene Fürst entschlossen zeigte, seine Person jedem Verderben hinzugeben, wenn nur sein Land und seine Familie nicht gänzlich in des Feindes Gewalt fielen (und einen Heldenentschluß der Art konnte man von dem frommen Johann Friedrich wohl erwarten) so mochte sich noch das Schicksal wenden und Carl gezwungen seyn, Sachsen zu verlassen, und die Vollendung seines Zweckes in einem neuen Feldzuge zu versuchen.

---

*) Hortleder. B. 3. C. 69. Avila. B. 2. C. 177—217. Sleidan. B. 19. C. 13. 15. Vita Mauritii. 1209—1212. Beitr. z. sächs. Gesch. III. 103—128.

Am vierten Tage des Maimonates schlug er sein Lager vor Wittenberg auf, und seine erste Besichtigung der Feste zeigte ihm, wie schwierig die Belagerung derselben seyn werde. Die Gegend umher sah er so eben, daß sie dem Belagerer geringen Hinterhalt gegen das Geschütz der Belagerten darbot. Die Gräben, der Wall, die Basteien waren im vortrefflichsten Zustande; mit allen Kriegsbedürfnissen war die Festung versehen; die Besatzung war stark und muthig; die Bürgerschaft stets eingedenk und stolz, daß aus ihren Mauern die Erleuchtung der Welt ausgegangen. Um nur auf einer Seite die Stadt beschießen zu können, glaubte man fünftausend Schanzgräber nöthig zu haben; und mehr als fünfhundert ließen sich nicht zusammenbringen.

Eben der Widerstand, welchen er von Wittenberg fürchten mußte, vermehrte vielleicht den Unmuth des Kaisers wider den gefangenen Kurfürsten. Durch einen Herold hatte er der Gemahlin und den Söhnen desselben kund gethan, daß er ihnen, wenn sie an einem bestimmten Tage die Stadt nicht übergäben, das so theure Haupt des hingerichteten Fürsten senden werde. Als er auf diese Drohung doch eine abschlägige Antwort erhielt, ließ er wirklich über den unglücklichen Johann Friedrich das Todesurtheil sprechen. Dieser vernahm es, als er mit Herzog Ernst von Braunschweig Schach spielte. „Ich kann nicht glauben," sprach er ruhig, „daß der Kaiser dermaßen mit mir

handeln werde; ist es aber gänzlich also bei der kaiserlichen Majestät beschlossen, so begehre ich, man soll es mir fest zu wissen thun, damit ich, was meine Gemahlin und meine Kinder angeht, bestellen möge."

Wirklich fürchtete man, daß der Kaiser das Urtheil vollziehen lassen werde. Er selbst betrachtete die deutschen Fürsten nie aus dem Gesichtspuncte, welchen das Staatsrecht des Reichs schon darbot; sondern glaubte mit ihnen ganz so, wie mit den Großen in seinen übrigen Ländern schalten zu können; und sein vornehmster Rathgeber war jetzt der jüngere Granvella, der eben so wenig genaue Kunde des deutschen Staatsrechtes besaß, und späterhin die Rechte der niederländischen Stände, welche er wohl kannte, mit Füßen trat. Ohne einen Fürstentag durfte der Kaiser keinen Fürsten zum Tode verurtheilen; aber weder er noch sein Minister mochten dies Gesetz für eine rechtliche Schranke ihres Willens schätzen, oder wollten es wenigstens als solche nicht erkennen.

Auf der andern Seite sah der Kaiser wohl ein, daß er durch die Hinrichtung des Kurfürsten fast alle Vortheile verlor, welche ihm dessen Gefangenschaft gewährte. Durch nichts konnte er dann die Kurfürstin und ihre Söhne mehr schrecken; die Begierde nach Rache und die Verzweiflung mußten sie begeistern; durch das ganze Sachsenland, wo der Hingerichtete den Herzen so

theuer war, mußte wilder Grimm wider den Kaiser und seine Rathgeber zu den Waffen stürzen.

Man weiß nicht, wie Moriz in diesen Tagen den Kaiser zu bestimmen gesucht habe. Vielleicht kannte er dessen geheimen Entschluß, das Todesurtheil blos als ein Mittel zu brauchen, um durch Schrecken die Festung Wittenberg zu bekommen, und blieb deshalb ruhig; vielleicht wollte er seine Bemühung, des Kurfürsten Leben zu retten, bis zum letzten Augenblicke aufsparen. Am wenigsten wahrscheinlich ist, daß er gewünscht habe, einen Fürsten seines Hauses wie einen Verbrecher hingerichtet zu sehen. Auch entging es ihm gewiß nicht, welcher Nachtheil für ihn und den Kaiser aus einer solchen Handlung entspringen konnte.

Dagegen bot der Kurfürst Joachim von Brandenburg, der unmittelbar nach erhaltener Kunde von der Niederlage und Gefangenschaft des Kurfürsten von Sachsen sich aufgemacht hatte, und in den ersten Tagen, da der Kaiser vor Wittenberg stand, im Lager desselben anlangte, sogleich alles auf, um Johann Friedrich zu retten; und vorzüglich ihm war es zuzurechnen, daß derselbe durch einen Vertrag wenigstens sein Leben gewann. Am achtzehnten Tage des Maimonates waren die Verhandlungen darüber beendigt. Für sich und seine Nachkommen mußte Johann Friedrich auf das Kurfürstenthum Verzicht leisten. Seine Festungen

Wittenberg und Gotha sollte er dem Kaiser übergeben, das Geschütz und den dritten Theil der Lebensmittel darin zurücklassen, doch seine übrige bewegliche Haabe aus denselben abführen dürfen; ihren Besatzungen ward freier Abzug gestattet, doch mit Zurücklassung der Fahnen. Der Markgraf Albrecht mußte sogleich in Freiheit gesetzt, und alles, was Johann Friedrich den Grafen von Mansfeld, von Solms und dem Hochmeister von Preußen in diesem Kriege abgenommen hatte, an dieselben zurückgegeben werden. Auf Magdeburg, Halberstadt und Halle an der Saale gab der Gefangene jeden Anspruch auf; dem Cammergerichte, welches die kaiserliche Majestät wieder im Reich aufrichten wolle, unterwarf er sich gänzlich; nie wollte er wieder in ein Bündniß treten, in welchem der Kaiser und sein Haus, und alle Fürsten, die ihm anhingen, nicht so ausgenommen wären, daß es nie wider sie gelten könnte. In die Befreiung des Herzogs Heinrich von Braunschweig und seines Sohnes, welche der Landgraf noch gefangen hielt, versprach er ohne Widerrede zu willigen, auch keinen Anspruch irgend einer Art gegen dieselben zu machen. Der Kaiser verhieß den Herzog Ernst von Braunschweig aus der grubenhagischen Linie, der in der letzten Schlacht gefangen war, frei zu geben und in Gnade aufzunehmen, wenn derselbe einen Fußfall thue, und alle Puncte des gegenwärtigen Vertrags mit eingehe. Dagegen blieb Johann Friedrich selbst in Gefangenschaft, so lange es dem Kaiser gefiel, welcher

ihn auch nach Spanien unter die Obhut des Infanten Philipp schicken konnte.

Alle Länder, welche Johann Friedrich bisher besessen hatte, wurden seinem Stammvetter Moriz durch diesen Vertrag von Wittenberg geschenkt, außer den böhmischen Lehen, die an König Ferdinand fallen sollten, welcher aber statt ihrer das schlesische Herzogthum Sagan, bisher Eigenthum des sächsischen Hauses, annahm. Moriz sollte den Söhnen des gefangenen Fürsten ein jährliches Einkommen von funfzig tausend meißnischen Gulden zahlen, oder statt desselben einige Städte, Flecken, Schlösser und Güter überlassen, von welchen ein genaues Verzeichniß der Urkunde einverleibt wurde. Weimar, Jena und Eisenach waren die vornehmsten dieser Städte und Besitzungen. Als eine großmüthige Bewilligung von Moriz wollte sich der Kaiser noch gefallen lassen, daß der Gefangene auch Stadt und Amt Gotha wieder empfahe; doch sollten vorher die Festungswerke der Stadt niedergerissen werden, so wie überhaupt ohne des Kaisers Einwilligung in den Besitzungen, welche Johann Friedrich und seine Kinder behielten, keine neue Feste erbaut werden sollte.

Während der Verhandlungen und der Beendigung dieses Vertrages, durch welchen der unglückliche Fürst wahrscheinlich für immer seine Freiheit einbüßte, und

von einer Höhe, wo er als das Haupt des evangelischen Deutschlands und ein glorreicher Fürst vor Europa gestanden, plötzlich zu einem armen Edelmann erniedrigt wurde, entfuhr ihm keine wehmüthige Aeußerung; im Unglück war er weit mehr Held, als im Glück. Seine Standhaftigkeit ward allgemein bewundert, und selbst die Spanier, wiewohl er ihnen ein Ketzer, fanden es ruhmvoll, daß keine Furcht ihn dahin bringen konnte, seinen Glauben durch irgend eine Zusage einer Gefahr auszusetzen. Als der Kaiser in einem Artikel des Vertrages in ihn drang, daß er versprechen sollte, alles anzunehmen, was das Concilium oder die kaiserliche Machtvollkommenheit wegen der Religion anordnen möchten, verweigerte er eine solche Zusage standhaft, und schien bereit, lieber das Todesurtheil an sich vollziehen zu lassen, als sie zu leisten. Dieser Artikel mußte durchgestrichen werden.

Wie die Kunde nach Wittenberg gelangte, daß sich die Stadt an den Kaiser ergeben solle, aber nach der sichern Verheißung einer freien Religion gemäß dem augsburger Bekenntnisse, war unter den Bürgern und der Besatzung, die dreitausend Mann stark war, eine große Bewegung. Wir wollen uns wehren bis auf den letzten Mann, sagten die Bürger, die sich in der Kriegskunst sehr geübt, und mit dem Rufe, daß dieser Kampf für das Vaterland sey, ihre Posten bezogen hatten. Keine Zusage, fuhren sie fort, würde man ihnen hal-

ten. Vor des Kaisers Augen wütheten ja die Spanier wie Mordbrenner; man sollte doch hinaus sehen vor Wittenberg; die Scheunen wären in Asche verwandelt, nachdem man die Lebensmittel geraubt hätte, und eine Lust, das Land zu verderben, wie nur der Teufel selbst hegen könnte, hätte allenthalben ihre Spuren eingedrückt.

Wie Johann Friedrich den Sinn der Bürger vernahm, befahl er ihnen als ihr Fürst, die Stadt zu übergeben; der Kaiser würde treulich in allem Wort halten, was er verspräche. Zugleich entließ er das Kriegsvolk seines Eides, und befahl ihm abzuziehen. Die Bürger erhielten noch vom Kaiser die Verheißung, daß er nur deutsches Volk in die Stadt legen wolle. Sie sollten das Recht haben, jeden Spanier, der ohne besondere Erlaubniß in ihre Thore komme, mit Gewalt abzutreiben.

Nach dem Abzuge der sächsischen Besatzung, deren Posten vier kaiserliche Fähnlein einnahmen (Mai 23.), entstand ein lebhafter Verkehr zwischen der Stadt und dem feindlichen Lager. Die Gemahlin des gefangenen Fürsten, im Trauergewande, begleitet von vornehmen Frauen, von dem Bruder ihres Gemahls, einem ihrer Söhne und mehreren deutschen Fürsten, erschien vor dem Gezelte des Kaisers. Die Söhne des römischen Königs führten sie hinein, und sie senkte sich auf die

Knie. Aber Carl hob sie auf, und war milde gegen sie, als lebte sie noch mitten im Glanze des Glückes. Jede Bitte für ihren Gemahl, die nicht dem Vertrage widersprach, gewährte er, und ließ gern zu, daß sie denselben besuchte.

Ueberhaupt machte das starke und freie, doch milde Gemüth Carl's, das nun in der Nähe beobachtet wurde, auf die Sachsen, die eifrigsten Evangelischen, welche ihm am redlichsten geflucht hatten, einen sehr überraschenden Eindruck. So weit es politische Klugheit gebot, hatte er mit einer schreckenden Strenge sein Glück wider Johann Friedrich benutzt; aber nun sahen Wittenbergs Einwohner, wie der gefangene Fürst in Alba's Gezelten von vornehmen Spaniern bedient und mit solcher Ehrfurcht behandelt wurde, daß er selbst sagte: meine Freunde haben mich verlassen, aber meine Feinde thun mir alles Gutes. Auch ward ihm gestattet, nach Wittenberg auf das Schloß zu ziehen, und daselbst acht Tage im Schooße seiner Familie zu verleben. Wie Carl die Stadt besichtigte, ritt er mit einem großen Gefolge zur Kurfürstin, und tröstete sie über das Unglück ihres Hauses mit seelenvoller Freundlichkeit. Man gedachte hierbei großer Beispiele aus der Geschichte, und nannte ihn Alexander, welcher der Gemahlin des überwundenen Darius mit Trost und Milde zusprach. Als einen Feind ihres Glaubens hatten ihn die Sachsen verabscheut. Auch erblickten sie jetzt

an ihm die heiligste Ehrfurcht gegen die Denkmale der römischkatholischen Religion. Wenn er ein Crucifix an eine Kirchthüre in Wittenberg gemalt sah, entblößte er ehrerbietig sein Haupt. Als er aber vernahm, daß seit dem Einzuge seiner Krieger in der Schloßkirche kein lutherischer Gottesdienst gefeiert sey, hörten ihn die lutherischen Prediger voll Verwunderung, wie er in die Worte ausbrach: „Wer richtet uns das an? ist in unserm Namen hier der Dienst Gottes unterlassen: so gereicht uns dies nicht zum Gefallen! haben wir im Oberlande doch nichts gewandelt in der Religion, warum sollten wir es hier thun?“ Frei und eifrig war nun die religiöse Feier in Wittenberg, und die Pfarrherrn predigten täglich, in Gegenwart der vornehmsten Spanier und vieler kaiserlichen Krieger, von dem Unterschiede zwischen dem lutherischen und papistischen Glauben. Auch Luther's Grab sah der Kaiser und mehrere riethen ihm, diesen Erzketzer ausgraben zu lassen; allein er entgegnete ihnen: Laßt ihn ruhen; er wird seinen Richter schon gefunden haben; ich führe Krieg mit den Lebenden und nicht mit den Todten.

Nur einmal hatte er den Verbesserer des christlichen Glaubens gesehen; damals, wie er selbst ein unentwickelter Jüngling kaum an die Spitze der Weltbeherrscher getreten war, und der kühne Mönch noch keine Ahnung davon hatte, welche Umwandlung der Welt seine Sehnsucht nach reinerer Wahrheit hervorbringen

werde. Auf jenem Reichstage war es, wo Kurfürst Friedrich der Weise als der Schutzengel des Reiches stand, dem es gut gedäucht, auf Carl's Haupt die Kaiserkrone zu setzen. Eben dieser durch ihn erhobene Herrscher ritt nun als Gebieter durch die wichtigste Stadt seines Landes, hatte kaum dasselbe wie eine Beute verschenkt, und seinen Neffen in Fesseln geschlagen, und weilte an Luther's Grabe. Ohne Rührung blieb Carl's Gemüth nicht; selbst in seinen Worten an dieser Gruft sprach tiefes Gefühl von wunderbaren Fügungen des Schicksals, über die ein höherer Richter entscheidet. Zu denselben gehörte gewiß auch, daß jenes dämmernde Licht der neuen Wahrheit, welches auf jenem Reichstage zu Worms ihm aufging, jetzt nach fünf und zwanzig Jahren wieder in ihm erwachte. Es ist doch, sagte er jetzt, alles ganz anders im evangelischen Lande und unter evangelischen Leuten, als ich es mir gedacht habe.

So günstig der Eindruck war, welchen Carl auf die Einwohner Wittenbergs gemacht hatte, freuten sie sich doch, wie er aus ihrer Nähe wegzog. Sie fürchteten schon, daß er seine Besatzung nicht zurücknehmen, und ihre Stadt inne behalten möchte. Zwar wäre ihnen, äußerten sie, ihr alter Herr über alle theuer; aber lieber wollten sie doch einem verwandten Fürsten, dem Herzoge Moriz, als Herrschern eines fremden Glaubens angehören; und Moriz sagte ihnen, als er nun

die Stadt besetzte: „ihr seyd eurem Fürsten, meinem Vetter so treu gewesen; das will ich euch ewig in Gutem gedenken. *)

*) Hortleder. B. 3. C. 69—73. Sleidan. B. 19. C. 15. 17. Avila. B. 2. C. 213 — 224. Vita Mauritii. 1214. 1215.

# Fünftes Capitel.

## Inhalt.

Lage des Kaisers bei seinem Abzuge von Wittenberg. Unterhandlungen zwischen ihm und dem Landgrafen von Hessen. Scene zu Halle.

Der Ruhm Carl's V. war jetzt in seinem glorreichsten Glanze. An demselben Tage, da er in Wittenberg einritt, wurde sein alter Nebenbuhler König Franz von Frankreich in die Gruft getragen, wo Capet's Nachkommen seit vielen Jahrhunderten ruhten. Franz hatte durch sein ritterliches Feuer und seine glänzende Einbildungskraft oft die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Welt von des Kaisers Thaten abgerufen; nun war nirgends auf den Thronen Europas ein Fürst, der neben diesem nicht gänzlich vergessen wurde. Die Böhmen hatten schon Gesandte ernannt, welche mit Trotz darthun sollten, daß sie ihren bewaff-

neten Bund nicht auflösen würden, und der Kaiser wegen des Kurfürsten von Sachsen eine Unterhandlung einräumen möchte. Jetzt aber, vom Schicksal dieses letzten unterrichtet, nahten sie mit schmeichelnder Rede, und flehten, daß das kaiserliche Heer nach Ungern wider die Türken geführt werde; sie wollten dann nicht die letzten zu einem solchen Zuge seyn. In Niedersachsen sollte der Herzog Erich von Braunschweig im Namen des Kaisers die mächtigen evangelischen Städte befehden. Er war um so weniger stark genug gegen dieselben, da der vornehmste Feldherr des Kurfürsten von Sachsen, da Thumbshirn durch große Umwege, nachdem er die Niederlage des kursächsischen Heeres erfahren, nach Niedersachsen gelangt war, und sich mit dem Grafen Albrecht von Mansfeld ohnweit Bremen vereinigt hatte, welcher stets mit dem Kurfürsten enge verbunden gewesen, und tiefen Haß wider den Kaiser hegte. Albrecht und Thumbshirn schlugen den Herzog Erich gänzlich, und so bekam es das Ansehen, als wenn die Kriegsmacht der evangelischen Städte in Niederdeutschland in Verbindung mit dem Landgrafen von Hessen der kaiserlichen Gewalt noch einen starken Damm entgegensetzen könnte. Allein der Graf von Mansfeld und Thumbshirn hatten in der siegreichen Schlacht doch ihre Kriegscasse eingebüßt. Weil der Sold fehlte, entstand ein Aufruhr in ihrem Lager. Sämmtliche Führer retteten sich in die Stadt Bremen, und ihre kriegerischen Banden zerstreuten sich nach allen

Seiten, da sie nach der Niederlage des Kurfürsten ohnedies wenig Hoffnung für sich sahen. Der Landgraf von Hessen aber eilte, sich durch Demuth gegen den Kaiser von dem Verderben zu retten, das ihm und seinem Lande drohte. *)

Noch ehe der Kaiser an der Gränze von Sachsen erschienen war, hatte der Kurfürst von Brandenburg sich bemüht, wenigstens den Landgrafen mit dem Reichsoberhaupte zu versöhnen. Allein so sehr Philipp dies wünschte, als er im evangelischen Oberlande kein Bollwerk mehr für sein Gebiet sah, weigerte er sich standhaft, die schmachvolle Forderung einzugehen, welche die österreichischen Brüder thaten, daß er nämlich ihnen wider seinen alten Genossen in der Feldhauptmannschaft des schmalkaldischen Bundes, wider den Kurfürsten von Sachsen zu Hülfe ziehen solle. Was ihm begegnen möchte, wolle er lieber tragen, als so schändlich wider diesen handeln.

Schauderhaft wirkte nun auf ihn die Kunde von dem Schicksale des unglücklichen Fürsten, und seine einzige Hoffnung beruhte auf der Freundschaft des Kurfürsten von Brandenburg und dem großen Gewichte seines Schwiegersohnes Moriz bei dem Kaiser. Vor

*) Vita Mauritii. 1213. 1214. Sleidan. B. 19. C. 14. 19. Avila. B. 2. C. 227. 228.

Wittenberg drangen auch beide von neuem in Carl, daß er seine Gnade gegen Philipp von Hessen wenden sollte, und beschieden diesen nach Leipzig, damit durch seine Nähe die Verhandlung erleichtert würde. Allein Carl bestand darauf, daß Philipp sich gänzlich ohne alle Bedingung auf Gnade und Ungnade ergeben und alle seine Festungen sammt dem Geschütze überantworten solle. Dessen weigerte er sich, denn auf die Weise mußte er fürchten, daß das Todesurtheil über ihn, wie über den Kurfürsten gesprochen, und die Vollziehung desselben nicht einmal abgewandt werde, da er durch seinen Stolz den Kaiser weit mehr erbittert hatte, und nach der Uebergabe seiner Festungen keine Rücksichten, wie Carl auf Wittenberg für Johann Friedrich nehmen mußte, zu seiner Rettung sprachen.

Tief bekümmert ritt Philipp von Leipzig hinweg; ihn begleitete der Herr von Ebeleben, vertrauter Rath des Herzogs Moriz. „Wenn ich nur wüßte," sprach er zu diesem, „daß der Kaiser mich frei wieder heimziehen ließe, und mir nur eine Festung, die mit Geschütz wohl versehen wäre, gestatten wollte, so würde ich zu ihm kommen, mich unterwerfen, alle übrige Festen meines Landes schleifen, alles Geschütz übergeben."

Sogleich kehrte Ebeleben zurück und überbrachte diese Worte an Moriz, und nicht lange nachher flog er wieder zu dem Landgrafen, um ihm einen Brief von

dem Kurfürsten von Brandenburg und von Moriz aus dem kaiserlichen Feldlager vor Wittenberg zu überbringen. Die beiden Fürsten sandten die Artikel, welche sie für den Landgrafen mit dem Kaiser verabredet hatten. Sie begannen freilich damit, daß sich derselbe auf Gnade und Ungnade ergeben sollte; aber aus dem Verfolg erhellte doch, daß er sein Land und seine Würde behalten werde. Am meisten Trost lag freilich in den Aeußerungen und Verheißungen, welche die beiden Friedesvermittler in ihrem Namen hinzufügten. Die Bedingungen, schrieben sie ihm, wären so erträglich, daß er in Betrachtung der obliegenden Gefahr sie nicht abschlagen sollte. Ohne Verzug möchte er sich dem Kaiser darstellen; denn er brauchte nicht zu fürchten, daß ihm irgend etwas Beschwerliches aufgelegt, oder daß er im Gefängniß behalten würde. Ihre Treue und ihren Glauben versetzten sie ihm dafür. Wenn außer diesen übersandten Bedingungen ihm noch irgend etwas begegnete, oder er gefangen behalten würde, so wollten sie zu gleicher Gefahr auf die erste Mahnung der Söhne des Landgrafen sich hingeben. Der Religion halben würde er gute Versicherung bekommen. Er sollte nur herbeieilen, und die gefangenen Fürsten, den Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen ältesten Sohn mit sich führen. Damit ihm die Gefangenen nicht auf dem Wege geraubt werden könnten, wollten sie ihm Reuter entgegen senden. Geschähe aber jemals, daß eine Parthei dem gestifteten Vergleich nicht nachkäme,

so wollten sie ihre ganze Gewalt wider sie wenden und sie zwingen, den Vertrag genau zu erfüllen.

Nun berathschlagte sich der Landgraf mit seinen Ständen, und nahm mit ihrer Bewilligung die dargebotenen Artikel an; nur sollten ihm einige noch besser erklärt werden. Dann brach er auf, um nach Halle zu ziehen, wohin sich der Kaiser gewandt hatte.

Unmittelbar vorher, ehe Carl in diesem Orte seines vollen Triumphs in Deutschland sich erfreute, machte er noch wieder die Erfahrung, wie schwer es sey, Beherrscher gänzlich verschiedener Nationen zu seyn, und wie wenig es dem österreichischen Hause je glücken werde, durch Ein Haupt das spanische und deutsche Volk allmächtig zu beherrschen. Der Haß zwischen diesen beiden Völkern brach jetzt bei Halle wieder so verderblich hervor, daß sich das kaiserliche Heer in zwei große Partheien begab, um mit einander eine Schlacht zu liefern. Die Deutschen hatten den Vortheil der Stellung und des schweren Geschützes; man fürchtete das Verderben der Spanier um so mehr, da zugleich der Argwohn entstand, daß der ganze Aufruhr ein Verrath zum Besten des Landgrafen sey, mit welchem die Verhandlung eben geschlossen werden sollte. Der Kaiser bestieg schnell sein Roß und drang in die Mitte der Rasenden. Die Deutschen, welche jeden Vortheil für sich hatten, nannte er mit den freundlichsten Worten seine Söhne, und bat

sie, nicht das Schwert wider ihre Kriegsgenossen zu ziehen, nicht ihren Kaiser durch die innere Zwietracht unglücklich zu machen, und dem nahen Feinde zu verrathen. Einer Behandlung der Art widerstand der deutsche Character niemals. Besänftigt legten die deutschen Krieger die Waffen nieder.

Außer diesem Aufruht erfreute sich Carl zu Halle einer Reihe von Triumphen. Denselben Tag, da er in diese Stadt einzog, kam auch der befreite Albrecht von Brandenburg in dieselbe. Der Kaiser zeigte ungemeine Freude, als ihm plötzlich dessen Gestalt entgegentrat. „Gnädigster Kaiser," sagte Albrecht, „ich danke Gott dem Allmächtigen, und dann Eurer kaiserlichen Majestät." Kein Wort sprach er weiter, aber einem jeden dünkte seine Rede hinreichend."

Dann erschien auch Landgraf Philipp von Hessen, in der Mitte von Moriz und dem Kurfürsten von Brandenburg, die ihn bis gen Naumburg entgegengeritten waren. Am Abend des achtzehnten Tages im Brachmonate kam er mit hundert Pferden, mit stattlicher Begleitung, aber zum Fußfalle bereit. Eine Stunde nach ihm ritten Herzog Heinrich von Braunschweig und seine Söhne in die Stadt ein. Johann Friedrich und Philipp, die stolzen Bundesobersten, waren der Gnade des Kaisers hingegeben, und jene, ihre Gefangenen, sahen frohlockend den Sieger in der

Erniedrigung. Wehmuth und Trotz wollten Philipp's Brust zersprengen.

In der Herberge von Moriz verlebte er diesen Abend, der dem schmachvollen Schauspiele vorherging, und am folgenden Morgen ward ihm der Vertrag im Namen Granvella's zur Unterzeichnung gebracht. Zu den Artikeln, welche ihm die beiden Friedensvermittler gesandt hatten, war noch hinzugefügt, daß die Erklärung aller Worte des Vergleiches einzig dem Kaiser zustehen solle. Der Landgraf weigerte sich zu unterzeichnen, weil dies ihm nicht zugekommen sey. Granvella versicherte, daß der Artikel blos durch einen Fehler des Schreibers ausgelassen wäre, und drang so heftig in den Landgrafen, daß er ihn genehmigte. Als Philipp nun eine Versicherung der Religion wegen verlangte, wie sie andern Fürsten geworden, sollte er dagegen verheißen, daß er den Schlüssen der Kirchenversammlung von Trient gehorsamen würde. Der Streit über diese Forderungen war lang und heftig. Endlich hieß es, der Kaiser verweile schon im Saale und harre des Landgrafen; dieser sollte eilen, damit jener nicht aus Verdruß etwas Beschwerliches wider ihn vornehme. Philipp unterzeichnete den Vertrag mit den Worten, daß er alle Lehrsätze annehmen wollte, die ein allgemeines, freies und christliches Concilium aufstellte, ein solches, auf welchem das Haupt eben sowohl wie die Glieder der Kirche einer Verbesserung unterworfen würden; er wollte darin handeln, wie Moriz

und der Kurfürst von Brandenburg, welche ihm zugesagt hatten, daß sie nimmermehr von dem Augsburgischen Glaubensbekenntnisse weichen wollten.

Endlich begab sich der Landgraf nach dem Saal des Kaisers zu dem schmachvollen Schauspiel. Schon war es hoch am Nachmittage, die Erwartung war außerordentlich gespannt. Deutsche, italienische und spanische Fürsten waren gegenwärtig, unter denselben als Zuschauer die Fürsten von Braunschweig, sonst des Landgrafen Gefangene: der Adel von mehreren Nationen strömte herzu. In der Mitte zwischen dem Herzoge Moriz und dem Kurfürsten von Brandenburg trat der Landgraf in den Söller. Jene beiden Fürsten standen auch neben ihm, als er nahe vor dem Sessel des Kaisers sich auf die Knie gesenkt hatte. Mit ihm kniete der hessische Canzler, Doctor Günderode, und las die Abbitte seines Fürsten. In ihr war das Geständniß, daß der Landgraf durch die vergangene Kriegshandlung seinen Kaiser auf das höchste beleidigt habe und deshalb billig mit Härte bestraft werden möchte. Ueber die Ungnade seines Kaisers empfinde er großes Herzeleid, und ergebe sich in dessen Willen. Nach angeborner Milde werde ihm die kaiserliche Majestät verzeihen, und die Achtserklärung wider ihn, die er verschuldet hätte, wiederum aufheben, in seinen vorigen Stand ihn allergnädigst wieder setzen, bei seinem Lande und seinen Leuten bleiben lassen, und seine Räthe, Hofgesinde und Unterthanen wieder in die Gnade des

Reichsoberhauptes aufnehmen. Dagegen wollte er alles vollbringen, was einem treuen, gehorsamen, dankbaren Fürsten und Vasallen gegen seinen Kaiser gezieme, und mit den Seinigen jedes Wort des aufgenommenen Vergleichs genau erfüllen.

Während der Ablesung seiner Bitte um kaiserliche Gnade suchte der Landgraf sich für die Schmach dieses Schauspiels durch ein höhnisches Lächeln einigen Ersatz zu geben. Dem Kaiser entging es nicht. Er drohte ihm mit dem Finger, und sagte: wohl, ich soll Dich lachen lehren. Dann schwieg er einige Augenblicke, und ließ darauf durch einen deutschen Doctor, den Vicecanzler Georg Seld antworten. Männiglich wäre freilich bekannt, daß der Landgraf große Strafe verdient hätte, auch lehrte dies sein eigenes Geständniß; aber aus angeborner Milde und weil mehrere Fürsten für ihn gebeten hätten, wollte der Kaiser ihn von der Achtserklärung erledigen, und ihn weder mit Leibesstrafe, noch mit ewigem Gefängnisse belegen, noch von seinen Gütern ihm mehr nehmen, als in dem Vertrage bestimmt wäre.

Außer dem Inhalte dieses Vergleiches, welchen Philipp durch die Befreiung des Herzogs von Braunschweigs, und den Fußfall vor Carl schon erfüllte, hatte er sich durch denselben anheischig gemacht, jeder Reichsordnung, welche der Kaiser aufrichten würde, nachzukommen, insbesondere aber dem Kammergerichte, in der neuen Gestalt, welche ihm gegeben werden sollte, Folge zu lei-

sten, und zur Unterhaltung desselben seine Gebühr zu erlegen. Wie der Kurfürst von Sachsen, entsagte er allen Bündnissen, besonders dem schmalkaldischen, und versprach keinen Bund einzugehen, der nur auf das entfernteste wider den Kaiser, sein Haus und seine Freunde gedeutet werden könnte. Aber besonders schmachvoll war es, daß er auch zusagen mußte, die brieflichen Nachrichten über seine bisherigen Verbindungen auszuliefern, und jeden Aufschluß über Verständnisse zu geben, die er etwa mit Unterthanen der österreichischen Brüder unterhalten hätte. Freier Paß für den Kaiser durch Hessen, wenn die Umstände ihn forderten, Abrufung seiner Unterthonen, die sich zu Fähnlein wider Oesterreich begeben hätten, Verheißung von Hülfe wider die Türken, waren die Bedingungen, welche der Landgraf am leichtesten eingehen mochte. Drückender war, daß er binnen kurzer Zeit hundert und funfzigtausend Gulden an den Kaiser zum Ersatz für die Kriegskosten entrichten sollte. Aber zur Vernichtung seiner ganzen bisherigen politischen Bedeutsamkeit diente es, daß er alle seine Festungen und Schlösser, Ziegenhain und Cassel ausgenommen, gänzlich schleifen mußte, und von seinem Geschütze nichts behalten durfte, als was ihm der Kaiser nothwendig für diese beiden Städte lassen wollte. Die Kriegsleute, welche er als Besatzung in seinen Städten hielte, sollten dem Kaiser Treue schwören.

Es litt kaum einen Zweifel, daß der Landgraf, sobald er alle diese Bedingungen treu erfüllte, auf immer

der Kraft beraubt war, durch eigne Macht dem Kaiser wieder furchtbar zu werden; sein politisches Daseyn war dann ohne Zweifel vernichtet. Dies war der Absicht des Kaisers gemäß, welcher aber gewiß einsah, daß er trotz seiner gegenwärtigen Uebermacht zur genauen Erfüllung des Vergleichs den Landgrafen nicht werde zwingen können, wenn er ihn nicht als seinen Gefangenen mit sich führte. Darum priesen sich die beiden vermittelnden Fürsten ohne Zweifel sehr glücklich, daß die Freiheit des Landgrafen dennoch versprochen war, wenigstens nach dem Geiste der gepflogenen Unterhandlungen, und dem Sinne, womit sie und Philipp selbst den Buchstaben derselben aufgefaßt hatten.

Sobald die Antwort des Kaisers verlesen war, fühlte sich daher der Landgraf wieder als freien Fürsten, und erhob sich, ohne einen Wink darüber abzuwarten; Carl versagte ihm den deutschen Handschlag der Versöhnung. Eben derjenige Streich des Gewitters, vor welchem er am meisten gezittert hatte, und den er durch die großen Aufopferungen, zu welchen er sich verstanden, durch die kaiserliche Zusage auf immer entfernt glaubte, bedrohte ihn dennoch. Aber ihn schreckte keine Ahnung davon, als jetzt der Kurfürst von Brandenburg zu ihm trat, und ihn einlud, bei dem Herzoge von Alba mit ihm und Moriz zur Nacht zu speisen.

Wie nach der Mahlzeit die beiden deutschen Fürsten zu einer Unterredung mit Alba und dem Minister Granvella seitwärts gingen, vertrieb sich der Land-

graf arglos die Weile mit dem Spiel im Brette. Nach einiger Zeit riefen Joachim von Brandenburg und Moriz von Sachsen ihn zu sich. Ihr Lebenlang, sagten sie ihm, hätten sie aufrichtig gehandelt, wie ehrlichen Fürsten gebühre, hätten fleißig gehalten, was sie zugesagt, und vermeint, es sollte auch ihnen in gleicher Gestalt Treue gehalten werden. Nun aber hätten ihnen der Herzog von Alba und der Bischof von Arras kund gethan, daß Er die Nacht über in diesem Hause in Verwahrung bleiben müsse. Nichts also Beschwerliches wäre ihnen je begegnet. Jedoch wollten sie mit dem Kaiser reden, und verhofften, Er sollte nicht aufgehalten werden.

Der Landgraf entgegnete, daß er sich eher alles andern, denn eines solchen versehen hätte; auf ihre Treue wäre er gekommen; sie wüßten wohl, auf welche Weise sie sich gegen ihn und seine Kinder verpflichtet hätten; nun sollten sie ihrer Verheißung nachkommen.

Von Spaniern ward Philipp bewacht; aber auch Moriz und brandenburgische Räthe blieben bei ihm die Nacht über. Am folgenden Tage gingen die beiden vermittelnden Fürsten zum Kaiser, und beklagten sich höchlich über das Verfahren wider den Landgrafen, welches ihrer Ehre höchst beschwerlich werde. Wahrlich hätten sie demselben nicht gerathen, hieher zu kommen, wenn sie je hätten vermerken können, daß er seine Freiheit verlieren sollte. Der Kaiser möchte ihn

daher ledig lassen; ihr Fürstenwort stehe dabei auf dem Spiele.

Carl erwiederte ihnen, daß er wohl zugesagt habe, den Landgrafen nicht in ewiger Gefangenschaft zu halten; aber niemals, ihn an seiner Freiheit gar nicht zu strafen. Da gingen die beiden Fürsten zu den kaiserlichen Räthen, besonders dem Bischofe von Arras. Heftig und langdauernd war ihr Zank mit denselben; und diese ließen endlich dem Landgrafen kund thun: er möchte noch von dannen scheiden, wenn es ihm also gefiele, daß der ganze Vergleich nichtig sey. „Gar gern," entgegnete Philipp, „wenn ich nur frisch und gesund wieder heim begleitet werde." Allein nach zwei Tagen sagte man ihm an, er sollte mit dem Kaiser ziehen. „Auf keine Weise," rief er, „als wenn ich mit Gewalt hinweg genommen werde." Aber Joachim von Brandenburg und Moriz von Sachsen baten ihn, zu willfahren, und gelobten ihm durch Handschlag im Beiseyn etlicher vom Adel, daß sie nicht eher vom kaiserlichen Hofe weichen wollten, bis er wieder ledig sey.

Der Kaiser brach nun gen Naumburg auf; die beiden Obersten des schmalkaldischen Bundes zogen mit ihm als Gefangene. Wie ihr Bündniß mag jeder Verein untergehen, dessen Fahne nicht der Gemeingeist trägt. *)

---

*) Hortleder. B. 3. C. 75. 79. Avila. B. 2. C. 242—245. Sepulvedae opera. Matriti 1780. T. II. p. 321—325. Sleidan. B. 19. C. 3. 20. 23. Vita Mauritii. 1215. 1216.

# Fünftes Buch.

# Erstes Capitel.

## Inhalt.

Zeitpunct, wo Carl's System in Hinsicht auf Deutschland sich offener darlegen muß. Entwicklung seiner Schritte, wodurch er die vollkommne Ausführung desselben ankündigt. Sein Betragen wider den gefangenen Philipp von Hessen; Gründe, warum er ihn nicht befreien durfte. Sein Versuch, einen Bund der Stände zu stiften, an dessen Spitze Oesterreich war; große Vortheile, die er sich von demselben versprechen konnte, und Schwierigkeiten, die ihm entgegenstanden. Der geharnischte Reichstag zu Augsburg. Auf demselben Verhandlung wegen einer neuen Anordnung des Cammergerichts durch den Kaiser, und Aufhebung der besondern Berathschlagungen während der Reichstage. Aufnahme der Niederlande in den deutschen Bund. Handlungen des Kaisers, wodurch er die Nation gegen sich reizen mußte. Verlängerung der Gefangenschaft des Landgrafen und Rechtfertigung Carl's deshalb. Feierliche Uebertragung der Kurwürde an Moriz. Haltung des Kaisers gegen die religiösen Partheien in Deutschland, den Payst und das Concilium zu Trient. Verlegung desselben nach Bologna. Absichten, wozu der Kaiser die Synode brauchen

will, machen ihre Nähe an der deutschen Gränze nothwendig. Glückliche Einleitung, die Protestanten zur Beschickung derselben zu bewegen, und Beängstigung des römischen Hofes. Protestation des Kaisers wider das Concilium zu Bologna. Widrige Einwirkung des Interim. Geist desselben. Gesichtspunct, aus welchem Carl, die Katholiken und die Protestanten es betrachteten.

---

Jetzt war der Zeitpunct gekommen, wo des Kaisers System in Hinsicht auf Deutschland sich nach seinem ganzen Umfange der Welt darlegen mußte, und alle seine Schritte verriethen nun, daß er entschlossen war, zur Ausführung desselben sein bisheriges Glück durchaus zu benutzen.

Ihrem Versprechen gemäß folgten Moriz von Sachsen und Joachim von Brandenburg dem Zuge Carl's, um die Freiheit des Landgrafen zu bewirken. Zu Naumburg thaten sie deshalb noch einmal die kräftigsten Vorstellungen; ließen aber drei Tage nachher dem gefangenen Fürsten kund thun, daß er es ihnen nicht für übel halten wollte, wenn sie dem Kaiser nicht weiter nachzögen, denn derselbe habe es ihnen ganz und gar verboten, und würde ihn sonst in die Gefangenschaft nach Hispanien senden. Sie hätten aber wohl verstanden, daß er binnen vierzehn Tagen ledig werden möchte, wenn er eilte, die Bedingungen des Vertrags zu erfüllen.

Von den beiden vermittelnden Fürsten verlassen, zog der Landgraf, im Gefolge des Kaisers, mit dem bittersten Gemüth aus dem Lande Thüringen. An der Gränze desselben berief er sich wiederum auf alle Thatsachen der Versöhnung zwischen ihm und dem Kaiser; aber von neuem behauptete Alba, daß die kaiserliche Majestät den Unterhändlern nie mehr zugesagt habe, als daß der Landgraf nicht in ewiger Gefangenschaft gehalten werden solle. „Und dies Gefängniß, welches Maaß wird es haben?" fragte Philipp; und der Herzog von Alba antwortete: „hielte Euch der Kaiser auch vierzehn Jahre und länger gefangen, so würde er dennoch wider seine Zusage nicht handeln."

Der Landgraf eilte nun, seine Festungen zu schleifen, sein Geschütz zu übergeben, und die ganze Summe des versprochenen Geldes zu entrichten; aber seine Befreiung lag noch nicht in Carl's Planen. Er blieb gefangen, zum tiefen Verdruß der Unterhändler; besonders härmte sich der treue Herr von Ebeleben, welcher vornehmlich die Handlung geleitet hatte; dieser Gram soll ihn in jenen Tagen getödtet haben. *)

Nicht die Freude, einen Fürsten, welcher seinen Uebermuth gegen die kaiserliche Würde und das Haus Oesterreich nicht verhehlt hatte, nun in Fesseln mit sich

*) Sleidan. B. 19. S. 24.

zu führen, war der Grund, wenn Carl diese nicht lösete. Sie war seinem Character zu klein und fremd. Er war hinlänglich zu der Meinung berechtigt, daß Philipp's Befreiung in diesem Zeitpuncte seinem System sehr nachtheilig seyn könne. Die protestantische Macht in Niedersachsen und Westphalen bedurfte nur eines Punctes zur Vereinigung, um furchtbar zu seyn; sobald der Landgraf jetzt befreit wurde, schloß er sich ohne Zweifel inniger an dieselbe, als bisher je ein Bund zwischen evangelischen Ständen gegolten hatte, um seine Rache zu befriedigen und seine zertrümmerte Macht wieder aufzubauen. Die Stadt Magdeburg trotzte noch dem siegreichen Kaiser, und gab ein großes Beispiel, wie die übrigen schmalkaldischen Genossen hätten handeln sollen. Sobald wieder Bewegungen entstanden, mochte das neue System, welches kaum im sächsischen Hause errichtet war, zusammenstürzen, und am französischen Hofe gewann es gänzlich das Ansehen, als wolle er versuchen, die besiegten deutschen Stände wieder zu heben. König Heinrich II. ließ sogar in Deutschland zehn Fähnlein Landsknechte durch den berühmten Kriegsmann Sebastian Vogelsberger anwerben. Das Glück des Hauses Oesterreich gegen den schmalkaldischen Bund hatte freilich den Muth der Böhmen gebrochen; aber es litt keinen Zweifel, daß sie mit neuem Eifer sich gegen dasselbe erheben würden, sobald sie es wieder in Deutschland mit Kriegsgefahr bedroht sahen. Nichts mochte dem Kaiser weniger rathsam scheinen, als einen

Fürsten, welchen alles aufforderte, die Protestanten wider ihn zu bewaffnen, jetzt frei zu lassen. *) Wenigstens wollte er vorher die eigentlichste Beschaffenheit seiner gegenwärtigen Lage in Deutschland auf dem Reichstage kennen lernen, welchen er nach Augsburg ausschrieb, auf ihm vorher versuchen, ob er nun endlich seine Absichten wider die deutsche Mittelmacht bis auf einen festen Punct gebracht hatte, von welchem an sie auf eine bestimmte Weise ausgeführt werden konnten.

Wie schwer es auch jetzt noch seyn werde, ihnen gemäß die Deutschen zu lenken, lehrten ihn schon seine Bemühungen, einen Bund zu errichten, welcher dem erloschenen schwäbischen gleich wäre. Er betrachtete dieselben als das Vorspiel seiner Arbeiten auf dem Reichstage.

Durch die Geschichte der vielen besondern Vereine, welche aus den Trümmern der Reichsverfassung von dem Bedürfniß hervorgetrieben wurden, ergab sich die Lehre, daß nur durch sie, nicht durch die alten Formen eine gewisse Masse der Kräfte im Reich gesammelt werden könne; diese aber aus einer zwiefachen Ursache sich dann nicht planmäßig rege, weil nämlich unter den verbundenen Ständen keiner so hervorragte, daß ohne

---

*) Sleidan. B. 19. C. 25. 26. Vita Mauritii. 1217. 1218.

Widerspruch ihm das leitende Wort gestattet würde, und weil das kaiserliche Ansehen gewöhnlich auf die Zerstörung solcher Bündnisse arbeitete. Dieser doppelte Nachtheil hörte auf, sobald der Kaiser selbst sich an die Spitze eines solchen Bundes mehrerer Stände hinstellte. Der schwäbische Bund hatte davon ein lehrreiches Beispiel gegeben. Ward ein neuer Verein der Art eben in diesem Zeitpuncte, da fast alle Reichsverhältnisse zerrüttet waren, die kaiserliche Macht am höchsten stand, vorzüglich in Oberdeutschland, wo Oesterreichs Kräfte ihn mächtig unterstützen konnten, und von so planmäßigen Geistern, wie Carl und seine Räthe waren, nach einem größeren Maaßstabe errichtet, so litt es kaum einen Zweifel, daß durch ihn, ohne Verletzung der alten Formen, innerhalb derselben ein neuer Staat erbaut werden könnte, in welchem der Kaiser unumschränkter, als in dem alten herrschte.

Aus dem Lager vor Wittenberg ließ Carl schon das zweite Ausschreiben ergehen, wodurch er die Stände des Reichs zu einer Zusammenkunft aufforderte, um sich durch einen neuen Bund zu vereinigen; Ulm wurde zum Versammlungsorte bestimmt; der Kaiser und sein Bruder säumten nicht, ihre Bevollmächtigten dahin abzusenden. *)

*) Sleidan. B. 19. C. 15.

Wohl kamen die Gesandten von mehreren Reichsständen zu Ulm zusammen; aber sehr wenige mit einer Ansicht des Planes der österreichischen Brüder, welche der Ausführung desselben günstig war. Zum Theil trieben die letzten Erfahrungen zu der Meinung, daß überhaupt durch einen Bund nichts Ungemeines vollbracht werden könne, wenn nicht eine überwiegende Macht als Mitglied ihn gänzlich zum Werkzeug brauchte. Da nun auch die katholischen Stände des Kaisers Absichten wider die Freiheit der deutschen Mittelmacht überaus fürchteten, wie sollten sie ihm in dem gegenwärtigen Zeitpuncte, wo sein Ansehen in Deutschland im höchsten Flor stand, noch das kräftigste Mittel zu ihrem Verderben schaffen.

Die kaiserlichen Abgeordneten redeten viel von Carl's Bestreben, den Frieden der Deutschen zu sichern. Noch kaum habe man gesehen, wie zwei Fürsten vermocht hätten, Deutschlands Gesetze zu zertrümmern, und in allen seinen Gauen den Sturm aufzuregen. Aus dem Krieg mit ihnen habe der Kaiser kaum Thron und Leben gerettet. Um die gegenwärtigen Unruhen gänzlich zu dämpfen, und den zügellosen Geist, den keine Reichsacht mehr schrecke, für die Zukunft abzutreiben, werde nichts zweckmäßig, als nur ein Bund seyn, in welchem sich Reichsstände traulich an den Kaiser und seinen Bruder schlössen.

Nur wenige Reichsstände fügten sich sogleich dem Ansinnen des Kaisers; im Allgemeinen fand es so wenig

Beifall, daß man von Krankheiten, die in Ulm ausbrachen, den Vorwand nahm, die Berathschlagungen darüber bis zum bevorstehenden Reichstage zu verschieben. *)

Als die Fürsten auf denselben nach Augsburg zogen, lehrte sie schon unterwegs mancher Anblick, daß Carl sich nun im Besitz hinlänglicher Kriegsgewalt glaube, um keiner besondern Schonung der reichsständischen Rechte mehr zu bedürfen. In vielen Gegenden, nicht fern von Augsburg, fanden sich spanisches, italienisches, niederländisches Kriegsvolk; auf einen Wink vom Kaiser konnte sich ein beträchtliches Heer zusammenziehen; in der Stadt selbst lagen bei zehn Fähnlein Landsknechte. „Das ist ein geharnischter Reichstag!" sagten sich mit Befremden die Fürsten, und hatten gewiß eine kleine Schadenfreude über die Angst, die der Kaiser selbst beim Einzuge in Augsburg schmählig leiden mußte. Eine seiner wilden Banden wollte durch einen Aufruhr den rückständigen Sold ertrotzen. Den Raub abzuwehren ergriffen die Bürger die Waffen, welche sie leicht wider den Kaiser selbst richten mochten. Unter bangen Erwartungen mußte er einige Stunden in einem Schlupfwinkel zubringen. **)

---

*) Sleidan. B. 19. C. 22.

**) Thuanus. L. IV. hist. p. 348.

Uebrigens hatte diese vorübergehende Angst keinen Einfluß auf den Geist, in welchem er diesen Reichstag nahm. In der Schrift, die er bei Eröffnung desselben (1. Sept.) durch seinen Vicecanzler verlesen ließ, that er die Forderung, daß die Stände ihm hinfort die Anordnung des Cammergerichts überlassen sollten, da durch die letzten Fehden alle Justiz im Reiche verfallen wäre. Sorgfältig werde er trachten, daß rechtskundige Männer zu Richtern gewählt würden, welche ihrem Eide gemäß unpartheiisch Urtheil ergehen ließen. Auch finde er gut, noch zehn Beisitzer zu der bestimmten Zahl hinzuzuthun, um die Masse der Händel bald aufzuräumen. Die nöthigen Kosten würde jeder Stand nach seiner Gebühr erlegen.

Sobald die Reichsstände von allem Einfluß auf die höchste richterliche Gewalt in Deutschland ausgeschlossen waren, mußten sie gänzlich in des Kaisers Macht gegeben seyn, der gewiß nicht unterließ, selbst das Urtheil zu vollziehen, welches seine Richter gesprochen hatten. Es entging ihm auch nicht, wie er seine Forderung nur durch Ueberraschung der Reichsstände werde erhalten können. Um diese möglich zu machen, fügte er einen zweiten Antrag hinzu. Er wollte nämlich die besondern Berathschlagungen zwischen einzelnen Ständen auf den Reichstagen nicht länger dulden, weil sie gemeinen Reichsversammlungen übel anständen, und ein jeder im Rath frei und ohne Scheu reden

könnte. Allein diese besondern Zusammenkünfte waren ihm deshalb zuwider, weil durch sie die Stände mehr vorbereitet zu dem öffentlichen Rath kamen, und der Feige, der Schwache, indem er den Willen seiner Genossen erkannte, ermuthigt wurde, den kaiserlichen Anträgen einen Widerstand zu leisten, welchen er sonst nie gewagt hätte.

Zur Willfährigkeit gegen des Kaisers Antrag wegen des Kammergerichts rieth besonders die Furcht, daß er ohne dieselbe dies Reichsgericht ganz an seinen Hof ziehen und einzig von dort über Deutschland Recht ergehen lassen möchte. Besonders auf die Kurfürsten hatte diese Furcht Einfluß. Allein die Fürsten, indem sie die Nothwendigkeit einer Verbesserung des Cammergerichts anerkannten, widerstanden anfänglich dem Verlangen des Kaisers, und gaben endlich nur insofern nach, daß demselben für diesmal die Anordnung des Gerichts überlassen werden sollte, er auch neue Beisitzer über die gehörige Zahl ernennen dürfte: für alle künftige Fälle bewahrten sich die Reichsstände ihre alten Rechte. *).

Wahrscheinlich hatte Carl nicht erwartet, daß er so viel erreichen würde, und ließ seinen zweiten Antrag zur Unterdrückung aller besondern Verhandlungen einzelner Stände auf den Reichstagen nun selbst sinken.

---

*) Sleidan. B. 20. C. 20.

Er durfte seinen Plan, der Königsmacht in Deutschland ihren alten Glanz wiederzugeben, nicht zu gewaltsam darlegen, um nicht einen Theil der Deutschen von neuem gegen sich zu bewaffnen. Auf gleiche Weise vermied er, seinen Entwurf zu einem Bunde, an dessen Spitze der Kaiser selbst stehen sollte, mit Eifer durchzutreiben, indem es ihm gelang einen sehr wichtigen Zweck, welchen er auch bei demselben vor Augen gehabt hatte, vollkommen zu erreichen. Seine Niederlande wurden in den Bund des deutschen Reichs aufgenommen. Für den vollen Schutz desselben sollten sie freilich zu den Steuern beitragen; aber in jeder andern Hinsicht blieben sie unabhängig im ungestörten Besitz ihrer alten Freiheiten. Im Grunde bezweckte also dieser Verein nichts, als den doppelten Vortheil für Carl, daß er noch ein größeres Gewicht in dem deutschen System erhielt, und daß er bei seinen vielfachen Kriegen mit Frankreich, deren Schauplatz vorzüglich die Niederlande wurden, auf den Schutz des Reichs für dieselben, auf Theilnahme der Deutschen an diesen Kriegen rechnen konnte. *)

Der Kaiser mußte mit der theilweisen Erreichung seiner Wünsche auch deshalb zufrieden seyn, weil er nicht umhin konnte, auf diesem Reichstage durch manche Handlung die Stände gegen sich zu reizen. Ungemein

*) Sleidan. B. 20. C. 20.

groß war der Evangelischen, zum Theil der Katholiken Unmuth über die längere Gefangenschaft des Landgrafen Philipp. Seine Gemahlin und seine Söhne erließen jetzt ein Schreiben an alle Reichsstände, um seine Erledigung zu bewirken; die Landgräfin und ihre Tochter kamen selbst nach Augsburg, und flehten mit Fußfall zur kaiserlichen Majestät; auf das kräftigste verwandten sich Moriz und der Kurfürst von Brandenburg, welche sich bedroht sahen, in die Gefangenschaft nach Hessen sich stellen zu müssen, weil sie der öffentlichen Meinung, ihrer Glaubensgenossen, ihrer Unterthanen wegen, ihr Fürstenwort nicht brechen durften.

Unter diesen Umständen hielt Carl es für nothwendig, sich wegen seines Betragens gegen den Landgrafen öffentlich zu rechtfertigen. Er that es in einer Schrift, welche treu den ganzen Hergang beschrieb, und die Beschwerde enthielt, daß der gefangene Philipp die Puncte des Vertrages, wodurch ihm Gnade geworden, noch nicht sämmtlich erfüllt, die Schleifung seiner Festungen nicht vollendet, die Heimlichkeiten des schmalkaldischen Bundes nicht überantwortet hätte. Moriz und der Kurfürst von Brandenburg gestanden selbst in ihrer Gegenschrift, daß sie den Kaiser keiner Wortbrüchigkeit bei der ganzen Handlung zeihen könnten, daß aber viele enge und geheime Nebenhändel mit den kaiserlichen Räthen vorgegangen wären. Ob bei denselben, da eine Parthei der Sprache der andern nicht genug

kundig gewesen, Mißverständnisse obgewaltet hätten, wollten sie nicht untersuchen. Der Geist, in welchem sie gehandelt, wäre nicht verborgen gewesen; in ihm hätten sie dem Landgrafen die vollste Freiheit gelobet, und männiglich wäre nun zu bedenken, wie sehr die Gefangenschaft desselben ihnen zur Verletzung des Glimpfs gereichte.

Auch Carl fühlte, daß diese Klage gegründet sey; aber die Erledigung Philipp's glaubte er noch für seine Plane durchaus unräthlich. Dagegen wünschte er die vermittelnden Fürsten von jener Beschwerde zu befreien. Er sandte einen seiner Räthe an den Landgrafen, und verlangte die Auslieferung der Urkunden, welche die Kurfürsten zu seiner Sicherheit gestellt hatten. Dies Ansinnen kam demselben so seltsam vor, daß er vorgab, es durchaus nicht zu fassen. Als der Rath äußerte, er rede doch gute deutsche Worte und der Landgraf sey doch ein geborner Deutscher: entgegnete dieser, wie er nicht einsehe, was der Kaiser mit dieser Forderung im Sinn habe; dies sey die einzige Antwort, mit welcher noch zur Zeit er sich vernehmen lassen könne; die kaiserliche Majestät möge es mit ihm machen, wie sie wolle; er sey ohnedies ein gefangener Mann, und könne viel höher als jetzt nicht bedrängt werden. *)

*) Hortleder. B. 3. C. 84. Sleidan. B. 19. C. 38. 39. 40.

Hätte Philipp auch jene Urkunden herausgegeben: so würden die vermittelnden Fürsten dadurch ihres Wortes eben so wenig in der Meinung deutscher Nation, als für ihre eigene Herzen, entbunden gewesen seyn. Dies Ansinnen an den gefangenen Landgrafen bewies, wie wenig der kaiserliche Hof deutsche Treue begriff, und der stolze Moriz, zu dessen Heil es gerichtet seyn sollte, mußte dadurch empört werden.

Wenn er durch Carl's Betragen gegen seinen Schwiegervater während des Reichstages beleidigt wurde: so machte eine andere Handlung, worin sich des Kaisers Gunst gegen ihn offenbarte, einen heftigen Eindruck zum Nachtheil desselben.

Seinen Geburtstag, den vier und zwanzigsten des Hornung (1548) feierte Carl, indem er die Kurwürde, des gefangenen Johann Friedrich Lehen und Herrlichkeiten, mit großer öffentlicher Pracht an den Herzog von Sachsen übertrug. Am Markte zu Augsburg saßen der Kaiser und die Kurfürsten auf einem geraumen, mit prächtigen Tapeten geschmückten Gerüste. Mit der sächsischen Blutfahne rückten die Haufen von Moriz hervor. Der erste berannte das Gerüst: dann gingen einige Fürsten hinauf und baten für den Herzog um die Belehnung. Es folgte die Losung, daß er selbst zur Stelle komme. Da berannte Moriz mit dem zweiten Haufen das Gerüste. Zehn Fahnen, mit eben so viel Wappen

der Landschaften, mit welchen er belehnt zu werden suchte, wurden ihm vorgeführt, und knieend empfing er die Belehnung. Aus der Herberge am Markt, wo er gefangen saß, schaute Johann Friedrich das prächtige Getümmel. Siehe, rief er aus, wie sich Morizens Gesindlein über den Raub an mir ergötzet; und mit voller Rührung setzte er hinzu: gebe der Allmächtige, daß sie meiner und der meinigen nie mehr bedürfen. *)

Besondere Gefahr aber für den Kaiser, auf mehreren Seiten die Gemüther gegen sich in Harnisch zu bringen, lag in der Haltung, welche er gegen die religiösen Partheien behaupten mußte. Alle seine Schritte während des kaum beendigten Krieges hatten bewiesen, daß er ihn durchaus nicht als einen Religionskrieg geführt hatte. Keinem von den überwundenen Evangelischen suchte er seinen Glauben zu entreißen; nirgends verrieth er eine Spur von Haß gegen die Ketzer. Gern hätte diese der Papst durch die Donnerkeile des Conciliums zu Trient niedergeworfen, so wie sie sich allmählig vor den kaiserlichen Waffen in Deutschland neigten; aber Carl suchte es auf alle Weise zu verhindern, und sammelte mit drohender Hand um den römischen Stuhl die Gefahren einer Kirchenreformation. Es ward immer offenbarer, daß er das Concilium mehr wider jenen, als gegen die evangelische Parthei brauchen wollte; und

*) Sleidan. B. 20. C. 7. Hortleder. B. 3. C. 85.

in demselben Grade stieg die Sehnsucht der päpstlichen Legaten nach dem innern Italien, fern von der deutschen Gränze, damit sie den Einfluß des Kaisers minder zu fürchten hätten. Allein dieser war so wenig geneigt, eine Verlegung der Kirchenversammlung zuzugeben, daß er einem der päpstlichen Legaten drohte, man sollte ihn in die Etsch werfen, wenn er derselben weiter erwähnte. Selbst die Gefahr, als die evangelischen Krieger an die italienische Gränze vordrangen, und Sebastian Schärtlin Lust bezeigte, das Concilium zu überfallen, hatten demselben nicht Muth genug gegeben, sich von Trient zu entfernen. Als aber endlich die Nachricht erscholl, daß der Kaiser nach Sachsen hinabziehen werde, wagten es die Väter, die Aussage von Hieronymus Frakastor, dem Leibarzte der Versammlung, daß nämlich die Luft zu Trient pestartige Krankheiten drohe, zur Verlegung der Synode nach Bologna zu benutzen. Nur die spanischen Bischöfe blieben zu Trient zurück, und bekamen auch Befehl, keinen Fuß von da zu rücken. Gegen den Papst erklärte der Kaiser in den heftigsten und entschlossensten Ausdrücken, daß er nimmermehr ein Concilium zu Bologna anerkennen und nicht ruhen würde, als bis sämmtliche Väter nach Trient zurückgekehrt wären. Selbst darin wollte er nicht willigen, daß die spanischen Bischöfe nur zum Beweise der Achtung gegen die übrigen nach Bologna zögen, um dann sogleich mit der ganzen Kirchenversammlung sich wieder nach Trient zu begeben.

Zur Wiederherstellung der alten Kaisermacht gegen das Papstthum und der Königsgewalt in Deutschland hatte Carl auch die Synode benutzen wollen, und durfte hoffen, nach dem Sturze der protestantischen und bei der gegenwärtigen Betäubung auch der katholischen Reichsstände, die deutsche Geistlichkeit zu diesem Zweck auf der Kirchenversammlung brauchen zu können. Ehemals hatte das Papstthum die Mittelmacht in Deutschland wider das Königthum unterstützt, und in ihr einen rüstigen Kampfgenossen gegen das kaiserliche Ansehen gehabt. Als Luther's Lehre unter den Reichsständen emporwuchs, sah der päpstliche Hof unter ihnen seine verderblichsten Gegner; und der Kaiser wollte nun auf der Synode sein offenbares Spiel mit dem Papste treiben durch Hülfe der Stände, und mit diesen durch päpstliches Zuthun. Die Nähe der Kirchenversammlung an der deutschen Gränze war zu diesem Spiel nothwendig.

In diesem Geiste forderte Carl die deutschen Bischöfe auf, daß sie im Namen ihrer Nation von dem Papste Wiederherstellung des Conciliums zu Trient fordern sollten. Die Deutschen hätten dasselbe, erklärten sie in ihrem Schreiben, mit geringer Zahl besucht, weil auch Trient außerhalb ihrer Nation sey, besonders aber weil alle Straßen mit Kriegsgefahren bedeckt gewesen. Diese wären vorübergezogen, und eine gute Hoffnung zu der Kirchenversammlung hätte sich hie und da ge-

zeigt; doch unerwartet wäre selbige durch die Verlegung an einen andern Ort zerrissen worden. Zu besondern Schmerze gereichte dies ihrem Vaterlande, in welchem durch die Ketzerei alles vergiftet wäre, was sonst gut und recht geheißen hätte. Die römische Kirche wäre von Gott als eine feste Burg erbauet, an welcher Wind und Wetter, die jetzt noch immer von allen Seiten heranzögen, sich zertheilen sollten. Von neuem möchte daher der Papst das Concilium aufrichten, sonst griffen sie mit ihrer Sorge zu neuen Mitteln. *)

Die deutsche Nation war also gegen den Papst aufgestellt, um ihn zur Wiederherstellung der Synode zu Trient zu zwingen. Größere Schwierigkeiten erregte es vielleicht, die Protestanten dann zur Sendung auf die Kirchenversammlung zu bewegen. Wenn die geistlichen Kurfürsten der Meinung waren, daß Deutschland sich ohne irgend eine Bedingung dem Concilium zu Trient anvertrauen müßte, so sahen auch katholische Reichsstände ein, daß dies von den Protestanten zu viel gefordert sey, indem schon einige ihrer Hauptlehren von den versammelten Vätern verdammt waren. Aber selbst Moriz von Sachsen und die Kurfürsten von der Pfalz und Brandenburg, welche als die am wenigsten eifrig gesinnten unter den evangelischen Ständen angesehen werden mußten, wollten nur an einem Concilium

*) Sleidan. B. 19. C. 36.

Theil nehmen, das frei und christlich, dessen Oberst nicht der Papst wäre, auf welchem nur Bischöfe handelten, die ihres Eides entlassen worden, und auch die evangelischen Schriftgelehrten reden und mit beschließen dürften; das vor allen Dingen die bisherigen Beschlüsse der Synode zu Trient einer neuen Prüfung unterwerfen wollte.

Weil der Kaiser kein Mittel sah, so verschiedene Meinungen zu vereinigen, unterhandelte er schlau und geheim mit jenen Häuptern der protestantischen Parthei. Sein unverstellter Grimm gegen den römischen Hof bahnte ihm den Weg zu ihrem Vertrauen. Durch besondere und geheime Verheißungen erreichte er, daß sie bei seinem allgemeinen Versprechen, wie er mit christlicher Billigkeit das Concilium handhaben wolle, sich beruhigten. Nur die evangelischen Städte widerstanden noch, als die Kurfürsten und Fürsten durch Schlüsse das Concilium zu Trient anerkannt hatten. Sie wurden als halsstarrig verschrieen und von den kaiserlichen Ministern hart bedräuet. Endlich ließen sie sich bewegen, vor dem Kaiser zu erscheinen, und zu erklären, daß es ihnen nicht gezieme, der Fürsten Antwort zu verbessern. Zugleich übergaben sie dennoch eine Schrift, worin sie jede Kirchenversammlung verwarfen, außer einer allgemeinen freien und christlichen oder einem Nationalconcilium. Ohne Rücksicht auf diese Schrift antwortete ihnen der Kaiser, wie es ihn hoch erfreue, daß

auch sie, gleich den Fürsten, ihm den ganzen Handel übergäben. *) Sicheres Geleit und freie Rede auf der Kirchenversammlung war das Einzige, was er den Protestanten öffentlich gelobte. *)

Mit einem unbedingten Reichsschluß, welcher das Concilium zu Trient forderte, sah er sich nun gegen den päpstlichen Hof bewaffnet. Nachdem er denselben noch auf manche Weise hart bedrängt hatte, wagte er den entscheidenden Schlag, daß er in der ersten allgemeinen Versammlung der Väter zu Bologna auf das Feierlichste erklären ließ, wie alle ihre Handlungen nichtig, ihr Betragen, ihre Reden thöricht und eitel wären, und wie er als Beschirmer der Kirche die Sorge für ihr Wohl mit aller Kraft auf sich nehmen wollte, wenn das Concilium zu Trient nicht sogleich wieder aufgerichtet würde (1548. Jan. 16.). Unmittelbar nachher mußte sein Gesandter in Rom vor dem Papst und den Cardinälen in Gegenwart sämmtlicher fremden Botschafter dieselben Erklärungen wiederholen. **)

Der Kaiser wartete die Wirkung seiner Protestation nicht ab, um einen andern Schlag zu thun, wodurch er den Papst tief verwunden wollte. Er benachrichtigte den Reichstag von den Schritten, welche er durch sei-

---

*) Sleidan. B. 19. S. 37.

**) Sleidan. B. 19. S. 42—47.

nen Gesandten in Rom thun ließe, und fügte hinzu, daß er noch nicht an dem Concilium verzweifelte, aber wegen der Zögerung, die damit obwalten möchte, ein Mittel wünsche, wodurch inzwischen die deutsche Nation befriedigt werde. Man sollte einige fromme und gelehrte Männer auswählen; er wollte dann noch etliche zur Berathschlagung ordnen; sie würden sich über einen Religionszustand vereinen, welcher dauerte, bis eine allgemeine Kirchenversammlung jede Fehde beschwichtigt hätte.

Allein der erste Versuch zu einer solchen Vereinigung schlug so gänzlich fehl, daß man voll Ueberdruß die Anordnung durchaus dem Kaiser anheim stellte. Julius Pflug, Bischof von Naumburg, gelehrt und duldsam, Michael Helding, Weihbischof von Mainz, durch seinen Eifer für die katholische Lehre weniger geschickt zum Vermittler, und Johannes Agricola von Eisleben, vielleicht der einzige unter den berühmten evangelischen Gottesgelehrten, welcher der Reformation abhold war, weil nicht er vor allen andern sie bewirkt und den größten Ruhm durch sie erlangt hatte, waren die drei Männer, welche einen Plan entwerfen sollten, wodurch die Unruhen der deutschen Kirche, bis ein allgemeiner Friede aufblühte, beschwichtigt werden könnten.

Aus folgenden Quellen entsprang sichtbar der Geist, welcher bei Abfassung und Annahme des Interim herrschte.

Die Muthlosigkeit oder wenigstens die dumpfe Betäubung der evangelischen Parthei war unbeschreiblich groß, nachdem ihre beiden Häupter gefallen waren. Was sie am meisten hätte aufrichten sollen, tiefe Einsicht in Carl's Gemüth und Politik, welche ihren gänzlichen Ruin nicht wünschten und zugeben konnten, war ferne von ihr. Trotz seinem bisherigen Betragen stand sie noch immer bei sich an, ob sie anders als den grausamsten Vertilger ihres Glaubens ihn nennen dürfte, und nach Erscheinung des Interim glaubte sie freilich nur als einen solchen ihn ansehen zu müssen. Noch weniger hatte sie eine Ahnung davon, was Moriz von Sachsen in seiner großen Seele bewegte; er galt blos für einen Verräther seiner Blutsverwandten und seines Glaubens. Außer ihm stand der Kurfürst Joachim von Brandenburg an der Spitze der Protestanten; aber theils hatte er überhaupt nicht Gewalt genug, um Massen mit sich fortzureißen, theils war er jetzt von der Eitelkeit geblendet, den Vermittler zwischen den Katholiken und Evangelischen spielen zu wollen. Zum Unglück war Agricola Theolog an seinem Hofe, und brauchte das Ansehen des Kurfürsten zu dem heillosen Versuch, sich jetzt wenigstens gleichen Ruhm mit Luther zu erwerben, indem er die Reformation, welche dieser bewirkt hatte, zurückzudrängen wähnte.

Unter solchen Umständen waren die Evangelischen fast der Meinung der Katholiken, daß ihnen nun bei

weitem nicht eingeräumt werden könne, was ihnen schon frühere Verträge versprochen hatten. Aber dennoch war der Geist, worin das Interim abgefaßt worden, für sie eine unerwartet schreckliche Erscheinung.

Durch ihn trat die römische Kirche wieder in alle die Rechte, welche die Reformation ihr bestritten hatte. Ihr ward die Macht zugeschrieben, die heiligen Schriften zu erklären, und Artikel des Glaubens aus ihnen zu fassen. Zweifel in der Lehre sollten durch Concilien gelöset werden. Aber es war nicht hinzugefügt, daß diesen jene Freiheit nicht entstehen dürfe, ohne welche kein Protestant ihre Gültigkeit anerkannte. Die alten Sacramente wurden gänzlich wieder hergestellt, und Luther's große Lehren vom Glauben, von der Versöhnung und den guten Werken, aus welchen das Wesen der Reformation entsprang, erschienen hier in einer Gestalt, worauf er sich mit vernichtendem Feuer gestürzt hätte. Selbst den Heiligen sollte ungekränkt die alte Verehrung bleiben. Sogar jene Bilder und heiligen Altäre, jener Pomp der Messen und feierlichen Umgänge, welche den Evangelischen ein Greuel waren, sollten in allen Gegenden Deutschlands wieder erscheinen. Dagegen wurde als eine besondere, doch nur einstweilige, Vergünstigung angerechnet, daß die Priester, welche einmal beweibet wären, bis zu einem Concilienschluß ihrentwegen, ihre Frauen behalten dürften, und daß der Genuß des Nachtmahls unter beider Ge-

stalt noch erlaubt seyn sollte, wenn dabei nur keine Verachtung derer statt fände, die es unter einer einzigen Gestalt genössen.

Nach des Kaisers Denkart mußte das Interim den Protestanten sehr willkommen seyn. Die Dogmen waren in seinen Augen eigentlich eine sehr gleichgültige Sache. In den Puncten, welche ihm aus der Reformation besonders hervorleuchten mußten, waren die Evangelischen begünstigt. Ihm däuchte die Einziehung der geistlichen Güter ohne Zweifel der wesentlichste Vortheil für die evangelischen Stände, und das Interim hatte nirgends gesagt, daß dieselben wieder herausgegeben werden müßten. Auch faßte sein eigner Hang zum weiblichen Geschlecht sehr wohl, daß einem Priester viel daran liegen mochte, ob er beweibt seyn durfte. Der Genuß des Kelchs im Nachtmahl mußte ihm durchaus als etwas Wichtiges erscheinen, da in den Staaten seines Hauses so furchtbare Bewegungen über ihn entstanden waren. Ueberdies hatte ein Haupt der Protestanten, dessen Glaube von seiner eigenen Religionsparthei für rein gehalten wurde, und ein berühmter Schriftgelehrter derselben das Interim vorzüglich gebildet, und der Papst sowohl als die geistlichen Kurfürsten, sprachen heftig wider dasselbe. Mit vollem Vertrauen zu den Protestanten ließ er es daher in der Reichsversammlung am funfzehnten Mai verlesen. Dann stand der Erzbischof von Mainz auf, und dankte ihm

für die große Mühe, mit welcher er für das Vaterland gesorgt hätte, wogegen es allgemeine Pflicht sey, seinem Gutdünken nachzukommen, da ihm alles wäre anheim gestellt worden. Carl hielt diese Aeußerung für Stimme der Nation, und glaubte sein Werk vollendet. *)

Nur ein Schatten verdunkelte diesen scheinbaren Triumph schon während der Vorbereitungen zu demselben. Er entstand aus den großen Bedenklichkeiten, welche Moriz von Sachsen gegen die Annahme des Interim machte. Als ihm dasselbe vorgelegt wurde, verhehlte er nicht, wie es ihm schiene, daß die Abgötterei dadurch wieder eingeführt würde. Darum müßte er mit seinen Theologen, welche darüber urtheilen könnten, sich nothwendig berathen. Ihnen sey er es schuldig und sich selbst, bei dem einmal erkornen Glauben zu beharren. Vergebens suchte der römische König, sein Freund Ferdinand, ihn milder für das Interim zu stimmen; vergebens fragte ihn der Kaiser mit spottendem Unwillen, was aus dem Reich werden sollte, wenn die Fürsten über Gegenstände, die zu Schlüssen des Reichstages werden möchten, mit ihren Landständen zu Rathe gehen, oder sie gar der Entscheidung der Theologen anheim stellen wollten, welche nur zu sehr das Feuer in Deutschland nährten und die kaiserliche Majestät schmähten? Moriz erklärte dagegen mit Festigkeit, daß

*) Sleidan. B. 20. C. 4. 8. 9. 10.

er Augsburg sogleich verlassen werde, wenn man seinen Entschluß wegen des Interim noch ferner bekämpfte. Den theologischen Lehrern zu Wittenberg aber meldete er, daß sie frei ihre Gedanken über dasselbe gegen ihn offenbaren sollten; nur im Unwesentlichen möchten sie duldsam sich zeigen, den wahren Glauben wollte er ungekränkt erhalten. Sobald das Bedenken der Theologen eingegangen war, theilte er es den kaiserlichen Räthen mit; noch an dem Tage, da das Interim dem Reichstage vorgelegt ward, erklärte er den Kurfürsten seine Mißbilligung desselben, und erörterte seine Gründe in einer Schrift, die er am folgenden Tage dem Kaiser übergab. Bald nachher reiste er von Augsburg hinweg. *)

Von ihm hatte der Kaiser am wenigsten solchen Widerstand erwartet, indem er diesen Einzigen unter allen Fürsten Deutschlands durch jedes Band an sich gefesselt zu haben glaubte. Wahrscheinlich fiel er auf die Vermuthung, daß Moriz so handle, um die Gemüther seiner neuen Unterthanen etwas an sich zu ziehen, und besonders seine Theologen, diese Redner des Volks, zu gewinnen. Daß dem Kurfürsten wirklich an seiner Religion viel lag, und daß er deshalb am Schluß seiner letzten Schrift so feierlich an das Versprechen erinnerte, welches seinem Glauben unverletzbare Sicher-

*) Expos. Witt. X. 2. Sleidan. B. 20. C. 13.

heit gelobte, vermuthete der Kaiser wohl nicht; und am wenigsten mochte er ahnen, daß jener Widerstand mit einer glühenden Liebe für deutsche Freiheit in Morizens Gemüth zusammenhing.

Indessen ward er überhaupt bald gewahr, daß die Protestanten das Interim aus einem ganz andern Gesichtspunct betrachteten, als er erwartet hatte. Markgraf Johann von Brandenburg, Bruder des Kurfürsten Joachim, erschien vor dem Kaiser und bat, ihn schlechterdings mit der neuen Religionsordnung zu verschonen. Vergebens entgegnete ihm Carl, daß ein Reichsschluß sie genehmigt habe, und kein Einzelner davon weichen dürfe. Der Markgraf gab zu verstehen, daß keinesweges der Erzbischof von Mainz im Namen aller Stände dem Interim Beifall gesprochen habe, und drang, in Erinnerung an seine treuen Dienste für den Kaiser im verflossenen Krieg, auf Erfüllung der Zusage über die Freiheit seines Glaubens. Carl befahl ihm, sogleich Augsburg zu verlassen, und er ritt denselben Tag hinweg nach seinem Lande, wo er nichts in der Religion änderte. Aber mit seiner Entfernung schwieg der Widerstand nicht. Auch Herzog Wolfgang von Zweibrücken, als der Kaiser ihm Annahme des Interim zumuthete, erklärte, daß er keine Religion wollte, als in welcher er geboren wäre. Selbst der gefangene Johann Friedrich von Sachsen, so sehr er sich nach seiner Befreiung sehnte, und so lockende Verheißungen ihm geschahen, verwarf schlechterdings die neue Reli-

gionsordnung. „Nach seiner Ueberzeugung," sagte er, „wäre sie in vielen Stücken der heiligen Schrift zuwider. Wenn er sich nun zu ihrer Annahme auf irgend eine Weise bequemte, hieße dies nicht mit verblümten Worten die göttliche Majestät und den Kaiser betrügen. Seines Gefängnisses wäre er gern entledigt, besonders da es seinem schweren Leibe unerträglich sey; zu seinem Gemahl, zu seinen Kindern möchte er gern heimziehen; aber theurer als alles wäre ihm, das Erbe des Himmelreichs zu erlangen." Seine Standhaftigkeit machte auf den kaiserlichen Hof einen so nachtheiligen Eindruck, daß der evangelische Prediger, welcher bisher bei ihm gelebt hatte, sich in großer Gefahr glaubte, und verkleidet entwich. Man hielt ihn nun strenger, nahm ihm die heiligen Schriften, und kündigte ihm an, daß er an verbotenen Tagen kein Fleisch mehr speisen sollte. Indessen hätte auch Willfährigkeit von seiner Seite ihm wahrscheinlich nicht die Freiheit erworben. Philipp von Hessen soll, wenigstens nach einem Schreiben desselben an den Kaiser, das aber verdächtig war, weil es vom kaiserlichen Hof ausging, sich für das Geschenk seiner Freiheit zur Annahme des Interim erboten haben, indem er nicht witziger seyn wollte, als die Kirchenväter. Allein war dies auch wirklich sein Antrag: so blieb er doch in den Fesseln der Spanier, die ihn an diesen und jenen Ort hinschleppten.

Die Gesandten der Reichsstädte antworteten sogleich, daß sie wegen der neuen Religionsordnung an

ihre Obern berichten müßten. Zur Annahme derselben mußten sich indessen die oberländischen, welchen Carl nahe war, bald verstehen; aber die entfernten hanseatischen, Magdeburg und andere Städte, trotzten lieber der Reichsacht, als daß sie sich dem Interim bequemen sollten. Auch Straßburg, welches unter den Städten vorzügliches Ansehen behauptete, handelte in diesem Geiste. Als dem Kaiser, äußerten die Gesandten dieser Stadt, aller Handel anheim gestellt worden: habe man nur auf weltliche Angelegenheiten gesonnen, und von den geistlichen vorausgesetzt, was oft beschlossen worden, daß sie nämlich bis zu einer Kirchenversammlung verschoben werden sollten. Nun aber fordere man von ihnen, daß sie von den Hauptstücken ihrer Lehre ungehört abstehen und die neue Religionsordnung, wie einen gewöhnlichen Reichsabschied annehmen möchten. Diese Erklärung ward von den kaiserlichen Räthen mit besonderm Unmuth vernommen. Granvella, der Bischof von Arras, entgegnete den Gesandten, der Kaiser wisse wohl, wie in Frankreich die Rede gehe, daß die Straßburger seine Religionsordnung von sich weisen würden; aber Christen, welche den Glauben ihrer Väter verläugneten, könnte man auch mit Feuer zur Sinnesänderung zwingen. Die Gesandten schieden mit der Antwort, daß man jemand durch die Flammen hinrichten, ihm aber keinen andern Glauben geben könnte. *)

*) Sleidan. B. 20. C. 13. 15—17. 19.

Auf seiner langen politischen Laufbahn hatte sich Carl wohl niemals so in seinen Erwartungen betrogen, als in den Wirkungen, die er vom Interim sich versprochen hatte. Er konnte keinen andern Zweck bei demselben haben, als daß es ein Mittel seyn sollte, wodurch die katholischen und evangelischen Stände so weit einander genähert und beruhigt würden, daß er sie vorerst beide wider den römischen Hof brauchen konnte; aber nicht bis zu einem solchen Grade, der es ihm unmöglich machte, sie nachher wieder gegen einander zu ihrem beiderseitigen Verderben, und zur Erhöhung der kaiserlichen Macht zu handhaben. Diese Absicht verfehlte er gänzlich durch den Eindruck, welchen das Interim machte.

In den protestantischen Ländern sprach die lauteste Erbitterung gegen dasselbe. Selbst der Kurfürst von Brandenburg wagte nicht, es seinen Unterthanen aufzuzwingen. Einen Artikel nach dem andern wollte er schüchtern einführen, um das Volk allmählig daran zu gewöhnen. Vorläufig sollte die neue Ordnung nur in den Kirchen herrschen, welche zu seinem Hoflager gehörten. In seinen Provinzen unternahm Moriz keine Veränderungen des Gottesdienstes dem Interim zufolge, als solche, wodurch nach seinen Gottesgelehrten selbst das Gewissen nicht verletzt und nur ein Joch aufgelegt werde, das man des Friedens halber schon tragen dürfe. Aber sie gaben doch Veranlassung, daß die lutherischen

Theologen über die tiefe Klugheit Melanchthon's und seines Fürsten Verdammungsurtheile aussprachen, die einen Sturm durch ganz Deutschland erregten. *) In andern Gegenden und Städten, wo das Interim ganz eingeführt wurde, brachen die Priester freiwillig oder verwiesen auf, und hielten entflammende Reden, ließen aufrührerische Schriften ausgehen, wider die Abgefallenen vom ächten Glauben, wider die neue Aufrichtung des Papstthums in dem evangelischen Lande. Selbst in den ersten Zeiten, da Luther aufstand, waren die Greuel des Papstthums nicht so sehr Gegenstand des Hasses, der Verspottung im Volke geworden, als jetzt die neue Religionsordnung. Der alte Glaubensgenosse welcher sich ihr fügte, ward tödtlicher gehaßt, als der eifrigste Katholik, und entschiedener als selbst der Papst galt nun unter den Protestanten der Kaiser als Antichrist. **)

Auf der andern Seite tobten auch die Katholiken wider das Interim. Sie ließen mehrere heftige Schriften wider dasselbe ergehen, und die deutschen Bischöfe trugen vorzüglich dazu bei, es zum Gegenstande des Hasses und der Verachtung zu machen. Sogar der Erzbischof von Mainz, welcher dem Kaiser wider den Willen der Reichsstände in Aller Namen für das herrliche

*) Sleidan. B. 21. C. 29.

**) Sleidan. B. 20. C. 14. 15.

Werk gedanket hatte, wollte die beiden Hauptpuncte desselben über den Genuß des Nachtmahls und die Priesterehe in den protestantischen Bezirken seiner Diöcese nicht dulden. Ein ähnliches Betragen machten sich auch die übrigen Bischöfe zur Regel, und nicht bloß der religiöse Eifer im katholischen Deutschland billigte dasselbe, sondern noch mehr die Furcht vor der Kaisermacht. Nach dem Interim nämlich, aus welchem sich deutlich ergab, daß Carl die Fehde wider die Protestanten nicht zur Ausrottung ihrer Religion, sondern für andere Absichten geführt hatte, konnten auch die katholischen Reichsstände gar nicht mehr zweifeln, daß er die Protestanten wider sie brauchen wolle, so wie sie gegen jene, um die Mittelmacht in Deutschland überhaupt zu stürzen.

Durch den Unmuth der Katholiken und Protestanten gegen das Interim war der Plan des Kaisers, es für seine Absichten wider beide zu benutzen, gänzlich fehlgeschlagen. Aber es mißlang ihm auch sein nächster Gedanke, den Papst durch dasselbe hart zu verwunden. Er hatte den Entwurf dem römischen Hof mitgetheilt, um seine Erinnerungen darüber zu vernehmen. Ein Legat mit denselben langte zu Augsburg an, ward aber bei dem Kaiser nicht eher vorgelassen, als bis das Interim am Reichstage vorgelesen, und gleichsam durch einen Reichsschluß genehmigt war. Für diesen Hohn konnte sich jetzt der Papst rächen. Er behauptete nämlich, daß nur er über jene Puncte, in welcher die neue

Ordnung den Protestanten nachgesehen habe, eine gültige Dispensation ertheilen könne. Sich um dieselbe zu bewerben, ward der Kaiser durch die deutschen Bischöfe verleitet, als das Interim mit so vielem Widerstande zu kämpfen hatte. Es kamen päpstliche Gesandte nach Deutschland; aber die Protestanten verschmähten ihre Dispensation, und ohne dieselbe wollten die Bischöfe das Interim nicht gelten lassen.

Auf die Weise fand sich Carl in allen seinen Erwartungen getäuscht. In dem höchsten Glanze seines Glücks sah einer der mächtigsten Fürsten und tiefsten Geister, von der reifsten Erfahrung, dasselbe unerwartet verdunkelt, weil er nicht zu berechnen verstand, wie theuer eine religiöse Meinung dem Menschen, und wie stark sie werden kann, wenn Eigennutz und vielfache andere Neigungen sie umranken.

# Zweites Capitel.

## Inhalt.

Tod Paul's III. Wichtigkeit der neuen Papstwahl. Des Kaisers heftigster Gegner wird Papst. Unerwartete Gefälligkeit Julius III. Sein feierliches Versprechen, die Synode wieder nach Trient zu bringen. Vortheile des Kaisers davon. Eigener Ton im Ausschreiben eines neuen Reichstages nach Augsburg. Wenige Fürsten erscheinen in Person. Gefürchtete Gegenwart des spanischen Infanten Philipp. Carl's Befremden über die geringe Wirksamkeit des Interim. Erläuterungen über diese Erscheinung. Merkwürdige Erklärung des Kurfürsten von Sachsen über das Concilium. Dennoch Willfährigkeit der Evangelischen, sich demselben zu unterwerfen. Ursachen derselben, unter welchen der Geist des Reichsabschiedes. Der Kaiser, kühn genug, seinen ganzen vollendeten Plan darzulegen; die Nachfolge des Infanten Philipp im Reiche. Ursachen, warum dieser Plan scheitern mußte. Unter denselben scheinbar nicht herbe Beleidigung Morizens.

---

Unter den Bewegungen, welche das Interim veranlaßte, starb der alte Papst Paul III., ein bitterer

Feind des Kaisers, nicht so sehr als Oberhaupt der Kirche, wie wegen der tödtlichen Streiche, die ihm derselbe in seinen Familienangelegenheiten in Italien beibrachte. Von der größten Wichtigkeit für die deutschen Angelegenheiten war es, wenn Carl einen Cardinal auf den päpstlichen Stuhl erheben konnte, der mit mildem Geiste die religiösen Spaltungen zu betrachten wußte. Ohne Zweifel ließ sich von dem Cardinal Polus dies erwarten; sein großes persönliches Ansehen ward durch den ganzen kaiserlichen Einfluß unterstützt. Aber einige seiner Mitbrüder urtheilten von ihm, daß etwas Lutherisches in ihm stecke; und der Kaiser machte gegen die Cardinäle einen zu herben Gebrauch seines Ansehens. Dieses und die Furcht, daß die französische Parthei zu stark auf eine Wahl dringen möchte, welche sie begünstigte, wenn ein Spanier Hoffnung zur päpstlichen Würde hatte, bewirkte endlich, daß sich die Mehrheit von Polus aus Burgos wegwandte. Eine Wahl kam zu Stande, welche für den kaiserlichen Hof die drohendste zu seyn schien; der Cardinal del Monte, welcher die Verlegung der Synode nach Bologna vorzüglich betrieben hatte, und immer zu den kühnsten Maaßregeln rieth, um die Macht der Kirche zu behaupten, bestieg als Julius III. den Thron des Papstthums. *)

*) Sleidan. B. 21. S. 38—42.

Allein höchst unerwartet kam er dem Kaiser mit der Erklärung entgegen, daß er ihn sehr bereit finden werde, die Mißhelligkeiten zu schlichten, welche wegen der Kirchenversammlung zwischen beiden Höfen obwalteten. Er mißbilligte die Hartnäckigkeit seines Vorgängers, welche dem allgemeinen Wohl schädlich gewesen wäre, und gab sogleich Hoffnung, daß er das Concilium zu Trient von neuem anrichten werde.

Diese Hoffnung erfüllte er endlich auf die Verheißung Carl's, daß die Kirchenversammlung nichts wider die Hoheit des Papstes beginnen solle; denn es leuchte ihm nur zu sehr ein, wie Verachtung des Oberhauptes der Kirche schnelle Geringschätzung aller Obrigkeit überhaupt bereite; und auf die besondere Zusage, daß der Reichsschluß, durch welchen sich sämmtliche Reichsstände dem Concilium zu Trient unterworfen hätten, in seiner Kraft bleiben werde. Die Fortsetzung der Synode zu Trient ward feierlichst vom römischen Hofe versprochen.

Durch dieses heitere Entgegenkommen des neuen Papstes ward so manches Gewölk zerstreut, welches das Interim um Carl's Pläne gezogen hatte. Dieses mochte nun nirgends zu Ansehen gelangen, so konnte der Grund seiner Kraftlosigkeit in der Erwartung von der nahen Wiedereröffnung der Kirchenversammlung gesucht werden, welche den allgemeinen Frieden und die ewige Religionsordnung schenken sollte.

Mit besonderer Freude verkündete nun der Kaiser einen neuen Reichstag zu Augsburg (1550. März 13.). Alles, was auf dem vorigen beschlossen und angefangen wäre, müßte nun beendet werden. Günstige Zeichen versprächen, daß nun der deutschen Nation Wohlfahrt gehandhabt werden könnte. Alle Zwietracht sollte ein Ende haben, und wer nun noch ungehorsam seyn wollte, müßte scharf gestraft werden. Alle Reichsstände möchten auf den fünf und zwanzigsten Tag des Brachmonats nach Augsburg kommen. Aber in eigener Person sollten sie erscheinen. Ihn hielt auch Schwachheit des Leibes nicht zurück; würde einer von ihnen dadurch gefesselt, so sollte er die Wahrheit dieses Hindernisses mit kräftigem Eidschwur bezeugen, und Gesandte abordnen, die unumschränkte Vollmacht hätten, über alle Reichssachen zu handeln, damit keine Verzögerung obwalten könnte. *)

Eben die dringende Weise, wie der Kaiser zu dem neuen Reichstage einlud, wirkte wohl dazu, daß wenig Fürsten persönlich auf demselben erschienen. Nur die Erzbischöfe von Mainz und Trier waren von den Kurfürsten gegenwärtig; auf der fürstlichen Bank sah man nur den Herzog von Baiern, zu welchem sich spät Herzog Heinrich von Braunschweig gesellte. Auch dieser Reichstag, am sechs und zwanzigsten des Heumonates eröffnet, war geharnischt, wie der vorige. Doch schien

*) Sleidan. B. 21. C. 46.

der Druck, welcher auf ihm lag, noch schwüler zu seyn. *) Mit dem Kronprinzen Philipp von Spanien kam fühlbar diese Schwüle. Nach den Niederlanden hatte ihn sein Vater berufen, daß ihm daselbst gehuldigt werde. Ahnungen des grausamsten Schicksals, das die Provinzen unter seiner Regierung heimsuchen müsse, wurden durch seinen Sinn, seine Haltung, jede Aeußerung seiner Maximen erweckt. Die spanische Inquisition war sein Herold und sein Begleiter. Seine Gegenwart auf dem Reichstage der Deutschen war furchtbar, wenn man gedachte, daß ihm auch in Deutschland gehuldigt werden könnte, und schreckte auf jeden Fall, als wenn sie das Interim ergänzte.

Wirklich konnten einige Aeußerungen Carl's die Vermuthung erregen, als würde er noch über seine kaum bestimmte Religionsordnung hinausgehen. Wenigstens wollte er, daß auch die eingezogenen geistlichen Güter allmählig wieder herausgegeben werden sollten. **) Um so unbegreiflicher blieb es ihm, warum das Interim selbst noch so wenig in Deutschland in Wirksamkeit war; er forschte nach den Ursachen dieser befremdenden Erscheinung. Ihrem Eifer für des Kaisers Befehle, sagten die Erzbischöfe, stünden manche Freiheiten entgegen, die in ihren Diöcesen obwalteten. Kräftiger

---

*) Annales Augstburgenses ap. Menken. T. I. p. 1860. etc.

**) Annales Augstburgenses. l. c. Sleidan. B. 22. S. 7.

entgegneten die Gesandten der abwesenden Kurfürsten, daß die gewohnte Religion nicht so leicht aus den Herzen der Menschen gerissen werden könnte, und daß man über die neue Religionsordnung sich allenthalben beredet hätte, sie sey der heiligen Schrift zuwider. Wollte man die Prediger zu ihr zwingen, so würden die Kirchen bald wüste dastehen. Nur durch Unterweisung könnte der Geist sich an eine neue Lehre gewöhnen. In den Schulen, in den höhern Lehranstalten, fielen mehrere katholische Stände ein, läge freilich der Grund der Widerspänstigkeit; die Kirchendiener selbst machten das Interim bei dem Volke verhaßt; ungestraft dürfte man dasselbe mit Schmähbüchern antasten. *)

Ueber die verfehlte Hoffnung von den Wirkungen seiner Religionsordnung mochte sich der Kaiser mit seiner Erwartung vom Wiederaufblühen des Conciliums von Trient trösten, bis zu dessen Entscheidungen das Interim ohnedies nur gelten sollte. Sein Triumph über die Wiederherstellung der Synode war der vornehmste Gegenstand seines Vortrages auf dem Reichstage. Die Mehrheit der Stände bekannte auch von neuem ihre Willfährigkeit, sich der fortgesetzten Kirchenversammlung zu unterwerfen. Aber Kurfürst Moriz ließ erklären, daß er sich dem Concilium nur gehorsam zeigen würde, wenn dasselbe als ein durchaus neues er-

*) Sleidan. B. 22. C. 15.

öffnet werden sollte, wenn der Papst gleichfalls von diesem Gericht abhängig wäre, und wenn die evangelischen Gottesgelehrten so gut, wie die katholischen Bischöfe als Mitglieder desselben richterliche Stimme hätten. Der Erzcanzler weigerte sich, diese Erklärung ins Reichsprotocoll aufzunehmen. Wie nothwendig die Sorge für die Evangelischen, welche sie athmete, gewesen sey, verrieth schon die Bulle, in welcher der römische Hof die Synode verkündete. Nur eine Fortsetzung der letzten Kirchenversammlung zu Trient sollte diese neue in jeder Hinsicht seyn; kein Buchstabe der vorigen Beschlüsse sollte ungültig werden; Verdammung der Hauptlehren der Protestanten war also schon ausgemacht, ehe sie noch in Trient erschienen.

Am fünften Tage des Jenners (1551) ließ Carl die Bulle des Papstes im Reichsrath verlesen, wiewohl sie seinen Absichten nicht entsprach und die Protestanten so leicht von Theilnahme an der Kirchenversammlung hätte zurückschrecken können. Vergebens hatte er den Papst um Abänderung derselben ersucht, indem die Ketzer nimmermehr in ein Netz gehen würden, das so sichtbar vor ihnen aufgespannt wäre. Allein der heilige Vater hatte es kein Hehl, daß er die Protestanten eben nicht auf der Synode zu sehen wünschte und daß er des Kaisers Gründe, warum er ihre Gegenwart so sehr betrieb, recht gut durchschaute. Es ergab sich, daß dieser Papst die wiederauflebende Kirchenversammlung zu Trient zu

nichts anderm hergeben wollte, als wozu die verlegte dem römischen Hofe hatte nützen sollen.

Unter diesen Umständen erwartete der Kaiser selbst nicht die Willfährigkeit, welche die Evangelischen bezeigten, sich dem Concilium zu unterwerfen. Sie hatten sehr verschiedenartige Ursachen. Die Ehrfurcht der Deutschen vor einem Reichsschluß war zu jenen Zeiten noch ungemein: durch ihn, wie er auch zu Stande gekommen seyn mochte, hatten sich die Protestanten nun einmal dem Concilium hingegeben. Auch lag auf ihnen eine dumpfe Schwüle, in welcher sie die Zukunft nicht mehr zu berechnen wagten. Nur für den Augenblick suchten sie der Gefahr zu entgehen. Selbst Moriz von Sachsen, der kaum so muthig gegen des Papstes Gewalt auf der Kirchenversammlung gesprochen hatte, verstummte jetzt, obgleich derselbe mit allem alten Pomp in seiner Bulle auftrat und als Statthalter des Heilandes auf Erden gänzliche Abhängigkeit der Synode von ihm verkündete. Besonders wirkte endlich zu jener Willfährigkeit der Protestanten die Ansicht, welche ihnen der Kaiser vom Geiste des römischen Hofes und seiner Bulle zu verleihen suchte. Durch den Reichsabschied (13. Hornung 1551) gab er darüber vorzüglich Aufklärung. Kräftig versicherte er in ihm, daß er seine Rechte und Pflichten als Beschirmer der Concilien mit Macht handhaben werde, daß er allen, welche auf die Kirchenversammlung zögen, freies und sicheres Geleit, hin

und zurück, und auf derselben die Freiheit gelobe, alles vortragen zu dürfen, was zur Beruhigung ihres Gewissens diene. Diese Verheißung erstrecke sich auf alle, sie möchten ihre Religion geändert haben oder nicht. In der Nähe der Synode wolle er selbst bleiben, wo möglich innerhalb der deutschen Gränzen, damit er über Recht und Sicherheit eines jeden wachen und vorzüglich dahin trachten könne, wie der Väter Rathschläge im Geiste der heiligen Schrift, besonders der deutschen Nation ersprießlich werden möchten. Alle christliche Völker befaßte endlich die päpstliche Bulle; und so schien es, als dürften die Protestanten über den Ton derselben sich nicht zu sehr wundern; denn wie konnte ihrentwegen eine Sprache verändert werden, welche durch viele Jahrhunderte geheiligt, auch jetzt noch von der ganzen abendländischen Christenheit, außer von ihrem Häuflein, nicht gemißbilligt wurde. *)

Während dieses Reichstages und unmittelbar nach demselben enthüllte es sich endlich völlig, warum der Kaiser so lebhaft auf die persönliche Gegenwart der Fürsten gedrungen hatte, und woher die ungemein drükkende Schwüle entstand, die sichtbar auf der Reichsversammlung und überhaupt auf den deutschen Gemüthern ruhte. Zugleich zeigte sich Carl's Plan bis zur äußersten Gränze vollendet.

*) Sleidan. B. 22. S. 25. 27.

Zu seinem Wunsche, die Königsmacht in Deutschland nach ihrem alten Glanze wieder aufzurichten, mußte das Bestreben, Spanien auf das genaueste in seinem Hause mit dem deutschen Reiche zu verbinden, sich nothwendig gesellen. Sein ganzes Leben und alle Pläne, die ihm durch seine Erfahrungen lieb geworden waren, forderten ihn zum stärksten zu solcher Absicht auf. Dem ewigen Nebenbuhler seines Hauses, dem mächtigen König von Frankreich, konnte keine größere Gefahr drohen, als wenn ihn Habsburg zwischen der deutschen und spanischen Kraft stets eingezwängt erhielt. Auch gegen den Papst konnte dasselbe, wenn es die Kirchen von Spanien und Deutschland zugleich umfaßte, viel kräftiger wirken, als wenn eine Linie das rechtgläubigste, und die andere das ketzerische Volk beherrschte.

Die erste große Schwierigkeit war, diese beiden Linien selbst dahin zu bewegen, daß sie gleichsam zu Einer wurden. Dies war auf keine Art einzuleiten, als wenn der älteste Prinz im Hause, welcher nach der jetzt bestehenden Erbfolge nur die Besitzungen Einer Linie bekommen hätte, in Stand gesetzt würde, Deutschland und Spanien zugleich zu umfassen. Allein für den nächsten Fall in der Nachfolge schien eine solche Einleitung unmöglich, denn Ferdinand, der schon so lange als römischer König neben seinem Bruder dem Kaiser stand, war gewiß nicht dahin zu bringen, daß er auf

Kaiserkrone Verzicht leistete; und die düstere Ehrsucht des Infanten Philipp, welcher sich über die lange Herrschaft des Vaters grämte, schwelgte schon in Entwürfen einer schauervollen Regierung über Spanien, welches Land seinen Neigungen mehr, als jede andere habsburgische Provinz, angemessen war. Der Kaiser legte daher die Ausführung seiner Absicht etwas weiter in die Ferne. Er unterhandelte mit seinem Bruder Ferdinand, daß zu dessen Nachfolger im Reich nicht Erzherzog Maximilian, des römischen Königs ältester Sohn, sondern der Infant Philipp bestimmt werden, und nach dem Tode dieses letztern jener den Kaiserthron besteigen sollte. *)

Daß Ferdinand diesem Plane sich fügen werde, scheint Carl gehofft zu haben; und Philipp wurde nach Deutschland berufen. Seine Gegenwart war nothwendig, wenn seine Wahl zum römischen König zu Stande kommen sollte. Auch hegte der Vater die eitle Hoffnung, daß der Infant sich noch zur lebendigen Theilnahme an deutschem Geiste, deutschem Staatsinteresse bequemen werde. So hoffte er auf der andern Seite, den Erzherzog Maximilian, welchen er zu seinem Schwiegersohn wählte, in die spanischen Sitten einzuweihen, und höchst wahrscheinlich gedachte er, der Grundidee seines Planes gemäß, daß derselbe Phi-

*) Heuteri Rerum Austriac. L. XII. c. 15.

lipp's Nachfolger auf dem spanischen Throne werden sollte, nachdem ihm der kaiserliche zugesichert worden. Maximilian mußte daher als Statthalter in Spanien bleiben. Allein von seiner Denkart wurden des Kaisers Absichten zuerst bedroht. Kaum vernahm er von denselben, so drang er wiederholt in seinen Vater, daß man ihn aus Spanien abrufen sollte. Es wäre ihm nicht unbekannt, wie man seine Entfernung von Deutschland benutzte, um Pläne zu schmieden, welche ihm die Aussicht auf den Thron in seinem Vaterlande raubten. Warum er sich an Sitten und Geist der Spanier gewöhnen sollte, die dem Deutschen unerträglich wären, und ihn bei der theuern Nation verhaßt machen würden? — Als die Vorstellungen an seinen Vater nichts fruchteten, schrieb er dem Kaiser, daß das fremde Clima seine Gesundheit verzehrte, und er in die Heimath zurückkehren müßte. Allein dies paßte so wenig in Carl's Absichten, daß er seinen Bruder auf das dringendste ersuchte, den Prinzen noch in Spanien zurückzuhalten. Die Vorstellung des Vaters, wie er nimmermehr etwas zum Nachtheile seines Sohnes zugeben werde, hatte einigermaßen diese Wirkung. Doch ergab es sich deutlich, daß Maximilian in die Nachfolge des Infanten auf dem Kaiserthrone vor ihm, niemals einwilligen werde. *)

*) Epistolae gallicae de foedere Mauritii cum Gallis. IV. ap. Menken. T. II.

So hatte des Kaisers Plan schon in seinem eignen Hause Widerstand gefunden, ehe er während des zweiten Reichstages zu Augsburg versuchte, in wiefern die vornehmsten unter den Reichsständen ihn genehmigen würden. Dumpfe Gerüchte von demselben schlichen unter dem Volke umher, furchtbar, wenn sie nur die Wahrheit sagten, aber durch Zusätze ungemein drohend.

Durch Gesandte, die zu den einzelnen Kurfürsten reisten, beschwerte sich der Kaiser auf das bitterste über die Verläumdung, welche unter dem Volke umginge, daß er die Reichsfreiheit untergraben und in seinem Hause eine Krone erblich machen wollte, welche er blos kraft der freien Wahl der Stände trüge. Es sey ihm wohl bekannt, daß selbst die Botschaften etlicher großen Potentaten sich mit gleicher Rede hätten vernehmen lassen. Nie hätte ihn die Begierde verlassen, das heilige römische Reich deutscher Nation in gute Einigkeit und ein solches Wesen zu bringen, damit es gegen jeden feindlichen Ueberfall fest gegründet sey. Eine unzerreißbare Verbindung desselben mit Spanien würde dies vorzüglich schaffen, und darum wünschte er, daß seinem Sohne Philipp die deutsche Krone fest zugesichert werden möchte, nicht zum Nachtheil Ferdinand's, denn der Infant sollte erst, wenn dieser zum Kaiserthron gelangt wäre, als römischer König eintreten. Um aber allen Verdacht, als suchte er das Reich

erblich zu machen, abzuschneiden, wollte er wohl leiden, daß seinem Vetter, dem Erzherzog Máximilian, sogleich Titel und Würde eines römischen Königs zugesichert würden, so daß er die Krone desselben trüge, wenn der Prinz von Hispanien den Kaiserthron bestiegen hätte.

Indem Carl den Kurfürsten die Furcht benehmen wollte, als wäre das Reich in Gefahr, erblich im Hause Habsburg zu werden, zeigte er ihnen dieselbe erst recht furchtbar. Vielleicht stellte er sich dunkel vor, daß die Hauptschwierigkeit in dem Widerwillen der Deutschen gegen die spanische Herrschaft liege, und daß sie weniger für ihre Freiheit fürchten würden, wenn sie versichert wären, daß die deutsche Linie dem Kaiserthrone stets eben so nahe stände, als die spanische. Außerdem läßt sich nicht begreifen, wie Carl von solcher Wendung seines Antrages sich gute Wirkung versprechen konnte.

Auch die geistlichen Kurfürsten waren im Grunde so abgeneigt, sich demselben zu fügen, daß sie lieber ihre Kurwürde aufgegeben hätten. Für Moriz von Sachsen schien der Antrag nicht entschieden widerwärtig zu seyn. Seine Jugend, erwiederte er, sein Mangel an Erfahrung, erlaubten ihm nicht, wegen einer so wichtigen Sache sich sogleich zu entschließen. Nachdem er sich aber mit dem Kurfürsten von Brandenburg berathen hatte, ließ er die Antwort ergehen, daß er sich zu

nichts anheischig machen könnte, ohne mit allen Kurfürsten Rath gehalten zu haben, da dies ein übermäßig hoher Handel für die ganze Christenheit und das Reich wäre. Er sey bereits in merklichem Unglimpf und Gespräch, weil er sich von dem Kaiser und dessen Bruder nicht habe wollen abwendig machen lassen. Wenn er sich nun in diesen Handel hinter dem Rücken der andern Kurfürsten einließe, wie begehrt sey, so würde solches Geschrei wider ihn noch größer werden.

Aehnliche Abneigung gegen den Antrag äußerte der Kurfürst von Brandenburg, und ließ den römischen König insgeheim auf das Treuherzigste ersuchen, sich bald aus der Schlinge zu ziehen, in welche er sich verwickelt hätte; denn sonst möchten er und sein Geschlecht ewigen Haß der deutschen Nation davon tragen. Moriz von Sachsen, welcher stets in vertrauter Freundschaft mit Ferdinand lebte, kannte ohne Zweifel dessen geheime Denkart genug, um solche Warnungen unnöthig zu glauben. Er war gewiß von der Wendung unterrichtet, durch welche sich der römische König dem verhaßten Ansinnen seines Bruders zu entziehen suchte. Ihm könnte, sagte er, der ganze Plan für seine Person gleichgültig seyn; Maximilian müßte darüber entscheiden, und an dem wollte er keinen Raub begehen. Er kannte die Festigkeit seines Sohnes. Der Erzherzog ward auf sein ungestümes Andringen endlich mit seiner Gemahlin aus Spanien abgerufen. Aber

auch mündlich erklärte er dem Kaiser, daß ein solches Ansinnen nicht nur ihm, sondern der ganzen deutschen Nation zur Schmach gereichte. Ein Fremdling sollte mit Verachtung der Gesetze, der Sitte der Vorfahren, über das ehrwürdige Land gebieten. Nimmermehr würden die Wahlfürsten sich in solche Schande fügen. *)

Den Spaniern war die Standhaftigkeit, womit sich Maximilian der Absicht seines Oheims widersetzte, sehr willkommen. Wenn sie auf Carl's Regierung zurücksahen, wie viele Kriege er in Deutschland, Italien und Frankreich geführt, wie durch dieselben Spaniens Kräfte erschöpft waren, wie seine Regierung durch die häufige und lange Abwesenheit des Herrschers erschlaffte, wenn sie dabei die Betrachtung machten, daß dies Ungemach eben daher entsprungen sey, weil ihr König zugleich römischer Kaiser war, so konnten sie unmöglich wünschen, auch Philipp auf dem Throne der Cäsaren zu erblicken. Der Infant selbst sehnte sich auch nicht nach demselben. Er war Spanier mit allen seinen Sitten und Gedanken, und fand es unbequem, andere Völker zu regieren. **).

Trotz allen diesen Hindernissen glaubte sich der Kaiser von der Erreichung seines Wunsches nicht weit

---

*) Sepulveda de rebus gestis Caroli V. L. XXVI. c. 87.

**) Sepulveda. L. XXVI. c. 88.

entfernt. Seine Familie mußte sich zuletzt doch beugen; unter den deutschen Wahlfürsten hatte sich keiner offen geweigert, sich seinem Ansuchen zu fügen; und wie vieles war ihm nicht schon in Deutschland gelungen, seitdem er den schmalkaldischen Bund vernichtet hatte.

Das Schicksal der gefangenen Häupter desselben schreckte jedes Fürstenhaus. Als alle dringende Verwendung für die Freiheit Philipp's von Hessen ohne Erfolg geblieben war, suchte er sich durch die Flucht zu retten. Zwei von seinen Vertrauten hatten von Mecheln an, wo er gefangen gehalten wurde, bis an die Gränze Hessens rasche Pferde bestellt, und alles ließ eine glückliche Ausführung des Vorhabens hoffen. Aber einer von den Leuten des Landgrafen konnte die Freude seines Herzens nicht bergen, und redete von der Befreiung seines Herrn in wenig Stunden. Der Befehlshaber der Wache ward noch zeitig genug benachrichtigt; zwei von Philipp's Dienern stieß man sogleich nieder, andere wurden enthauptet, und der Fürst gerieth nun in die engste Verwahrung. Sogar wagten sich einige an den Kaiser mit dem Rathe, daß er sich der beschwerlichen Mahnung um die Freiheit desselben und der Gefahr von seiner Flucht auf einmal entledigen möchte, indem er ihn durch langsam tödtendes Gift hinrichten ließe. Man zeigte das Gift vor, welches man zu dieser Absicht von Mailand gebracht hatte. „Hört auf mit solchen Rathschlägen," sagte Carl mit

Unwillen. „Nichts bringt einem Fürsten mehr Schande, als mit Gift zu befehden; will ich auch gerechten Tod über jemand verhängen, und vollbringe es heimlich, so wird es zum Verbrechen. *)

Dagegen schrieb der Kaiser an die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen mit großer Bitterkeit über die versuchte Flucht des Landgrafen, und drohte, alle diejenigen ernstlich zu strafen, welche Theil an derselben genommen hätten. Die beiden Fürsten sandten diesen kaiserlichen Brief an den jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen mit der Bedeutung, daß sie das Fürstenwort, welches sie seinem Vater gegeben, für entkräftet halten würden, wenn er von ähnlichem Beginnen nicht abließe. Aber Moriz fügte den geheimen Trost hinzu, daß er Land und Leute, Leib und Leben für die Entledigung Philipp's wagen würde; doch es dann erst Zeit seyn möchte, sich einzustellen, wenn gewisser Leute Ungnade weniger zu fürchten wäre. **)

Solche geheime Tröstung durfte dem evangelischen Deutschland nicht bekannt werden. Es äußerte ohne Unterbrechung die innigste Theilnahme an dem Schicksale der unglücklichen Fürsten, welche es auch in der Gefangenschaft als seine Schutzengel betrachtete. Aber

*) Sepulveda. L. XXV. c. 38. 39.

**) Sleidan. B. 22. C. 18.

Moriz von Sachsen, der als des Landgrafen Eidam und durch sein Fürstenwort, welches der kaiserliche Hof nicht achtete, als Protestant und als einer der mächtigsten Reichsstände, die von Habsburg so sichtbar erdrückt werden sollten, mächtig ermahnt wurde, wider den Kaiser sich zu erheben, schien dennoch durch Begierde nach eigener Vergrößerung gänzlich gefesselt zu werden. Von ihr verblendet, wollte er, so ging das Gerücht, sogar die Vollziehung der Acht wider die christliche Stadt Magdeburg übernehmen, welche sich den höchsten Ruhm von allen schmalkaldischen Bundesverwandten erwerbe, und einzig noch als Damm gegen die wiederum einreißenden Pfaffenlehren stehe.

# Drittes Capitel.

## Inhalt.

Ursache von Magdeburgs Ungehorsam gegen den Kaiser. Aufruf der Stadt an die evangelische Christenheit, und Anspielung der Prediger auf Moriz. Plötzlicher Ausbruch des Krieges wider Magdeburg durch Herzog Georg von Mecklenburg. Treffen bei Hildesleben (Septbr. 22. 1550.). Unglücklicher Ausgang desselben für die Magdeburger beschleunigt den Reichskrieg wider sie. Der Kurfürst von Sachsen, Feldhauptmann des Reichs. Lebhafter kleiner Krieg. Planmäßige Belagerung der Stadt. Gefangenschaft Georg's von Mecklenburg. Moriz besorgt wegen der Stimmung seiner eigenen Unterthanen. Garden des Herrn von Heydeck, die zum Entsatz der Stadt anrücken. Morizen's Cäsarsschnelligkeit gewinnt oder zerstreuet sie. Langwierigkeit der Belagerung, vermehrt durch lang ausgesponnene Verhandlungen. Endlich Vertrag und Uebergabe der Stadt (Novbr. 4. 1550.). Geist der Capitulation.

---

Magdeburg war bald nach dem Falle des schmalkaldischen Bundes schon in die Reichsacht erklärt worden, weil sie durchaus keine Versöhnung mit dem

Kaiser gesucht hatte. *) Aber es entging ihr nicht, daß niemand unter den Reichsständen bereit war, wider die Geächteten zu ziehen, und ihr christlicher heroischer Sinn einen tiefen Eindruck auf die deutschen Gemüther machte. Die Flamme desselben stieg immer höher, und fand einen reichen Stoff in dem Interim und der dadurch veranlaßten Bewegung.

Die von Magdeburg ließen eine gemeine christliche Erinnerung ausgehen, worin sie die neubefohlene Religionsordnung eine menschliche Glosse wider Gottes Wort nannten, und sich auf die Urzeit des Christenthums beriefen, wo die Rechtgläubigen Leib und Leben wider die allmächtigsten Kaiser setzten, wenn diese sich unterstanden, wider Gott und sein Wort zu gebieten; wo die Kirchenväter die demüthige Antwort lehrten: „halt zu gute, o Kaiser; du dräuest den Kerker, aber Gott die ewige Hölle.“ Auch sey es nicht erlaubt, die christliche Wahrheit in einem Winkel zu bekennen; sondern es müsse laut bei aufgethanen Fenstern geschehen. Sie wollten deshalb es nie glauben, daß ihre Mitchristen sich ihrer entschlagen, oder sie gar mit überziehen und bedrängen würden. **)

---

*) Hortleder. B. 4. C. 2. 3.

**) Derer von Magdeburg Entschuldigung, Bitt und gemeine Christliche Erinnerunge. J. 1349. b. Hortleder. B. 4. C. 4.

Je näher die Gefahr sich ihnen zeigte, desto lauter wurde ihr Ruf an die Christenheit, und sie sagten der Welt ohne Scheu, daß mit dem einbrechenden Kriege nicht blos sie und andere Christen gemeint wären, sondern daß man Tag und Nacht darauf sinne, die ganze göttliche Wahrheit und ihre Bekenner auszurotten. *)

Mit besonders tapferem Sinne redeten noch die Prediger der Stadt zu der Christenheit in Deutschland, um darzuthun, daß ihre Lehre mit dem Augsburger Glaubensbekenntniß einhellig sey, welches durch das Mittelding, zu dem etliche Stände abgefallen, und durch papistische Ceremonien erdrückt werden solle. Auf solche Weise schmähe man lästerlich das Andenken Luther's, welcher, wiewohl gestorben, doch immerdar lebe, weil er die evangelische Welt aus der babylonischen Gefängniß erlöset habe. Mit diesem trieben alle diejenigen Buhlerei, welche dem Interim gehorsamten, und wie alle Hurer würden sie am jüngsten Tage verdammt werden.

Alle Gründe, wodurch Religion und Politik einen Widerstand gegen den Kaiser, welcher durch Ohrenbläserei wider die christliche Stadt verführt sey, rechtfertigen konnten, wurden von den Pfarrherrn mit umständlicher Klugheit entwickelt, und besonders stützten sie sich auf

*) Hortleder. B. 4. C. 6.

das sonderbare Recht und die Freiheit der Christen in Deutschland, wo die Obern und Untern sich einander verpflichtet wären, und jene, sobald sie schuldig würden, auch diese ihrer Pflicht entledigt hätten. *)

Mit schlauer Anspielung suchten die Pfarrherrn auch den Kurfürsten Moriz abzumahnen, daß er nicht seinen Arm zur Vollziehung der Reichsacht liehe, indem sie erzählten, wie unter Kaiser Maximian die Thebäer zu einem Kriegszuge von Hof aus beschieden worden. Als ihr Heerhaufe, unter Anführung des Helden Moriz, wohlgerüstet vor dem Kaiser erschienen sey, hätten sie vernommen, daß sie gegen die Christen ziehen sollten, als wider die Rebellen des römischen Reichs, wie sie einzig deshalb gescholten worden, weil sie den Götzen nicht opfern wollten. Da hätten die Thebäer des Befehls ihrer Heimath gedacht, daß sie dieselben vielmehr wider die unrechte Gewalt des Kaisers schützen und handhaben sollten. Sogleich wäre Moriz mit seinem Haufen aus dem Lager gewichen, und umzingelt von dem großen kaiserlichen Heer hätten sie alle ohne Ausnahme lieber den Märtyrertod erlitten, als durch ihr Schwert Märtyrer gemacht. **)

Allein trotz dieser Vermahnungen an die gemeine Christenheit und ihre Obrigkeiten, zeigte sich der Krieg

---

*) Sleidan. B. 22. C. 2. Hortleder. B. 4. C. 7.

**) Hortleder. B. 4. C. 7. S. 848. 849.

schleunig an den Mauern Magdeburgs; denn Herzog Georg von Meklenburg, ein brausender Jüngling, überfiel plötzlich das Stift, wo seine wilden Banden schrecklich hauseten. Man wußte nicht, ob er diesen Zug blos aus Fehdelust unternahm, indem er die Stadt und ihr Gebiet doch einmal als Beute der Reichsacht ansah; oder auf Anstiften der Domherrn, die mit der Stadt in harter Feindschaft standen; oder mit Rücksicht auf größere Kriegsrüstung gegen Magdeburg.

Von dem Wehklagen des Landvolks gerührt, beschlossen die Bürger der Stadt, wider den Feind zu ziehen, wiewohl der kriegserfahrne Graf Albrecht von Mansfeld, ein Freund des gestürzten Johann Friedrich und vom Kaiser seines Landes beraubt, welchem die Bürgerschaft vor allen andern Vertrauen schenkte, sie warnte, sich nicht mit den krieggewohnten Banden zu messen.

Die muthigsten Bürger zogen mit den Landesknechten, welche in der Stadt lagen, und drei Geschwadern Reuterei, und Feldgeschütz hinaus. An sie schlossen sich gewaltige Schwärme von Bauern, die mit ihrer besten Wehr und Rüstwagen nach der Stadt beschieden waren. Diese rohe Menge, mit Stadtpöbel vermengt, gab dem Heerzuge ein unbehülfliches Ansehen, und brachte Gefahr.

Sie zogen zwei Meilen von Magdeburg nach Wollmirstädt, und am andern Morgen *) vor Tagesanbruch gegen den Feind im Dorf Hildesleben. Als der Herzog von Meklenburg seine versuchten Banden, die kaum den dritten Theil so stark, als jene Haufen waren, in Schlachtordnung stellte: sprach er zu ihnen: „wenn wir siegen, so schont der Soldaten, fangt die Bürger, stoßt die Bauern nieder. Der Krieger muß die Krieger schonen; ein gutes Lösegeld kann der gefangene Bürger geben; der Bauern Schwarm muß erwürgt werden, denn er ist voll Ingrimm gegen die Soldaten."

Die waffengeübten Bürger bildeten mit den Kriegern das Vordertreffen, um des Feindes Wuth zu brechen: durch eine starke Wagenburg hofften sie der Rohheit der Uebrigen zu Hülfe zu kommen. Allein ehe dieselbe vollendet war, griff der Meklenburger sie an, schwenkte plötzlich seine Schlachtordnung, und fiel mit aller Gewalt auf die hintersten Haufen. Diese stürzten sogleich in die Flucht. Das Vordertreffen focht mannhaft, aber auf allen Seiten verlassen und entblößt, auch der Zahl nach dem siegenden Feinde nicht gewachsen, mußte es weichen. Das Blutbad unter den Bauern war gräßlich: alles Geschütz und Gepäcke ging verloren. **)

---

*) 1550. September 22.

**) Vita Mauritii. 1219. 1230. Sleidan. B. 22. S. 10. Hortleder. B. 4. S. 8.

Georg von Meklenburg war zu schwach, um seinen Sieg zu einer Unternehmung gegen die Stadt zu benutzen, und auf die Einwohner derselben hatte die Niederlage nur die Wirkung, daß ihr Haß gegen alle, welche sich das Interim gefallen ließen, noch wilder, ihre Sprache noch entflammter war. Aber dennoch wirkte dies Ereigniß dazu, daß die Gefahr, welche ihnen drohte, zum Herabstürzen bewegt wurde.

Der Kaiser empfand besondere Freude, als Herzog Georg ihm die Niederlage der Magdeburger meldete, und ihn nun zum ernsten Kriege gegen die halsstarrige Stadt ermahnte. Eine gleiche Aufforderung ließ dieser an Moriz von Sachsen ergehen, auf welchen er vorzüglich bauete, theils aus Bewunderung gegen dessen Kriegserfahrenheit und standhaftes Gemüth, theils wegen der Empfindlichkeit, welche der Kurfürst über die heftigen Schmähungen der magdeburgischen Theologen wider ihn nicht verhehlt hatte. *)

Mehrere Fürsten trieben nun offene Kriegsrüstung, unter ihnen die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, Markgraf Albrecht von Brandenburg und Herzog Heinrich von Braunschweig. Sichtbar nahm man in mancher Gegend den Krieg weniger von der religiösen Seite, als wie zum Kampf der Fürsten gegen die Städte

*) Sleidan. B. 22. C. 12.

gehörig. Deshalb hatten sich auch viele vom Adel, dem die siegende Fürstenmacht eben so wenig als den Städten, genehm däuchte, und vorzüglich solche, welche dem gewaltig um sich greifenden Herzog Heinrich gram waren, in Magdeburg geworfen. Andere hingegen sahen die bevorstehende Fehde einzig als Religionssache an, und zogen dem Heer der verbündeten Fürsten in der Hoffnung zu, daß die Kriegsrüstung zum eigentlichen Zweck habe, die treu evangelische Stadt von dem verheerenden Feinde zu befreien. *)

Auf Andringen des Kaisers beschlossen die Reichsstände sogar einen allgemeinen Krieg gegen Magdeburg auf Kosten des Reichs, und schlugen Moriz von Sachsen zum Obersten dieses Krieges vor. Auch Carl äußerte, daß er keinen dazu mehr Geeigneten wüßte, und das aus mancherlei Ursachen. **)

Nichts mochte für Moriz erwünschter seyn. Er hatte schon die kriegerischen Banden Georg's von Meklenburg an sich gezogen, und mit den verbündeten Fürsten sein Lager vor Magdeburg aufgeschlagen. Nun konnte er für die besondern Absichten, warum er die Waffen ergriffen haben mochte, als Feldhauptmann des Reichs kämpfen, welches zur Führung des Krieges mo-

---

*) Sleidan. B. 22. C. 12.

**) Sleidan. B. 22. C. 14.

natlich sechszig tausend Gulden und zur Vergütung des bisherigen Aufwandes hundert tausend bestimmt hatte.

In dem lebhaften kleinen Kriege, der ein paar Monate gedauert, war der Vortheil häufiger auf Seiten der Magdeburger gewesen, bis nun Moriz die Belagerung planmäßig anfing.

Der eigentliche kriegführende Theil Magdeburgs war die alte Stadt, denn die beiden Vorstädte, die Südenburg und die Neustadt, standen mehr unter dem Domcapitel, und wußten jetzt selbst nicht bestimmt, ob auch über sie der Krieg verhängt sey. In diesem ungewissen Zustande konnte man auch in der Altstadt sich nicht bestimmen, ob man die Vorstädte räumen und in Brand stecken sollte, damit sich der Feind nicht in ihnen festsetzte.

Die Neustädter Bürger hatten ihrer Sicherheit wegen die Waffen ergriffen, lebten aber sorglos, weil sie eigentlich nicht mit der Reichsacht belegt waren. Vorzüglich am Tage einer neuen Rathswahl überließen sie sich bei Gastungen dem Schlamp, und in der folgenden Nacht erstieg der Feind die Mauern, besetzte die Stadt fast ohne Widerstand. *) Einige Bürger stürzten mit den Waffen aus den Häusern, und wurden sogleich nie-

*) 28. Nov. 1550.

vergestoßen. Vergebens versuchte man nun noch von der Altstadt aus, die Neustadt einzuäschern. Moriz errichtete in ihr mehrere Basteien, um die Feste zu beschießen. Dagegen zögerten die Magdeburger nun nicht, die Südenburg in Brand zu stecken.

Indessen führten sie noch den kleinen Krieg mit besonderem Glücke fort. Ihre Reisigen und Landesknechte hatten kaum eine große Zahl des feindlichen Adels mit ihren Knappen aufgehoben, *) so zogen sie schon wieder zu einem neuen Fange. Georg von Meklenburg, welcher die Reuterei im verbündeten Heer anführte, kam ihnen mit einem Geschwader entgegen. Er ritt lang hin und her, den Vortheil von Sonne und Wind zu gewinnen, und stürzte dann plötzlich auf die feindlichen Hackenschützen, die sich zu weit ins Feld gewagt hatten. Aber die Magdeburgischen Reisigen stürmten ihm stracks nach, und er gerieth zwischen zwei Feuer. Er ward ergriffen und nach Magdeburg geführt, wo man den Urheber des Krieges mit Triumph gefangen sah. **) Es hielt schwer, ihn vor dem zusammenlaufenden Volke zu schützen. Die Kinder, deren Väter, die Frauen, deren Männer in diesem Kriege gefallen, erhoben Geschrei wider ihn. Man vertraute ihn nicht den Soldaten an; Bürger bewachten ihn im Gefängniß. ***)

---

*) 19. December.

**) Hortleder. B. 4. C. 18. Sleidan. B. 22. C. 19.

***) Vita Mauritii. 1223.

Das ganze Heer der Belagerer war über diesen Vorfall bestürzt, aber Moriz gelobte ihnen muthig, daß er nicht von der Stadt weichen wollte, bis er sie durch Sturm oder Uebergabe in seine Gewalt bekommen hätte, eine Verheißung, welche eben jetzt von den Umständen nicht begünstigt wurde.

Jeden Augenblick mußte der Kurfürst besorgen, daß der Unwille gegen ihn in seinen Ländern, welcher durch seinen Krieg wider Magdeburg auf das stärkste angefacht wurde, in eine Empörung ausbreche. Er mußte sich daher sehr häufig aus dem Lager entfernen, um durch seine Gegenwart die Flamme zu unterdrücken. Aber auch sie konnte nicht die gefährlichsten Beispiele der Empörung verhindern. Bei Salza hatten sich auf seinen Befehl fünfhundert Reuter seiner Vasallen zusammengezogen, die er gen Magdeburg führen wollte. Aber sie verabscheueten diesen Krieg, und erklärten, ihr Lehnseid verbinde sie nicht, dem Fürsten zu einer Fehde außerhalb der Gränzen des Fürstenthums zu folgen. Nur fünf und zwanzig gehorchten ihm aus Furcht vor seinem Zorne: die übrigen mußte er nach Hause ziehen lassen. *)

Dieser bittere Unmuth seiner Unterthanen, welche laut redeten, daß mit Magdeburg die feste Burg Got-

*) Vita Mauritii. 1224.

tes fallen würde, und der Fürsten Heer das Banner des Irrglaubens trage, war um so mehr zu fürchten, je länger die Belagerung dauern mußte. Daß ein Sturm auf die Stadt glücken werde, war höchst unwahrscheinlich, und er durfte kaum beschlossen werden. So zahlreich die Belagerer waren, mochten wenige geneigt seyn, sich einem Sturme zu opfern, denn es regte sich auch unter ihnen eine geheime Mißbilligung dieses Krieges. Eben so wenig war zu hoffen, die Stadt durch Hungersnoth zur Uebergabe zu zwingen. Obgleich der größte Theil der Einwohner von Neustadt und Südenburg auch in die Altstadt aufgenommen, fehlte es nicht an Lebensmitteln auf ein ganzes Jahr, und Zufuhr auf der Elbe konnte man nicht wehren. Am allerwenigsten konnte man von einem sinkenden Muthe der Vertheidiger der Stadt erwarten. Ihre starke Besatzung, die aus den geübtesten Kriegern bestand, wurde zum Theil von Häuptern gelenkt, die vom Kaiser geächtet waren; ihre Bürger rangen nach der Märtyrerkrone, und wurden täglich von neuem durch die Prediger entflammt, die aus andern Gegenden Deutschlands verjagt worden, weil sie sich dem Interim widersetzten. Außerdem waren von der Stadt Boten vorzüglich nach dem Norden und in die Seestädte ausgegangen, um ihren Entsatz durch fremde Hülfe zu bewirken. Zog diese wirklich heran: so gerieth das belagernde Heer zwischen zwei Feuer und ins Verderben.

Ein Unglück der Art mußte Moriz schon in der Ferne beschwören. Sobald er vernahm, daß sich unten im Lande Hadeln unter dem Freiherrn Hans von Heydeck einige Garden zusammenzögen, wahrscheinlich um zu Magdeburgs Entsatz heraufzuziehen, brach er mitten im ungestümsten Winter auf. Sieben Fähnlein Landesknechte und einen Theil der Reuterei nahm er mit aus dem Lager, und Heinrich von Braunschweig stieß auf dem Zuge zu ihm mit fünfhundert Pferden.

Hans von Heydeck, ein schwäbischer Ritter, war unter allen Gardenführern im Reich der berühmteste Kriegsmann, und gefürchtet als ein schlauer Practicant. Vom Kaiser geächtet, weil er im Kriege wider ihn der Krone Frankreich gedient hatte, durfte er, vogelfrei, das Oberland nicht betreten, denn Carl's tödtlicher Haß hätte ihn, wenn er gefangen wäre, ohne Gnade dem Nachrichter überantwortet. In Bremen, wo ein gleicher Geist, wie in Magdeburg herrschte, lebte er eine Zeitlang, und begab sich dann nach dieser letzten Stadt. Hinlänglich von ihren Kräften und ihrer Lage überzeugt, glaubte er seine Gegenwart in ihr weniger heilsam, als seine Bemühung, ihr von außen Hülfe zu verschaffen. Die Furcht vor der kaiserlichen Uebermacht war indeß auch in Niederdeutschland so groß, daß es ihm schwer wurde, die Seestädte nur zu einer Geldhülfe zu bringen, wovon sie auch den Namen nicht haben wollten. In ihrer Nähe brachte Heydeck einige Garden zusammen, welche noch mehr anschwollen, so wie

er nach dem Kriegsschauplatz hinaufzog. In Verden schlug er sein Hauptquartier auf und organisirte sein kleines Heer, das ungefähr sechstausend Köpfe zählte. Allein mit Cäsars Schnelligkeit überraschte ihn Moriz in diesem Geschäfte. Es war kaum glaublich, daß der Herr von Heydeck in einem Treffen Sieger bleiben werde, und die Aussicht, hinlänglichen Sold für seine Garden auftreiben zu können, war trübe; dennoch blieb es auffallend, daß es nur eines Gespräches zwischen dem Kurfürsten und ihm bedurfte: und er trat als Hauptmann in die Dienste desselben, mit ihm ein großer Theil der Garden, deren Ueberrest sich zerstreute. Auch beehrte ihn Moriz von diesem Tage an mit einem Vertrauen, das ihm selten abgewonnen wurde. *)

Während der Abwesenheit des Kurfürsten geschah im Hauptlager keine besondere That, und ein aufrührerischer Geist lähmte die Kräfte des Heeres. Er hatte den Oberbefehl an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Lazarus von Schwendi übergeben. Dieser letzte war ihm vom Kaiser zugeordnet worden, ein erfahrner Kriegsmann, aber in Deutschland verhaßt, weil er den Gardenführer, Freiherrn von Vogelsberg, der, wie Heydeck, vom Kaiser geächtet war, an diesen verrathen haben sollte. Auf dem Blutgerüste zu Augsburg hatte der Verurtheilte

*) Hortleder. B. 4. C. 18. S. 925. — C. 19. S. 973. 74. Sleidan. B. 22. C. 30. 32. Vita Mauritii. 1225.

ihn als seinen Verräther angeklagt. So große Mühe sich Lazarus von Schwendi gab, durch Schrift und Rede, durch muthige Thaten und biederes Benehmen jene Anklage von sich zu wälzen, regten sich Argwohn und Groll doch bei jeder Gelegenheit wider ihn im Lager vor Magdeburg. Als es am Solde fehlte, stürzte die aufrührerische Menge in sein Gezelt, und er konnte sich kaum durch die Flucht retten. Die Söldlinge nahmen seine und seines Stabes Sitze ein und verhießen, indem sie spottend sein Ansehen nachäfften, ihren Genossen erhöhten Sold. Ein allgemeiner Aufruhr hätte das Heer ergriffen, und, von dem wachsamen Feinde zum Ausfall benutzt, es leicht ins Verderben gebracht, wenn nicht Markgraf Albrecht durch seine militärische Popularität und Beredtsamkeit die Reuterei für die Ruhe und Ordnung gewonnen hätte. Auch ließ er die meisten Urheber der Rebellion zur Nachtzeit greifen und in der Elbe ersäufen oder aufhängen. Als der Morgen anbrach, und die Landsknechte diesen und jenen ihrer Genossen am Galgen erblickten, zagten sie heftig, und riefen den kaiserlichen Gesandten ruhig mit Ehrenbezeugungen zurück. *)

Nach solcher Stimmung im Heere entstand lauter Jubel, als Moriz, über den Feind siegreich ohne Gefecht, mit solcher Verstärkung zurückkam, daß man zu den vier errichteten Lagern noch ein fünftes aufschlagen

---

*) Vita Mauritii. 1225. 1226.

mußte. *) Auf den größten Theil des Heeres machte es einen besondern guten Eindruck, daß der Kurfürst in Freundschaft mit Hans von Heydeck war, und in Magdeburg, wo dieser hoch gehalten wurde, faßte man gegen jenen einiges Vertrauen.

Auch begannen schon im folgenden Monat Verhandlungen zwischen dem Lager und der Stadt. Ein kaiserlicher Ehrenhalt erschien, festlich mit goldenem Gewande geschmückt, auf welchem vorn und hinten der Reichsadler; drei Trompeter, ein Trommelschläger ritten vorauf. Er forderte sämmtliche Kriegsmänner und Besatzung aus der Festung ab, weil sie sonst Schelme gescholten, und nie wieder unter ehrliche Fähnlein aufgenommen werden sollten. Inzwischen er mit seiner Verunglimpfung abgewiesen wurde, hatte Moriz in der Stille einen Trompeter an ein anderes Thor gesandt, mit Briefen für die Stadt, und deutete schon dadurch an, daß ihn diese nicht für einerlei mit dem Kaiser halten solle. **)

Nachdem die Bahn zu Unterhandlungen gebrochen war, gingen sie den Frühling und Sommer hindurch weiter. Mit besonderer Kunst leitete sie der Kurfürst, welcher sie offenbar nicht zu einem glücklichen Ziel beschleunigt, noch in ihnen einen gänzlichen Stillstand sehen wollte. In entfernten Gegenden seines Landes

---

*) 25. Jan. 1551.

**) Hortleder. B. 4. C. 18. F. 12. C. 19. F. 250.

ließ er sich von Magdeburgs Unterhändlern aufsuchen, in den ersten Stunden der Frühe pflegte er mit diesem und jenem zu handeln; und wenn das Geschäft öffentlich getrieben wurde, so daß Mittheilungen desselben an Lazarus von Schwendi unvermeidlich waren, so gab er den Abgeordneten der Stadt Winke, welche Haltung sie gegen denselben beobachten müßten. „Auch er wolle," sagte er einmal den Gesandten, „bei der augsburgischen Confession bleiben, und er halte gleich ihnen den Papst für den Antichrist; aber sie müßten ihn nicht so gegen den kaiserlichen Commissarius nennen, denn der könnte es nicht leiden. *)

Während daß die Unterhandlungen fortgesponnen wurden, dauerte die Fehde auf das Lebhafteste fort, und fast schien es ein tägliches Ergötzen zu werden, sich mit einander zu schlagen, wiewohl diese Scharmützel mitunter einer Feldschlacht zu vergleichen waren. Der Rath von Magdeburg mußte endlich mit Lebensstrafe die bedrohen, welche sich ohne Befehl des Obersten mit dem Feinde einließen. Der Feigste gewöhnte sich an den Tod, und jede Gefahr wurde mit Scherz und wilder Sitte und Gebet beseitigt. Als der St. Jacobsthurm so hart vom Feinde beschossen war, daß man die Spitze abnahm, er aber den Mittelstand nicht ertrug und auf die Gewölbe niederstürzte, hieß es: „der hat das Interim auch nicht annehmen wollen." Die Hir-

*) Hortleder. B. 4. C. 19. S. 253—259.

ten, trieben ihr Vieh auf die Weiden, so mancher von ihnen erschossen wurde; die Gärten vor der Stadt wurden besäet, und die Mägde gingen zum Grasen mit dem frechen Scherz über ihre Reize, daß sie ihre Ranzion bei sich trügen. Während der Donner des feindlichen Geschützes ward der Gottesdienst immer lauter gefeiert, und die Gemeinde blieb in ihrer Andacht, wenn die Bomben durch die Kirchenfenster flogen, und sahen schwärmerisch die Wunderhand Gottes, wenn das Eisen, von der Mauer zurückprallend, in ihrem Gedränge niemand verwundet hatte. *)

Plötzlich war in diesem Leben ein Stillstand, als Moriz am Ende des August nach langer Abwesenheit ins Feld zurückkam; ein Waffenstillstand ward in den Lagern und in der Stadt ausgerufen.

Hans von Heydeck führte die Unterhandlung mit Verstand und Rechtlichkeit weiter, und binnen zwei Monaten war der Vertrag geschlossen. Es hieß zwar zu Anfang desselben, daß die von Magdeburg sich der kaiserlichen Majestät auf Gnade und Ungnade stracks ohne alles Geding ergeben, und dieselbe fußfällig durch Gesandten versöhnen sollten. Allein es ward sogleich hinzugefügt, daß die Ungnade die Stadt und ihre Freiheiten, irgend einen ihrer Einwohner oder gegenwärtiger Besatzung nicht treffen könne. Wegen der folgenden Ereignisse wurde der

*) Hortleder. B. 4. C. 18. §. 15. — C. 19. §. 211. 37—40.

Fußfall leicht erlassen. Die von Magdeburg versprachen ferner, in kein Bündniß wider Oesterreich und Burgund zu treten, dem Cammergericht und auch den jüngsten Reichsabschieden zu gehorchen, wiewohl bei diesen letzten hinzugefügt wurde, nur in weltlichen Sachen, daß also ihr Unmuth wider das Interim nicht verdammt war. Eben so klang der Artikel, daß die Stadt ihre Festungswerke schleifen sollte, viel härter, als er war; denn es ließ sich voraussehen, daß das Reich seine Vollführung schlechterdings nicht gestatten werde. Als Carl V. dieselbe hartnäckig forderte, entgegneten ihm die Kurfürsten, daß zu dieser herrlichen Feste in widerwärtigen Zeiten, da etwan von Türken oder andern Potentaten ein Einfall in's heilige Reich geschehe, alle anstoßende Lande ihre Zuflucht nehmen könnten. Selbst die funfzig tausend Gülden, welche die Stadt zum Ersatz der Kriegskosten zahlen sollte, hat sie nicht einmal vollständig entrichtet.*)

Nachdem die Besatzung der Stadt entlassen und diese von den beorderten Fähnlein des Lagers besetzt war, zog Moriz, dicht hinter ihm her Lazarus von Schwendi, mit zwei Schwadern Reuter stracks auf den Markt, wo die Bürgerschaft versammelt stand, von Landesknechten umringt. Sie war noch voll banger Erwartung. Als sie aber des Kurfürsten Freundlichkeit gewahrte, wie er mit unbedecktem Haupte jeder Rathsperson die Hand bot, stieg ihr Vertrauen. Bei Vorlesung der Capitulation wuchs es

*) Hortleder. B. 4. C. 19. §. 231—254.

noch mehr, als den Ausdruck, daß sich die Stadt nunmehr ergeben habe, der Syndicus Doctor Lewin von Embden durch das feste Wort „vertragen, nicht ergeben," zurechtwies, und Moriz sagte: „es ist vertragen, soll auch vertragen seyn und bleiben." Mit aufgehobenem Finger beschwur die Bürgerschaft die Capitulation. (Nov. 9.)

Die von Magdeburg waren voll Erstaunen über den großmüthigen Sinn des Fürsten, welcher wie der Antichrist von ihnen gehaßt und geschmäht war. Eine Fülle von Getreide ließ er für die ärmern Einwohner herbeischaffen, und die Besatzung besoldete er, ohne Zuthun des Raths und der Bürger. Keinem geschah auch nur das leiseste Unbild. Selbst die fremden Geistlichen in Magdeburg, welche ihn mit jedem Fluch und jeder Schmach beladen wollten, blieben unbestraft. Nur an den schmähsüchtigsten unter ihnen, der unerschöpflich an öffentlichen und heimlichen Schriften, Reimen und Gemälden, wider Moriz gewesen, kam die Weisung, die Stadt zu verlassen. Ich begehre sein Blut nicht, hatte der Kurfürst gesagt, aber er hat es so grob gemacht, wie es kein Bauer wider sich dulden darf.

So endete der Krieg wider Magdeburg, nachdem er ein Jahr und sieben Wochen gedauert. Die Stadt kam dadurch in großen Ruhm, so bei den Deutschen, wie im Auslande; denn sie allein hatte bis jetzt in Deutschland wider Kaiser Carl bewiesen, was Beständigkeit und tapfere Leute vermögen.*)

*) Hortleder. B. 4. C. 19. S. 980. 981. 986. 991.

# Sechstes Buch.

# Erstes Capitel.

## Inhalt.

Lazarus von Schwendi voll Argwohn gegen Moriz. Bestätigung des Verdachtes, daß dieser Anschläge wider den Kaiser habe, durch die Nichtauflösung seines Heeres. Angstvolle Vorstellungen der geistlichen Kurfürsten deshalb an den Kaiser. Entwicklung der Ansicht desselben von Moriz und dem Gerüchte über ihn. Gründe für diese Ansicht. Die Seite, von welcher man das Betragen des Kurfürsten während des Magdeburgischen Krieges betrachten konnte. Seine ängstliche Zartheit gegen den Kaiser, vorzüglich in der Religionssache. Anschein, daß er nur durch Bitten des Landgrafen Philipp Freiheit zu bewirken suche, und sein einziger möglicher Antrieb zu einem Ungehorsam gegen die kaiserliche Macht die Länderbegierde sey. Die Wittenbergischen Gottesgelehrten auf dem Wege nach Trient zur Kirchenversammlung; Moriz selbst nach Insbruck zum Kaiser reitend. Aber seine plötzliche Rückkehr, und gänzliche Veränderung der Scene unmittelbar nach dem Landtage zu Torgau. Moriz im Felde wider den Kaiser. Größe sei-

nes Plans, und Umstände, wodurch er verborgen gehalten wurde. Besondere Gefahr für seine Enthüllung in der Verhandlung wegen eines nothwendigen Bündnisses mit Frankreich. Geist der öffentlichen Schriften der Bundesgenossen wider den Kaiser.

---

Vorzüglich die innige Verbindung zwischen Moriz und dem geächteten Hans von Heydeck mochte dem kaiserlichen Abgeordneten Lazarus von Schwendi einigen Argwohn erregt haben, daß der Kurfürst, wie schon hin und wieder ein leises Gerücht sagte, dem Kaiser nicht mehr aufrichtig ergeben sey, und einen geheimen Rathschlag wider denselben im Gemüth bewege. Daß er wirklich wegen des fortdauernden Gefängnisses des Landgrafen Philipp ein Unbild an dem sonst verehrten Herrscher zu rächen hatte, konnte auch Schwendi sich nicht leugnen, und fand darin eine Bestärkung seines Verdachtes. „Fürst der Sachsen," sagte er gegen Moriz, „man schaut, was geschehen soll; vollbringt es nicht, ich widerrathe es Euch mit Eifer." Moriz entgegnete lächelnd: „was Ihr wähnet, wird der Kaiser nicht glauben; er hat ein Vertrauen zu uns, daß er solcher Sage nicht achtet." Allein der Geist, in welchem der Vertrag mit Magdeburg gestiftet wurde, diente nicht zur Beschwichtigung der Sage, und Lazarus von Schwendi, wiewohl er sich freundlichst dem Kurfürsten empfahl, reiste mit argwöhnvoller Seele zum Kaiser.

Der Verdacht wider Moriz, als ob er Gewalt wider die kaiserliche Uebermacht im Sinne habe, gewann neue Kraft, als er die besoldeten Banden, die er zur Belagerung Magdeburgs gebraucht hatte, nach dem Vertrage der Stadt nicht aus einander gehen, sondern in der Gegend von Nordhausen bei ihren Bannern bleiben ließ. Er gab den Grund an, daß er noch nicht im Stande wäre, ihnen den ganzen rückständigen Sold zu zahlen.

Diese Schaaren plünderten weit umher, und machten sogar einen fast gelungenen Versuch, sich der Feste Erfurt zu bemächtigen. Es hatte das Ansehen, als geschähe dies nicht wider des Kurfürsten Willen, denn an dem Besitze mehrerer Festungen in jener Gegend schien ihm für seine künftigen Absichten zu liegen, wohin diese gehen mochten. Das Eichsfeld, dem Kurfürsten von Mainz gehörig, litt besonders durch solche Streifzüge, und die von Köln und Trier fürchteten nicht nur gleiches Ungemach, sondern einstimmig schilderten sie alle drei dem Kaiser ihre Besorgniß wegen einer neuen gewaltigen Unternehmung der Protestanten. Sie wünschten daher die Kirchenversammlung zu Trient zu verlassen und ihre Heimath zu schützen. Allein Carl bot alles auf, sie zu beruhigen. Er wisse wohl, antwortete er ihnen, daß von neuen und heimlichen hessischen Anschlägen eine Zeitlang ein großes Geschrei gewesen sey. Gehe auch hie und da einer mit gewaltthätiger Absicht

um, so werde derselbe geringen Anhang finden, und selbst anstehen, sich auf ungewisse Hoffnung mit großer Gefahr zu beladen. Moriz thue so stattliche Zusage von seinen Diensten, daß Er sich zu ihm alles Guten versehen müsse, wenn noch irgend Treue und Glauben in der Welt sey. Auch könne derselbe, ein Deutscher von Stamm und Herkommen, unmöglich mit so arglistigen Anschlägen umgehen. Ein Kriegsgesindel, über welches der Kurfürst Feldhauptmann gewesen, stehe freilich noch im Lager zusammen; aber einzig, weil es noch rückständigen Sold zu fordern habe, und dieser werde nächstens durch seine kaiserliche Bemühung bezahlt seyn, wiewohl die deutsche Nation dies nicht von ihm habe fordern können. Er halte dafür, daß jene Gerüchte von seinen Widersachern ersonnen wären, um das Concilium zu stören. Auf jede herfliegende Rede einen großen Handel vorzunehmen, sey nicht verständig zu rathen, wiewohl auch kein Argwohn ganz zu vernachlässigen sey. Wenn das Kriegsvolk nach Empfang seines Soldes noch zusammengehalten werde, so geschehe dies offenbar mit besonderer, heimlicher Absicht. Sie werde ihm nicht entgehen. Mit großer Mühe und beträchtlichem Aufwand halte er sich fast an allen Orten kluge Leute, die alles Ding erspähen müßten. Wo ein Feuer aufschlage, werde er es sogleich löschen. *)

---

*) 2. Jan. 1552. Sleidan. B. 22. C. 18.

Wiewohl der Kaiser jetzt mit der besondern Absicht sprach, die geistlichen Kurfürsten in Trient zurückzuhalten, leidet es doch keinen Zweifel, daß er seine innigste Ueberzeugung darlegte. Moriz hatte sich bisher gegen das Haus Oesterreich sehr ergeben bezeigt, und war in einem wirklich freundschaftlichen Verhältniß mit König Ferdinand. Er besaß ferner zu viel Klugheit und Vorsicht, als daß er seine kaum empfangene Macht an einen verwegenen Streich wider den Stifter derselben wagen sollte. Carl brauchte, um ihn sogleich zu unterdrücken, ja nur den alten Kurfürsten Johann Friedrich freizulassen, dem bei seiner Erscheinung alles in seinem Lande wieder zujauchzen würde. Hierauf deutend pflegte er auf Anklagen gegen Moriz zu erwiedern, daß er einen Bären an der Kette führe, den er nur loszulassen brauche, um jenen Jüngling zu erwürgen. Außerdem aber hatte dieser nichts gethan, wodurch sich der Kaiser zu einem Argwohn wider ihn berechtigt glaubte. Durch die Annahme der Stelle eines Feldhauptmanns wider Magdeburg hatte er sich gegen das Reich und dessen Oberhaupt gefällig bezeigt. Daß die Belagerung sich in die Länge spielte, war eine Erscheinung, die man erwartet hatte. Carl wußte zu gut aus eigener Erfahrung, wie auch vor geringern Festen, als Magdeburg, das beste Kriegsglück sogar gänzlich scheitern konnte. Hans von Heydeck war freilich dem kaiserlichen Hofe verhaßt und von demselben geächtet; aber durfte man deshalb es dem sächsischen

Fürsten verargen, wenn er ihn durch gütliche Verhandlung gewann, um eine militärische Macht, welche für die belagerte Stadt kämpfen sollte, wider dieselbe brauchen zu können. Dann wurde Heydeck freilich sein Vertrauter; allein nur durch ihn, der großen Anhang in Magdeburg hatte, war es möglich, die Bürger zur Uebergabe zu bereden. Ungewiß blieb es, ob die Stadt durch der Waffen Macht je bezwungen werden könnte, und Unterhandlungen mit ihr waren in jeder Hinsicht räthlich. Ihre Natur brachte es mit sich, daß sie oft abgebrochen wurden und ungemein lange währten. Endlich wurde der Vertrag mit Magdeburg so geschlossen, daß des Kaisers Absichten scheinbar erfüllt waren.

Während des magdeburgischen Krieges schien Moriz überdies noch deutlich zu verrathen, daß er große Scheu trage, gegen den kaiserlichen Hof irgend anzustoßen. Als die Eröffnung der Kirchenversammlung zu Trient bis zum ersten Tage des Herbstmonates (1551) verschoben wurde, und der Kaiser auf das heftigste in die evangelischen Reichsstände drang, daß sie ja endlich auch dahin kommen wollten, wagten sie durchaus nicht, so groß ihre Zahl war, sich deshalb unter einander zu berathen. Sie gaben sich mit einem dumpfen Brüten dem Schicksal hin, und wollten selbst die Gefahr, welche über sie einbrechen konnte, nicht einmal bestimmt erkennen; sie hatten keinen Grundsatz mehr, als des Kaisers

Ungnade zu fürchten. Moriz von Sachsen ließ durch Melanchthon einen Inbegriff des Wesentlichen in der evangelischen Lehre entwerfen, um zur Zeit offenen Gebrauch davon zu machen; und schon dies däuchte ihm gewagt. Herzog Christoph von Würtemberg hatte eine ähnliche Darstellung aufrichten lassen, welche mit der sächsischen sehr zusammenstimmte; aber der Kurfürst bestand darauf, ein jeder mußte die seinige dem Kaiser besonders übergeben, damit dieser, wenn mehre Fürsten zusammen handelten, nicht ein neues Bündniß wider sein Ansehen argwohne. *)

Wie ernst er in des Kaisers Wunsch eingehe, die Evangelischen in Theilnahme an der Kirchenversammlung zu Trient zu sehen, schien auch aus der Aengstlichkeit zu erhellen, mit welcher er die Sicherheit der evangelischen Gottesgelehrten auf dem Concilium unwandelbar zu machen suchte. Ihn dünke, schrieb er an Carl, das kaiserliche Geleite wohl heilig; aber zu Constanz sey nach dem Grundsatze gehandelt, daß Ketzer nicht durch dasselbe vor der Strafe am Orte der Kirchenversammlung selbst geschützt werden könnten. Darum müßte den evangelischen Botschaftern ein freies sicheres Geleit von dem ganzen Concilium zugesprochen werden. **)

---

*) Sleidan. B. 22. C. 37.

**) Sleidan. B. 22. C. 39.

Selbst die Erfüllung jenes Wunsches, mit welchem Moriz den Kaiser so oft bestürmte, schien er doch einzig von dem guten Willen desselben zu erwarten. Er sandte am Schluß des Jahres 1551 noch einmal in Verbindung mit mehreren Fürsten an den Kaiser eine neue Botschaft, an welcher sogar der römische König Ferdinand Theil nahm, um die Erledigung des Landgrafen zu bewirken. Auch jetzt hatte freilich solches Anliegen keinen bstimmten Erfolg. Carl äußerte, daß er wegen dieses wichtigen Handels sich nächstens mit dem Kurfürsten von Sachsen besprechen wolle. Die Gesandten möchten übrigens zu ihren Herren wieder anheimgehen, und demselben verheißen, daß es wahrhaftig klar werden sollte, wie viel der Fürsten Bitte bei ihm vermocht habe. *)

Noch mehr wirkte, keinen Argwohn gegen Moriz im kaiserlichen Rath aufkommen zu lassen, daß er durch eine andere Handlung, in Zusammenhang mit seinem übrigen Betragen zu verrathen schien, wie er wohl aus Länderbegierde, nicht aber aus edleren Rücksichten den Unwillen des Kaisers zu reizen wage. Die Grafschaft Katzenelnbogen war durch kaiserliches Urtheil dem hessischen Hause abgesprochen. Weil aber Moriz mit diesem in Erbeinigung stand, hielt er die Einwohner der Grafschaft an, ihm zu huldigen. Allgemein glaubte

*) Sleidan. B. 23. C. 14.

man, eine solche Handlung müßte den Kaiser zu jähzlinger Rache rufen, und männiglich war man verwundert, wo das Beginnen des jungen Kurfürsten hinausstrebe. Allein am kaiserlichen Hofe war man gänzlich still darüber und seine Meinung deshalb blieb verdeckt. Gewiß fand man sich daselbst in der Ansicht bestärkt, daß sich Moriz mit seinem Gemüth nur in einem engen Kreise bewege und man der tiefen Plane, der hochstrebenden Klugheit lachen müsse, welche das Gerücht ihm zumesse: und der Kaiser selbst stimmte darin ein, so wenig er sonst eine geringe Meinung von dem sächsischen Helden hegte. Gehörte dieser doch auch zu den Deutschen, welche, wie Carl dem warnenden Herzog Alba entgegnete, so toll und voll wären, daß sie zu solchen listigen Ränken nicht taugten. Eben so urtheilte Granvella und rieth, gegen den sächsischen Fürsten der Anklagen nicht zu erwähnen, um ihn nicht zur Arglist zu locken. *)

Noch wirkte zu Zerstreuung des Argwohnes gegen Moriz im kaiserlichen Rathe, daß die Gesandten desselben zu Anfang des Jahres 1552 auf der Kirchenversammlung zu Trient erschienen und mit dem größten Eifer über das Ungenügende der Formel handelten, in welcher die Väter den evangelischen Gottesgelehrten das Geleit geben wollten. Sie kamen freilich so wenig,

*) Sleidan. B. 23. C. 2.

wie andere protestantische Gesandte mit dieser Verhandlung ins Reine, übersandten aber die zuletzt verfaßte Formel an ihren Hof zur Prüfung, und die sächsischen Gottesgelehrten, welche für die Kirchenversammlung erkoren waren, Melanchthon an ihrer Spitze, hatten sich, in Erwartung des Geleites, sogar schon bis Nürnberg begeben. *) Ueberdies schrieb der Kurfürst seinen Gesandten in Trient, daß sie von den einmal geforderten Puncten nichts verrücken sollten; denn er werde sofort zum Kaiser verreiten, und auch deshalb traulich mit demselben handeln.

Dies war es endlich, was am kaiserlichen Hofe besonders allen Argwohn gegen Moriz niederschlug. Schon in dem Schreiben an die Kurfürsten hatte der Kaiser die nahe Reise des Angeklagten zu seinem Hofe als einen Hauptbeweis von der Unschuld desselben gebraucht. Fanden sich nun noch überzeugende Spuren von dem Gegentheil: so konnte man ihn nur fest halten und auch ihn gefangen umherführen. Dann war die reichsständische Macht gewiß gänzlich gebrochen, und das Klirren der Ketten der drei größten evangelischen Fürsten schreckte wohl jede That wider die kaiserliche Uebermacht zurück.

Wirklich ließ Moriz einen Theil seiner Räthe und seines Hofes bis nach Landshut voraufgehen, damit

---

*) Sleidan. B. 23. S. 24.

sie ihm von dort aus Herberge zu Inspruck bestellten, wohin sich der Kaiser von Augsburg begeben hatte, der Kirchenversammlung nahe zu seyn. Er selbst brach freilich gleichfalls auf, aber nach einigen Tagereisen wandte er sich plötzlich, und rief seine Gottesgelehrten von Nürnberg, und seinen Hof von Landshut zurück. Viele Verwarnungen, die er unterwegs erhalten, gab er als Grund an: ein freundliches Schreiben sollte ihn bei dem Kaiser entschuldigen.

Selbst diese Schritte entschieden noch nicht über die Wahrheit oder Nichtigkeit der Anklage gegen Moriz; denn sie konnten von der Furcht und dem Argwohn herrühren, welche er aus den Gerüchten geschöpft hatte, die wider ihn im Schwunge waren. Sogar schien der Landtag, welchen er zu Torgau eröffnete, auf einmal jedes Gerücht von seinen kriegerischen Planen niederzuschlagen; denn die sächsischen Landstände vernahmen die Erklärung ihres Fürsten, daß sein heiliges Wort ihn bald ins Gefängniß zu den jungen hessischen Vettern triebe, weil alle Mühe, deren Vater zu befreien, nichts gefruchtet. Indeß habe er mit seinem theuren Bruder August sich schon freundlich berathen, wie derselbe während seines Abwesens Land und Leute schützen sollte. Auch erließ Moriz noch von diesem Landtage ein Schreiben an den Kaiser, worin er noch einmal um die Erledigung des Landgrafen flehte. Zugleich verlangte er auf das nachdrücklichste eine freie, allge-

meine Kirchenversammlung, welcher auch der Papst als Parthei in der großen Angelegenheit der Glaubensverbesserung unterworfen sey. Wenn ihm in diesem zwiefachen Verlangen gewillfahrt werde: so wolle er Leib und Gut zum Besten des Kaisers zusetzen, welchen er nicht weniger als seinen leiblichen Vater von Herzen liebe.

Also handelte Moriz noch zu Anfang des Monates März (1552) und in der Mitte desselben war er schon weit im Felde vorgerückt, um durch Gewalt der Waffen seine Bitten bei dem Kaiser geltend zu machen, und jene deutsche Freiheit, jenen evangelischen Glauben zu retten, welche verrathen zu haben, er so laut und so gehässig seit dem Ruin des schmalkaldischen Bundes angeklagt worden. Indem ganz Deutschland verzagt, faßt er mit einer Kühnheit, deren nur der höchste Verstand fähig ist, seinen Entschluß, den Schrecklichen zu überfallen, und nahe am Ziel seiner Herrschsucht zu zwingen, es aufzugeben. Den mächtigsten Monarchen der Erde befehdet er mit der geringen Kraft eines Landes, welches eben derselbe ihm kaum geschenkt hatte. Allein der Feind selbst gibt ihm ein Heer zu diesem Kriege, von dem Augenblick an, da er ihn zum Feldhauptmann des Reichs wider Magdeburg ernannte. Jedes, was er nun vollbringt, um wider den Kaiser groß und glücklich aufzutreten, bekommt den Anstrich, als geschehe es zur Vollbringung des kaiserlichen Willens. Selbst

die geächteten Widersacher desselben, wie den Herrn von Heydeck, darf er, von diesem Schein begünstigt, ohne Beleidigung des Reichshauptes an sich ziehen. Und mit Innigkeit schließen sie sich an ihn, indem er von seinen wahren Absichten etwas durchschimmern läßt. Ohne Zweifel gewann er eben dadurch sogleich den Herrn von Heydeck mit seinen Garden, und bewirkte er eben dadurch die Uebergabe Magdeburgs. Sie war ein Heerd der bittersten Feinde des Kaisers, und der Haß gegen diesen, den er im Grunde liebte, trat nun unter seine Fahnen. Außerdem gab ihm diese Stadt einen sicheren Zufluchtsort in ihren Vesten, wenn er vor dem Uebermächtigen das Feld räumen mußte. Die lange Belagerung derselben, die weit ausgesponnene Unterhandlung mit ihr verschafften ihm Zeit, um alle Vorbereitung reifen zu lassen, und den günstigsten Augenblick zur Ausführung abzuwarten. So lange der Kaiser in Augsburg verweilte, war es unräthlich, ihn anzugreifen; denn zu den geharnischten Reichstagen hatte er immer ein beträchtliches Kriegsvolk in dortiger Gegend zusammengezogen. Aber als er nach Inspruck gegangen war, wo er, von aller militärischen Macht entblößt, nur auf die Kirchenversammlung seine Gedanken gerichtet hatte, konnte die Ueberraschung großen Vortheil über ihn gewähren.

Selbst um diesen sicher zu gewinnen, mußte man dem Kaiser einen weit mächtigern Feind, als welcher

ihn unmittelbar bedrohte, in der Ferne zeigen, und dies war nicht möglich, als durch einen Bund des Kurfürsten mit Frankreich, in welcher Macht, wenn ein unerwartetes Unglück seinem so schlau berechneten und verhüllten Entwurfe Hohn sprach, er überhaupt nur Rettung finden konnte.

Nichts aber war mißlicher, als eine Unterhandlung mit dem französischen Hofe. Jede Verbindung zwischen ihm und deutschen Ständen wurde mit einer Lauersamkeit, der nichts entgehen konnte, von dem Kaiser und seinen geheimen Geschäftsträgern bewacht, und alle Gerüchte, welche gegen Moriz umgingen, hätten vor Carl V. Wahrscheinlichkeit gefunden, wäre ihm ein Zusammenhang zwischen demselben und Frankreich sichtbar geworden. Durch mehrere Zwischenhändler, vielseitig mußte aber die Verhandlung gepflogen werden, welche eine so wichtige Verbindung, als jetzt mit Frankreich erfordert wurde, zu Stande bringen sollte. Dennoch hatte Moriz auch sie glücklich bewirkt, ohne daß der vielgewandte, alles überlistende Kaiser gegen seinen Schüler argwöhnisch geworden.

Es waren nicht blos alle vorher angegebene Gründe, wodurch dieser in Sicherheit erhalten wurde; sondern zuletzt entschied wohl dieser Umstand. Carl sagt in seinem Schreiben an die geistlichen Kurfürsten, daß er mit großen Kosten allenthalben geheime Männer unter-

halte, welche ihm vielseitig berichteten; und Moriz wußte recht gut, daß dergleichen mehrere unter seinen Räthen waren. Deshalb vertraute er seine Absichten nicht nur blos Fremden, und besonders solchen, welche Haß gegen den Kaiser beseelte, sondern er suchte eben jene besoldeten Verräther so zu täuschen, daß sie durch ungegründeten Bericht den kaiserlichen Hof selbst verführten. Mit dem jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen, dem ältesten Prinzen des gefangenen Philipp hatte er deshalb besondere Abrede genommen. Als derselbe zu ihm geeilt war, um den Erfolg der letzten großen Gesandtschaft zur Befreiung seines Vaters zu erfahren, erhielt er eine Antwort vom Kurfürsten, aus welcher man schließen mußte, daß dieser sich gänzlich in den Willen des Kaisers ergeben habe. Wilhelm legte dagegen in seine scheinbare Erwiederung eine gewisse Entrüstung, die vermuthen ließ, als werde er allenfalls auch wider Einstimmung des Kurfürsten und von kindlicher Liebe getrieben die Gewalt der Waffen versuchen. Eine ähnliche Verstellung ward geübet, wenn ein französischer Unterhändler nach Sachsen kam. Moriz wählte alsdann zur Theilnahme an der Unterredung eben diejenigen seiner Räthe, von welchen er überzeugt war, daß sie sogleich einen Bericht über dieselbe an den kaiserlichen Hof sandten. *)

*) Sleidan. B. 23. C. 15.

Wenn dieser Umstand überhaupt den vollkommensten Anfschluß über die Täuschung gibt, worin der kaiserliche Hof beispiellos erhalten wurde, so erklärt er besonders, wie die vielfachen Verhandlungen des Kurfürsten mit Frankreich verschleiert bleiben konnten. Durch Sebastian Schärtlin scheinen sie sich angesponnen zu haben. Seitdem er als Feldhauptmann der oberländischen Städte dem Kaiser unterlag, weil der schmalkaldische Bund so wenig widerstand, war er von der Reichsacht verfolgt worden, und alle Verwendungen waren bei Carl V. fruchtlos geblieben, so daß er den Bann mit blutigem Haß wiederholt erneuerte. Für Schärtlin blieb nun nichts übrig, als daß er sich aufs engste mit dem französischen Hofe verband, welcher ihm große Achtung bezeigte. Gegen ihn konnte König Heinrich nicht den Wunsch verbergen, daß er Vertrauen bei den Fürsten und Ständen deutscher Nation finden, und dieselben sich mit ihm wegen eines beharrlichen Krieges wider den Kaiser vergleichen möchten; denn nur dadurch werde er wiedergewinnen, was ihm dieser entrissen hätte. Auf der andern Seite wurde Schärtlin von mehreren Fürsten vielfältig ersucht, daß er den König zu einem Bunde mit ihnen rathen solle, dessen Absicht sey, der Gefangenschaft Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen zu erledigen, das Interim aus dem Reich zu vertreiben, und der Ueberlast zu wehren, mit welcher Carl V. es überzogen. So thaten beide Partheien zu gleicher Zeit

dieselbe Eröffnung und trafen in Schärtlin zusammen. Er behielt auch hinfort die Unterhandlung in Händen, obgleich der Bischof Johannes Frarineus von Bayonne als französischer Gesandter unmittelbar in Sachsen handelte und der Brandenburger, Markgraf Albrecht von Culmbach, an den Hof Heinrich's II. gesandt wurde. Unter einem fremden Namen, als Schärtlin's Hauptmann, lebte er daselbst. Beide handelten geheim, in vielen Nächten, mit dem König und den vertrauten Großen. Endlich am 2. Febr. 1552 haben der König von sein selbst, und Markgraf Albrecht wegen deutscher Nation, auf dem schönen Schloß Chambord bei Blois, den Bund geschworen: *) Beide wohl ohne Rückhalt in ihrem Innern, weil jener nur durch denselben gewann, und dieser mit Freude sein Element, den Krieg wieder aufgethan sah, in welchem er durch Abenteuer noch ein großes Glück zu erbeuten hoffte. Aber die deutsche Nation und deshalb auch der tiefschauende Moriz hätten sich dieses Bundes nicht freuen können, wann sie eine strenge Erfüllung seiner Artikel von den politischen Fügungen erwartet hätten. Daß die verbündeten Fürsten dem König einräumten, er solle die alten Reichsstädte, wo die deutsche Sprache nicht geredet ward, Toul, Verdun und Cambrai besetzen, und als Vikar des heiligen Reichs inne behalten, war unbedeutend gegen ihre Zusicherung, bei einer künftigen

*) Schärtlin's Leben. S. 193—196.

Kaiserwahl den Beherrscher der Franzosen vor allen andern zu wählen. Moriz gedachte aber ohne Zweifel nur, den König für seinen Zweck zu benutzen, so wie dieser ihn brauchen wollte, und aus diesem Gesichtspuncte beurtheilt, war der Bund für jenen sehr günstig. Zu den drei ersten Monaten des Krieges sollte der französische Hof ihm zweimal hundert und vierzig tausend Thaler zahlen, zu jedem der folgenden sechszig tausend. Ohne seine Beistimmung sollte Heinrich nicht Frieden und selbst nicht einen Waffenstillstand mit dem Kaiser schließen. Besonders aber rechneten die Fürsten bei diesem Bunde auf das Vertrauen, welches die Kunde, daß sie im Verein mit dem mächtigen Frankreich losschlugen, in den furchtsamern evangelischen Ständen, und auf die Bestürzung, welche sie bei der kaiserlichen Parthei erregen mußte. *)

Schon am folgenden Tage nach geschlossenem Bündnisse verfaßte der französische Hof die merkwürdige Sendschrift, wodurch der Geist des Bundes gegen die Zeit, da der Krieg wider den Kaiser ausbrechen sollte, in Deutschland und in deutscher Sprache verkündet wurde. Ein Hut zwischen zwei Dolchen war als Zeichen der Freiheit an der Spitze desselben, und mit dem prächtigen Gruße: „Freiheit," begann der König seine Anrede an die Fürsten und Stände deutscher Nation. Er ge-

*) Du Mont, T. IV. P. III.

denkt der schweren, geheimen Klagen, die wegen der Ueberlast des Kaisers an ihn gelangt seyen. Weil Deutschland eine Vorburg für die ganze Christenheit sey, so dürfe Frankreich, dessen Freiheit nicht zu Grabe gehen lassen. Sie aber und die in Deutschland aufstrebende Mittelmacht sind am französischen Hofe gleichlautend. Was er in seinem Reiche mit Sorgfalt und Glück unterdrückt hatte, nimmt er im benachbarten in Schutz, und das königliche Ansehen, welches sich dagegen waffnet, nennt er Tyrannei. Heinrich bahnt sich dadurch den Weg zur gehässigsten persönlichen Anklage wider Carl V., voll Wuth besonders über die kaiserliche Abmahnung vom französischen Solde. Der Oberst Sebastian von Vogelsberg hatte mit zwei andern Hauptleuten wegen seiner Nichtachtung dieses Befehls auf dem Blutgerüste zu Augsburg sterben müssen. Durch seine Bluthunde, sagt der König vom Kaiser, hat er redliche Männer ins Garn gelockt, um sie nach grausamster Peinigung mit dem schmählichsten Tode hinrichten zu lassen. Er selbst stand, als Sebastian Vogelsberg, unser treuer Diener, ermordet wurde, nicht fern von der Blutbank zu Augsburg, damit er seine Augen mit deutschem Blute füllen könnte."

Nach vielen Betheuerungen, daß er die Kriegsrüstung einzig aus edlem königlichen Gemüth für die deutsche Freiheit unternehme, hält der allerchristliche

König es für nöthig, der katholischen Geistlichkeit in Deutschland die Versicherung zu geben, daß sie nicht von ihm bedrängt werden, aber dagegen verheißen solle, nach Wiederherstellung der Freiheit ohne Leidenschaft und Eigennutz auf Verein in der Religion zu trachten. *)

Kurfürst Moriz ließ keine besondere Sendschrift an die deutsche Nation ergehen. Durch sein Schreiben an den Kaiser vom Landtage zu Torgau hatte er bestimmt dargethan, was er verlangte, nämlich Befreiung des Landgrafen Philipp und eine wahrhaftig freie Kirchenversammlung. Auch wäre es zu auffallend und gehässig gewesen, wenn er in seiner Sendschrift nicht mit der allgemeinen Stimme auch die Erledigung Johann Friedrich's von Sachsen gefordert hätte, welche er mehr fürchten als wünschen mußte. Endlich durfte er nicht mit so freiem Gemüth und so laut, wie die mit ihm verbündeten Fürsten, die Ueberlast rügen, womit der Kaiser die Reichsverfassung drückte; denn eben durch dessen Gewaltthätigkeit war er selbst groß geworden.

Desto kräftiger und lauter redete Markgraf Albrecht von Culmbach. Seine Voráltern, begann er mit Recht, hätten Gut und Blut ruhmvoll für deut-

*) Hortleder. B. 5. C. 3.

scher Nation Wohlfahrt und Freiheit gewaget; er wolle ihnen gleichen. Mit glühendem Zorne spricht er über Carl's langgesuchte eigenwillige Monarchie in Deutschland. Ihrentwegen wolle kein freies Concilium gedeihen, um den Zwiespalt der deutschen Kirche zu heben; denn die zertrennten Stände im Reiche könnten leichter unter das Joch gebracht werden. Um sie gänzlich aufzurichten, handle der Kaiser, als wäre sie schon vollendet. Durch übermäßige Schatzungen werde die Nation ausgesaugt, um die Kraft zum Widerstande zu verlieren; der Reichstag sey verderbt; ein arglistiger Ausländer, wie Granvella, führe das heilige Reichssiegel; mit Fürstenthümern und Räthen der Reichsstädte schalte die Willkühr des Hofes, und fremdes Kriegsvolk, welches über die Deutschen gelegt sey, vergifte und schände die theure Nation. Wer von den Fürsten treu für die kaiserliche Glorie das Schwert gezogen, werde mit Spott von den Fremdlingen dafür gelohnt. So habe der verlogne hispanische Erzbube, Don Lowis D'Avilla, in seiner Geschichte des schmalkaldischen Krieges unter des Kaisers Begnadigung die treuesten Anhänger desselben unrühmlich behandelt, und die deutsche Nation, die edelste, fürnehmste, als irgend eine barbarische angesehen, welcher alle ehrliche, mannhafte, adeliche Tugend unbekannt wäre.

Ganz im Gegensatze zum Versprechen des französischen Königs gegen die deutschen Prälaten thut Al-

brecht seine Hoffnung kund, daß das hochwichtige Werk, wofür sie jetzt die Waffen ergriffen hätten, dahin reichen werde, die übermäßige Gewalt der Geistlichen zu brechen; denn die Bischöfe und Prälaten im Reich wären die besondere Ursache der obwaltenden Practiken der Unterdrückung. Ihm selbst waren die Bischöfe in Franken besonders gehässig, und sich durch Schmälerung seiner Nachbarn zu vergrößern, war ihm der vorzüglichste Antrieb zum Zuge ins Feld wider den Kaiser. *)

Nur das fromme kindliche Gemüth redete aus der Sendschrift des jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen; er führte keinen andern Grund an, warum er die Waffen wider das Reichsoberhaupt ergriffen habe, als die Gefangenschaft seines Vaters. Mit ungemeiner Klarheit zeigte er, daß die meisten Artikel des Vertrages, welchen derselbe mit dem Kaiser geschlossen hatte, durchaus von keinem andern, als einem freien Landgrafen von Hessen, erfüllt werden könnten, und deshalb die Freiheit desselben nur durch Betrug in Gefahr gebracht wäre. Trostlos sey er lange in der Welt dagestanden, und habe gesehen, wie in der kaiserlichen Ungnade sein Vater und ihr Fürstenhaus vergehe. Endlich habe er etlichen einheimischen und christlichen Po-

*) Hortleder. B. 5. C. 5.

tentaten solche Gewalt geklaget, und sie hätten sich seiner hohen Noth erbarmet. *)

Auffallend ist es, daß unter den Vorwürfen, welche jetzt dem Kaiser so reichlich gemacht wurden, daß vorzüglich in der Sendschrift des Markgrafen Albrecht, welcher als entrüsteter deutscher Fürst wider denselben redete, so gänzlich nicht seiner Absicht, den Infant Philipp auf den deutschen Thron zu bringen, erwähnt worden. Berüchtigt war sie genug, und selbst im katholischen Deutschland hätte es vortheilhaft gewirkt, wenn der Waffenruf der verbündeten Fürsten besonders wider sie erschollen wäre. Vielleicht sprach der deutsche, für das Rechtliche so zarte Sinn, allein deshalb nicht in lautem Vorwurf darüber, weil Carl seinen Wunsch nur insgeheim vor die Kurfürsten gebracht, und dem öffentlichen Urtheile noch nicht preisgegeben hatte.

*) Hortleder. B. 5. C. 10.

# Zweites Capitel.

## Inhalt.

Vergeblicher Versuch der sächsischen Landstände und Melanchthon's, den Kurfürsten vom Kriege wider den Kaiser abzuhalten. Einziges Heil für ihn in der schnellsten Ausführung. Ganze Macht der verbündeten Fürsten vereint zu Rotenburg an der Tauber. Meisterhafter Plan, reißend bis nach Augsburg vorzudringen. Umstände, wodurch es ihnen leicht wird, sich desselben zu bemächtigen. Abschaffung des vom Kaiser daselbst eingeführten Regimentes und der Religion nach dem Interim. Inzwischen Versuche des römischen Königs, Unterhandlungen zum Frieden einzuleiten. Moriz reiset zu denselben nach Linz mit Bewilligung seiner Bundesgenossen. Schilderung der bedrängten Lage des Kaisers, und deshalb Hoffnung zum Frieden. Vorläufiger Vertrag zu Linz aufgerichtet (1. Mai 1552.). Ueberblick der Lage des Kurfürsten und seiner Bundesgenossen zu dieser Zeit. Eindruck der Nachricht von Friedensverhandlungen auf den König von Frankreich. Zusammenzie-

hung kaiserlicher Truppen im Tyrolergebirge. Ueberwältigung der Ehrenberger Clause durch die Fürsten. Gründe, warum Moriz den Kaiser nicht zum Gefangenen wollte. Vertrag zu Passau. Geist und Ausführung desselben.

---

Vergebens hatten die Landstände des Kurfürsten Moriz noch alles aufgeboten, ihn vom Zuge wider den Kaiser zurückzuhalten, indem dadurch statt der Freiheit des Landgrafen, Verschickung desselben in auswärtige Nation, oder anderweitige Beschwerung des Gefangenen veranlaßt würde, indem ferner die Erhebung wider sein Oberhaupt in Verbindung mit geächteten Männern und fremden Potentaten, ihren Fürsten in gleichen Abgrund wie seine gefangenen Vettern stürzen könnte; indem endlich, wenn ihm das Glück wohl wolle und der Kaiser gar vertrieben werde, mehr als von diesem die Aufrichtung einer Alleinherrschaft und Verfolgung der christlichen Religion vom französischen König zu fürchten wäre. Eben so wirkungslos war Moriz noch von dem geliebten Philipp Melanchthon mit besonderer Rührung gewarnt worden, wie Gott gemeiniglich seine Regel halte, diejenigen zu stürzen, welche gegen die Obrigkeit aufsässig; wie oft die ganze Macht Europas, Frankreich, Venedig und zum Theil Hispanien und Deutschland sich unterstanden, diesen Kaiser zu dämpfen, und Gott ihm wunderbar Sieg verliehen hätte; wie zuletzt vom französischen Hofe die deutschen Fürsten immer aufgeopfert worden, und Kö-

nig Franz dem Kaiser die Briefe zugestellt hätte, welche ihm Johann Friedrich und der Landgraf eines Verständnisses halber geschrieben. *)

Nahe an der Ausführung eines tiefgehegten Planes konnte Moriz durch solche Vorstellungen nicht zurückgehalten werden; aber es entging ihm nicht, daß nur die schnellste That sie entkräften mochte, und darum konnte es ihn zu keinem Zaudern bewegen, als auch König Ferdinand wegen eines Vertrages zu handeln begehrte, der ihn vom Zuge zurückhalten sollte.

Nachdem sich der Kurfürst, welcher allein fast zwanzigtausend Mann Fußvolk und fünftausend Reuter stark war, **) mit der Kriegsmacht des jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen vereinigt hatte, bei welcher der französische Gesandte Frarineus, zogen die Häupter, unter die auch Herzog Georg von Meklenburg gehörte, schleunigst auf Schweinfurt. Hier eröffnete Moriz dem hessischen Fürsten, welchen Antrag zum Frieden ihm der König Ferdinand dargeboten habe, der sich auch von einer Gewalt vernehmen lasse, für den Kaiser wegen Erledigung des Landgrafen zu unterhandeln. Man redete darüber in Gegenwart des französischen Botschafters, hemmte aber nicht im geringsten den Kriegszug.

---

*) Hortleder. B. 5. C. 1. 2.

**) Vita Mauritii. 1229.

Zu Rötenburg an der Tauber stieß auch Markgraf Albrecht zu ihnen mit zweitausend Reutern und zehntausend Landesknechten.*) Auf Donawerth strömte ihre vereinte Macht. In allen Städten, welche sie durchzogen, entließen sie den Rath, welchen Carl gesetzt hatte, und bestellten einen neuen: sie forderten von der Bürgerschaft Geld und Geschütz. Mit reißendem Zuge stürzten sie dann auf Augsburg, welches dem Kaiser noch zur Vorburg dienen mochte. Es lagen daselbst freilich nur vier Fähnlein desselben, aber diese Stadt zu organisiren hatte er vorzüglich Sorge getragen, und der gegenwärtige Rath war ihm gänzlich ergeben. Auch zeigte sich dieser dem Antrage der verbündeten Fürsten, daß man sie in die Stadt aufnehmen solle, bestimmt entgegen. Indessen hatte der Herold, welcher das Schreiben derselben an den Senat überbrachte, Abschriften davon unter die Bürger verbreitet, welche sich wenig geneigt bewiesen, das Ungemach einer Belagerung zu ertragen, und Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge wünschten. Als nun plötzlich, nach dem heftigsten Zuge auch die letzte Nacht hindurch, in der Frühe des ersten Aprils die Fürsten sich vor den Thoren zeigten, eilte der Rath, sich über die Bedingungen der Uebergabe der Stadt mit ihnen zu vertragen, und schon am folgenden Tage mußte die kaiserliche Besatzung zum Thore hinausziehen, zogen evangelische Haufen in dasselbe Thor

*) Sepulveda. L. XXVII. §. 22.

ein, unter Anführung des geächteten Hans von Heydeck. Nachdem auch Moriz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg in die Stadt gekommen waren, wurden mit großem Beifall des Volkes sämmtliche vom Kaiser getroffene Einrichtungen wieder abgeschafft, und die Zünfte erhielten ihre alte Gewalt im Regimente. Die Wiederberufung der rein evangelischen Prediger verlangten die Fürsten sehr ernsthaft; und jene eilten bald froh aus der Verbannung herbei, indem die Lehrer des Interim entfernt wurden. *)

Am ersten Tage des März berathschlagte Moriz noch mit seinen Landständen zu Torgau über Erhaltung des Friedens; seine eignen Unterthanen glaubten nicht, daß er zum Kriege gänzlich entschlossen und gerüstet sey: und einen Monat später war schon Augsburg in seiner Gewalt, so daß dem Kaiser im südlichen Deutschland kein fester Punct blieb, sich eine Macht zu sammeln. Mehre Reichsstädte, die noch zu furchtsam waren, durch einen neuen Abfall seinen schwer empfundenen Zorn wieder zu reizen, hatte das verbündete Heer ihm abgeschnitten, indem es zu jenem letzten Punct hineilte. Auch sie in ihre Macht zu bringen, überließ jetzt Moriz vorzüglich dem Markgrafen Albrecht, damit bei längerer Dauer des Krieges in ihrem Rücken keine Ge-

*) Annales Augstburgenses. ap. Mencken. T. I. pag. 1866 sqq.

fahr drohe: er dagegen wollte den Vortheil ihrer gegenwärtigen Lage noch unmittelbar gegen Carl verfolgen.

Mit Zustimmung seiner Bundesgenossen und des französischen Gesandten zog er inzwischen nach Linz in Oesterreich, um dort zu vernehmen, welche Bedingungen eines Vertrages ihm jetzt der römische König im Namen seines Bruders vorhalten werde.

Für den Kaiser war ein Augenblick gekommen, welcher das Werk des Glückes und der Sorgen seines Lebens zu vernichten drohte: Deutschland, Frankreich und der Papst hatten Hoffnung, sich jetzt für jeden Verlust, jede Demüthigung zu rächen, welche sie von ihm erlitten hatten. König Heinrich bemächtigte sich der Städte Toul, Verdun, welche zum deutschen Reich gehörten, auch Metz fiel durch schlaue Künste in seine Hand, und mit gewaltigem Zuge durch Lothringen bedrohte er den Elsaß. Das Heer der Verbündeten bestand aus erlesenen Kriegern, unter vortrefflichen Feldherrn, und sobald die Betäubung schwand, mit welcher das evangelische Deutschland noch die neue Kriegsflamme ansah, konnte es nicht fehlen, daß die Bundesmacht täglich ungemein wuchs. Aber gegen alle Schrekken der Zukunft besaß Carl Hülfe in seinen Staaten und seinem Gemüthe; und schon hatte er bei dem ersten Gerüchte vom Aufbruch des Feindes an Don

Philipp schnelle Botschaft gesandt, daß er eiligst ein spanisches Heer und Geld an ihn abordnen sollte; schon hatte er die übrigen deutschen Fürsten für sich aufgerufen, daß sie das Kriegsfeuer schleunigst beschwören möchten. *) Nur dem gegenwärtigen Augenblicke, der ihn so hart bedrängte, konnte er keinen Widerstand leisten, und von dem Geiste, worin Moriz handelte, schien einzig sein Schicksal bestimmt werden zu müssen, und eben darum hegte man große Erwartung von der Handlung zu Linz zwischen dem römischen König und dem Kurfürsten von Sachsen, zu welcher auch noch besondere kaiserliche Gesandte gekommen waren.

Moriz sprach, um den nothwendigen Inhalt eines Vertrages darzulegen, von Erledigung des Landgrafen, von Vergleichung der streitigen Glaubenslehren, von rechtschaffener Anrichtung des allgemeinen Wohls im heiligen Reich, vom Frieden mit seinem Bundesgenossen, dem König von Frankreich, und endlich von Begnadigung derer, welche der Kaiser in die Acht gethan hätte. Es werde, entgegnete der römische König, seinem Bruder nicht zuwider seyn, daß der Landgraf die Gefangenschaft verlasse, wenn man alsobald von der Kriegsrüstung abstehe. Ueber die Religion, das Wohl des Reichs, könne auf dem nächsten Reichstage zur Genüge gehandelt werden. Wenn die Geächteten sich dem Ge-

---

*) Sepulveda. L. XXVII. 18.

dinge des Kaisers bequemten: so würde ihnen dessen Gnade nicht entstehen. Aber hoch beschwerlich sey es seinem Bruder, daß der König von Frankreich, der Urheber dieses greulichen Zwiespaltes in die Handlung gezogen werden solle: doch möge der Kurfürst anfragen, in wie fern derselbe in das Friedensgeschäft eintreten werde.

Nachdem man wegen einer neuen Tagsatzung zu Passau am Pfingstfeste überein gekommen war, suchte Ferdinand den Kurfürsten von Sachsen zu bewegen, daß er für sich und im Namen der mit ihm verbundenen Häupter einen Waffenstillstand eingehe, der schon vom eilften Mai an beginnen solle. Allein Moriz entgegnete, daß er dies ohne Wissen seiner Gefährten nicht dürfe, und versprach nur, sie zur Erfüllung dieses Wunsches zu ermahnen. Er sah vorher, daß eine solche Aufforderung, besonders bei dem französischen Gesandten, nichts wirken werde, und eben so wenig konnte er selbst sie ernstlich meinen; denn warum sollte er mitten im Glücke die Waffen ruhen lassen und dem überraschten Feinde Zeit vergönnen, seine ungeheuren Kräfte zu sammeln. Wenigstens mußte derselbe noch vorher so bedrängt werden, daß er gar keine Rettung mehr sah, als im Frieden. *)

*) Hortleder. B. 5. C. 11. Sleidan. B. 24. C. 8. Sepulveda. L. XXVII. §. 21. 22.

Inzwischen war der König von Frankreich in den Elsaß eingedrungen. Als Beschützer der unterdrückten deutschen Freiheit hoffte er allenthalben im Reich eine günstige Aufnahme zu finden; doch Straßburg traute wenig seinen Schmeichelworten, und hatte sich früh genug zur furchtbarsten Gegenwehr bereitet, wenn die Franzosen Versuche machen sollten, sich einzudrängen. Auch gelang es dem Markgrafen Albrecht nicht, Ulm und Nürnberg dahin zu bringen, daß sie als Bundesstädte sich behandeln ließen. Von der ersten Stadt hatten die Fürsten sogleich drei Tonnen Goldes, Geschütz, Munition und Proviant verlangt, dann gar Aufnahme einer Besatzung aus ihren Heeren. Lieber setzte sie sich selbst der Belagerung aus, und ihr Gebiet der Verheerung. Die von Nürnberg hatten geeilet, bei Annäherung der Fürsten sogleich hunderttausend Gülden zu zahlen, und schmeichelten sich, damit jede Forderung abgekauft zu haben, wie ihnen auch Brief und Siegel der Verbündeten gelobte. Allein für Markgraf Albrecht, mit welchem sie ohnehin des nachbarlichen Streites genug hatten, war es wegen seiner besondern Beziehung zu verführerisch, die Gewalt des Bundes wider diese Stadt zu richten. Er begann daher eine gewaltige Fehde wider sie, unter dem Vorwande, weil sie eine Tagsatzung der oberländischen Städte, die Moriz nach Augsburg ausgeschrieben, nicht beschickte, wiewohl sie besonders eingeladen war, und ihre kleinen hier versammelten Schwestern sich zu einer Beihülfe an

Geld verstanden, die sechs Römermonate betragen sollte. Im Ganzen ergab sich, daß die Stände weniger rasch zu einer öffentlichen Erklärung für den Bund, und weniger bereitwillig zur Unterstützung desselben waren, als er erwartet hatte. Dagegen erfolgte die französische Zahlung für die ersten drei Monate des Krieges, und durch Einnahme der Länder des vom Kaiser verdrängten Pfalzgrafen Otto Heinrich, welcher zu dem Bunde trat, vermehrten sich seine Kräfte.

So war die Lage der Dinge, als Moriz von Linz zurückkam, und die Puncte, welche dort verhandelt waren, ruchtbar wurden. Er berichtete sie sogleich dem König von Frankreich, auf welchen sie den nachtheiligsten Eindruck machten. Kaum hatten, indem er bis nach Weissenburg vorgedrungen war, die ansehnlichsten Reichsstände jener Gegenden ihn ermahnt, es ihrer Pflicht und Ehre zu gute zu halten, wenn sie nicht in Einigung mit ihm träten, und ihn ersucht, da er sich einen Retter Deutschlands nenne, nicht weiter vorzurücken, um es nicht zu verderben. Desto geneigter war er, wider Moriz großen Argwohn zu schöpfen und die Hoffnung sinken zu lassen, daß er die deutschen Stände seinen Absichten gemäß leiten werde. Als jetzt auch die Nachricht kam, daß aus den kaiserlichen Niederlanden ein Heer von dreißigtausend Fußvolk und sechstausend Reutern anrücke, war sein Abzug aus Deutschland entschieden. Durch seinen Fleiß und tap-

fern Beistand, rühmte er sich, werde nun die deutsche Nation aus dem Jammer, dem sie erlegen sey, wieder hervorkommen, und sie solle sich hüten, ihre Freiheit nicht schändlich einzubüßen. Wenn Deutschland ihn wieder rufe, werde er keinen Aufwand und keine Gefahr für dessen Wohl scheuen. *) An Moriz aber, der ihn um die Bedingungen gefragt, unter welchen auch er Frieden mit dem Kaiser schließen wolle, schrieb er zurück, daß es nicht Sitte der Könige Frankreichs sey, Frieden bei dem Feinde zu suchen, besonders nicht bei diesem; doch wolle er einem Vereine nicht widerstreiten, wenn dadurch etwas für der Deutschen Heil, und nicht wider seine Würde, vollbracht werden könnte. **)

Unterdessen hatte der Kaiser die kleine Frist, welche er doch durch die Verhandlungen zu Linz gewann, eifrig benutzt, um Truppen im Gebirge zusammen zu ziehen und wenigstens alle Pässe zu besetzen, welche nach Insbruck führten, damit er dort nicht überrascht werde. Moriz zog daher, nachdem er ins Lager zurückgekehrt war, und Heerschau gehalten hatte, gegen das Gebirge: mit ihm waren der junge Landgraf von Hessen und Herzog Georg von Mecklenburg. Durch einzelne Gefangene, welche er machte, erfuhr er, daß der Feind

*) Sleidan. B. 24. C. 6. 7. 10—13. Schärtlin's Leben. 202.

**) Sepulveda. L. XXVII. §. 27.

sein eigentliches Lager bei dem kleinen Orte Reuten halte. Sogleich ließ er die nächsten engen Pässe angreifen, und warf die Posten in denselben zurück. Die Flüchtigen verbreiteten Schrecken im Lager und die Fürsten folgten ihnen, um dieses anzugreifen. Gänzlich auseinander gesprengt, wurde der Feind größtentheils niedergehauen, in den Lech gedrängt oder gefangen. (Mai 18). Allein damit hatten die Fürsten noch wenig gewonnen, wenn nicht die Ehrenberger Klause erstürmt wurde. Die Vestung unter dem Schlosse war reich mit schwerem Geschütze versehen: die Burg mit ihren Werken, auf einem jähen Berge, spottete eines jeden Angriffes. Allein der fürstliche Jüngling Georg von Mecklenburg, welchen die Ergebung Magdeburgs seiner Freiheit und seinem fröhlichen Geschäfte, dem Kriege wieder geschenkt hatte, traf auf einen Mann, der sich zum Führer auf einem geheimen engen Pfade nach der Burg hinauf anbot. Der Fürst drang in Moriz, ihm zu einem Wagestück auf diesem Wege eine Schaar Hakkenschützen anzuvertrauen. Unbemerkt kamen sie den geheimen Steig am jähen Berge hinauf: die ganze Besatzung achtete nur auf die Angriffe, welche der Kurfürst an mehreren Puncten machen ließ. Plötzlich schien ein feindliches Feuer aus den Wolken hervorzubrechen: auf der Höhe begann der Mecklenburger ein ungestümes Gefecht, nachdem er verschiedene Posten besetzt hatte, um den Fürsten das Eindringen zu erleichtern. Ein Theil der Besatzung dachte sogleich daran, sich durch die

Flucht zu retten und vier Fähnlein entkamen in der Verwirrung; die übrigen neun mußten sich mit den Vesten ergeben. Das feindliche Schwert hatte die Deutschen unter denselben geschont: die Italiäner und Spanier wurden fast alle niedergehauen (Mai 19). *)

Nach Eroberung der Ehrenberger Klause befahl Moriz raschen Fortzug; allein die Landesknechte im Regiment des Obersten von Reifenberg weigerten sich weiter zu ziehen, wenn ihnen nicht ein Sturmsold gezahlt würde. Der Kurfürst fand diese Forderung frech, und ließ den greifen, der am lautesten nach dem Sturmsold schrie. Sogleich umzingelte ihn die aufrührerische Menge mit vorgehaltenen Spießen, und viele schossen nach ihm aus dem Handrohre. Sein rasches Roß und sein Glück entführten ihn der vielfachen Todesgefahr; aber durch die Aufrührer war ein Aufenthalt im Zuge verursacht, ohne welchen der Kaiser wohl in Insbruck hätte überrascht werden können. Wenn er gleich durch die Fähnlein, die aus der Ehrenberger Klause entkamen, den Verlust derselben vielleicht noch etwas früher erfahren mochte, als mit gewaltigem Fortzuge das Fußvolk des Kurfürsten in Insbruck eintreffen konnte: so war er durch Podagra doch zu sehr gefesselt, um von Augenblicken besondern Gewinn zur Flucht zu ziehen. Auf jeden Fall hätte Reuterei, die sogleich, wie die Eh-

---

*) Vita Mauritii. 1231. Sleidan. B. 24. S. 14.

renberger Vesten erstürmt waren, nach Insbruck geflogen wäre, ihn überfallen und nach Zerstreuung seiner schwachen kriegerischen Bedeckung gefangen nehmen können. Wahrscheinlich aber vermied Moriz absichtlich ein solches Unglück des Kaisers, um nicht selbst in die schwierigste Lage zu kommen. Ohne seine Bundesgenossen hätte er nicht über das Schicksal Carl's entscheiden können. Gewiß hätte der wilde Markgraf Albrecht, welcher durch bürgerlichen Krieg sich selbst eine Macht erbauen, und schon deswegen die kaiserliche Gewalt durchaus geschmälert sehen wollte, die Gefangenschaft des Reichshauptes gern zu diesem Zwecke benutzt: gewiß hätte gern König Heinrich von ihr Vortheile der Art gewonnen, wie vom Gefängniß seines Vaters Franz einst eben dieser Carl ungroßmüthig gezogen hatte. Allein Moriz liebte im Ganzen die gegenwärtige Ordnung der Dinge in Deutschland, wodurch auch seine noch junge Macht Bestand hatte; er kannte zu gut den Seegen, welchen der Friede mit sich brachte, als daß er die wilden Gedanken Albrecht's begünstigen konnte, und besaß ein zu deutsches Gemüth, um dem französischen Hofe gänzlich dem Kaiser aufzuopfern, welchem er überdies Dankbarkeit schuldig war. Für seine Absichten konnte er das Gefängniß des Reichshauptes gar nicht benutzen: vielleicht wäre es ein Hinderniß gewesen, mit dem Kaiser einen bündigen Vertrag zu errichten, welchem die Freiheit beider Theile nicht entstehen durfte. Durch die Demüthigung Carl's, der

schmählig vor ihm fliehen mußte, glaubte er die Fesseln des Landgrafen Philipp genug gerächt zu haben, und außerdem begnügte er sich mit dem wesentlichen Vortheile, durch Eroberung der Ehrenberger Klause es unmöglich gemacht zu haben, daß sich in diesen unwegsamen Gegenden ein feindliches Heer bildete, welchem sich alle Hülfsvölker aus Italien und Spanien anschließen konnten.

An demselben Tage, als die Ehrenberger Klause fiel, kam die Nachricht davon noch ein paar Stunden vor Anbruch des Tages nach Insbruck. So unerwartet und schreckend sie für den Kaiser war, vernahm sie der gefangene Johann Friedrich gewiß noch mit größerer Bewegung des Gemüthes.

In dieser Stadt hatte er lange Zeit seiner Gefangenschaft verlebt, immer bewacht von vier und zwanzig Spaniern, welche mit Trommel und Pfeife aufzogen, den Tag über vor seinem Saale standen, und zur Nacht auf Bänken und Polstern desselben mit ihrer Rüstung vor der Kammer lagen. Doch herber als der gestörte Schlaf, war es dem gefangenen Fürsten, daß sie alle neugierige Wanderer gegen ein Trinkgeld einließen, ihn zu beschauen. Dagegen ergötzte ihn eine Schaar armer Leute, die täglich vor seinen Fenstern sich sammelten, und welchen er kleine Münze hinabstreute; oder der berühmte Maler, der alte Lucas Cranach, der ihm stets neue Bilder

malen mußte; oder das Lesen in deutschen und französischen Geschichtsbüchern, und, zur frühen Andacht, in der Bibel oder Luther's Schriften. Diese Einförmigkeit des Lebens ward unangenehm unterbrochen, wenn er dem Kaiser auf Reisen folgen mußte; denn wiewohl er fürstlich in einer sechsspännigen Kutsche fuhr, so umgaben sie doch seine Wachen mit langem Feuerrohr und langen Spießen. Auch schreckte ihn dann mehr seine Besorgniß, daß man ihn zu fremden Nationen führen möchte. Sie war so stark, daß derselbe Fürst, welcher lieber gestorben wäre, als dem Interim des Kaisers gehorsam geworden, keine ungestüme Bitte für seine Erledigung gut hieß, um nur das furchtbare Haupt nicht zu schrecken.

Endlich im Monat Mai 1552 verkündeten mancherlei Zeichen die Hoffnung seiner Freiheit, und freudig legte er wieder seine goldenen Ketten und Ringe an. In derselben Stunde, als die Nachricht vom Fall der Ehrenberger Klause den Kaiser bestürmte, ließ er den gefangenen Fürsten rufen. Noch umgaben die vier und zwanzig Spanier den Wagen desselben; doch nur mit entblößten Degen. Im Garten hinter dem Palaste redeten mit einander geheim Carl und Johann Friedrich, und von eben diesem, auf dessen Ruin er den wundervollen jungen Fürsten der Sachsen erhoben hatte, verlangte nun der Kaiser zu hören, durch welche Mittel derselbe gedämpft werden könnte.

Unmittelbar nach diesem Gespräch brachen Carl und sein Bruder Ferdinand von Insbruck auf, und noch an demselben Abend verkündete Granvella dem gefangenen Fürsten die Erledigung aus seiner gefänglichen Haft, doch nicht seine Freiheit; denn er mußte mit Handschlag geloben, dem kaiserlichen Hofe bis auf weitere Verfügung nachzufolgen. So offenbar verdankte er nur dem gegenwärtigen Drange den erhaltenen Grad der Freiheit. Noch späterhin, da der Friede nahe war, verweigerte der Kaiser ihm trotz seiner dringenden Bitten die gänzliche Erledigung; er lüftete ihm jetzt nur die Fesseln, damit Moriz sie ihm nicht ganz abnähme. Eben dieses Gefühl verbitterte auch Johann Friedrich's Freude, und nie wollte er sich selbst gestehen, daß im Grunde der verhaßte Moriz sein Retter gewesen. Sogar in seinem spätern Berichte an seine Landstände, wie seine Erledigung geschehen sey, erwähnt er des Falles der Ehrenberger Klause nicht, sondern stellt es dar, als ob seine Erlösung an eben diesem Tage nur eine Gabe des Himmels und der kaiserlichen Gnade gewesen sey, welche er sich durch seinen treuen Gehorsam erworben habe. *)

An jenem Abend der Flucht des Kaisers war die spanische Wache noch mit Trommel und Pfeifen in Johann Friedrich's Herberge aufgezogen, doch in der

*) Hortleder. B. 3. C. 87. 88.

Morgendämmerung still aus einander gegangen. In der folgenden Nacht brach der halb freie Fürst auf; und schon der Anblick, daß keine Spanier seinen Wagen umgaben, wirkte so auf ihn, daß er mit heiligem Gesange und dem vollen Gefühle der Freiheit die Morgensonne begrüßte. Mit Mühe erreichte er den kaiserlichen Hof; denn die königlichen Brüder flohen eiligst auch zur Nachtzeit. Ferdinand verließ bald den Kaiser, und wandte sich hinein in Deutschland, um zum Friedensgeschäft in Passau gegenwärtig zu seyn. Carl strebte rastlos durch die Gebirge sieben und dreißig Meilen bis nach Villach in Kärnthen. Wiewohl auf den engen Pfaden ihm keine feindliche Macht folgen konnte, ließ er doch auf dem ganzen Wege die Brücken hinter sich abwerfen, und die unwegsamsten Päße durch Wachen von seiner Garde besetzen. *)

Als Moriz in Insbruck eingerückt war, gab er den ernsten Befehl, daß keiner sich unterfangen solle, das Gut des römischen Königs anzutasten, oder in der Stadt, welche diesem gehörte, zu plündern; aber die Bürger sollten keine Schonung finden, welche irgend etwas vom Gute des Kaisers und seiner Spanier bei sich verhehlten. Dieses gab er gänzlich seinem Heere zur Beute. Die deutschen Landsknechte schmückten sich

*) Hortleder. a. a. O. Vita Mauritii. 1231. 1232.

mit den prächtigen spanischen Kleidern, und nannten sich einander Don mit spottender Verehrung.

Der Kurfürst schiffte sich sogleich zu Insbruck ein, um nach Passau zu fahren, inzwischen sein Lager in die Gegend der Ehrenberger Klause gänzlich zurückverlegt wurde. Aller Kurfürsten und mehrerer Fürsten Gesandte waren zu der Tagsatzung des Friedens gekommen, persönlich der Herzog Albrecht von Baiern und der Bischof von Eichstädt. Am ersten Tage des Brachmonates trug Moriz, mit Berufung auf die Verhandlung zu Linz, die Beschwerden deutscher Nation vor, kräftiger, als es je geschehen, weil jetzt die entscheidenden Augenblicke gekommen waren. Ueber den Einfluß der Ausländer auf die deutschen Angelegenheiten, den Druck, womit die Reichstage belastet wären, die schlechte Verwaltung der Justiz, und viele andere Gegenstände, wurden die oft vernommenen Klagen geführt. Mit einem schneidenden Schmerze redete der Kurfürst über besondere Angriffe gegen die Ehre deutscher Nation. Auch er erwähnte jetzt des Geschichtbuches von Avila, und der großen Schmach, daß man das Geschütz deutscher Stände, als solcher, die schon eigene Leute geworden, in das Ausland brächte, einer Schmach, die man mit so sonderlichem Ehrgeiz über das edle Vaterland zu bringen suchte, daß etliche Spanier für ihr eigenes Geld Geschütz hätten gießen und mit dem Wappen deutscher Fürsten schmücken lassen, um damit wie mit

einer Beute zu prahlen. Durch diese Anspielung traf er den Herzog von Alba, welcher beschuldigt wurde, daß er zwölf Stück Feldgeschütz mit dem hessischen Wappen zu Insbruck habe gießen lassen, die aber jetzt in die Hände des jungen Landgrafen Wilhelm gefallen waren. Endlich drückte sich Moriz mit besonderer Gewalt über die Schmälerung aus, welche man planmäßig dem Ansehen der Kurfürsten zufügte, die doch in der goldenen Bulle die Säulen des Reichs genannt würden; und sogar erwähnte er der Absicht des Kaisers, die Wahlfreiheit zu untergraben und die Erbfolge einzuführen. An ihn vorzüglich waren die geheimen Anträge desselben über diesen Punct gelangt; allein er war fern, ihrer zu gedenken, und berief sich nur auf das gemeine Geschrei, welches deshalb ausgegangen wäre. *)

Sowohl der ganze Rath der Unterhändler, als besonders der römische König und sein Sohn, Erzherzog Maximilian, fanden es billig, daß solchen Beschwerden abgeholfen und die alte Hoheit des Reichs wieder hergestellt werde; sie fühlten selbst zu deutsch, um das Vaterland vom übermüthigen Ausländer regiert sehen zu wollen. Indeß waren sie der Meinung, daß die meisten der vorgebrachten Puncte auf einen allgemeinen Reichstag gehörten, und man dem Kaiser mit einer

*) Hortleder. B. 5. C. 13.

Uebereinkunft wegen derselben nicht vorgreifen dürfte, wodurch man ihn nur erbittern würde. Allein Moriz drang lebhaft in die beiden österreichischen Fürsten, daß sie sogleich über die Beschwerden der Nation nach den Reichsordnungen eine bestimmte Entscheidung geben sollten, und glaubte dies um so eher verlangen zu dürfen, da er jetzt, ohne Rücksicht auf des Kaisers bedrängte Lage, seine Forderung nicht höher gespannt hatte, als vor dem Glücke seiner Waffen. Außer der Verbesserung der Reichsverwaltung verlangte er besonders die Erledigung des Landgrafen, und heiligen Religionsfrieden, bis man sich wegen einer allgemeinen Religionsordnung verglichen hätte.

Carl zeigte sich sogleich bei weitem nicht so nachgiebig, als sein Bruder, und stellte durch seine Gesandten zu Passau den Forderungen des Kurfürsten große Schwierigkeiten entgegen. Er verlangte sogar noch Ersatz für diejenigen Stände, welche wegen ihrer Treue gegen ihn von den verbündeten Fürsten Ungemach erlitten hätten. Er wollte nicht nachgiebig seyn, um nicht so gedemüthigt zu erscheinen, wie er wirklich war, und die Schmach seiner Flucht sollte durch Stolz gedeckt werden, so sehr sein Bruder und Neffe zum Frieden riethen. Nach mannichfaltiger Verhandlung kam man daher zu Passau nicht weiter, als daß der Kaiser am dritten des Heumonates eine entscheidende Antwort geben, und bis dahin Waffenstillstand seyn sollte.

Moriz hatte inzwischen sein Lager noch tiefer zurückgehen lassen, und fand es bei seiner Heimkehr vor der bischöflichen Stadt Eichstädt, wo besonders Wilhelm von Hessen des Erfolgs der Handlungen mit Sehnsucht harrte. Er berichtete, wie wenig jetzt erreicht war, und ließ das Heer noch weiter hinab bis nach Rotenburg an der Tauber rücken, indem er selbst wieder nach Passau eilte. Mit Unmuth vernahm er hier die Eröffnung des römischen Königs in der Friedensversammlung, daß der Kaiser zwar eine Antwort gesendet habe, doch in die meisten vorgetragenen Puncte nicht willigen wolle. Er selbst fühle treu gegen die deutsche Nation, und wolle eilends nach Villach verreiten, mit der festen Hoffnung, durch seine Rede den Bruder zu gewinnen. Acht Tage würden sich darüber verziehen, und der Kurfürst solle sich über solche Verlängerung der Waffenruhe nicht beschweren.

Allein dieser weigerte sich dessen sogleich, und wie heftig Ferdinand in ihn dringen mochte, blieb er unbeugsam. Er rief den ganzen Rath der Friedensmittler zusammen. Sie hätten nun, sprach er, einen vollen Monat lang allen Handlungen beigewohnt, und würden ihm ein stattliches Zeugniß geben, daß er keine Mühe gescheut habe, Frieden aufzurichten. Sie möchten nun deutscher Nation allgemeine Sache weiter fördern. Er könne nicht mehr nachgeben, und schon sey

er durch die Zögerung in Verdacht bei seinen Bundesverwandten gerathen.

Mit freudiger Rührung versicherten die Fürsten und Botschafter, daß in seiner Rede Wahrheit sey, und baten den römischen König, daß er endlich im Namen des Kaisers den Schluß des Geschäftes vollbringen möchte. Allein Ferdinand entgegnete, daß er dazu keine Gewalt habe; denn sonst würde er sich der Mühe überheben, zu seinem Bruder zu reiten.

Eben jetzt traf eine Antwort des Kaisers auf ein Schreiben der Friedensvermittler ein, welche den Kurfürsten in seinem Entschlusse bestärken mußte. Sie verrieth die ganze Bitterkeit in Carl's Seele. Es wäre nicht nöthig, sagte er, daß man ihm den Frieden so hoch anrühme, dessen er sich seit Anfang seiner Regierung sehr beflissen hätte; solche Weise zu reden sollten sie lieber bei denen gebrauchen, die gegenwärtiger Unruhe Anfänger heißen müßten. Dies fordere er sogar von ihnen, kraft der Pflichten, womit sie ihm und dem Reiche verwandt wären.

An demselben Tage, da Ferdinand nach Villach abreiste, zog Moriz nach seinem Lager; und wiewohl er überzeugt war, daß bald eine Botschaft des römischen Königs mit der endlichen Einwilligung des Kaisers bei ihm eintreffen werde, beschloß er sogleich wieder mit den Waffen thätig zu seyn.

Sein Zug ging jetzt gegen Frankfurt am Main, welche Stadt eine starke kaiserliche Besatzung aufgenommen hatte. Durch die Einnahme der Stadt Augsburg und der Tyroler Pässe hatte er dem Kaiser den Punct geraubt, wo er seine Macht aus Italien und Spanien an sich ziehen konnte: eben so wenig durfte er ihn im Besitze Frankfurts lassen, wohin sich die Hülfe aus den Niederlanden sammeln mochte. Ueberdies schreckte die Besatzung das nahe Land Hessen.

Markgraf Albrecht, der unterdessen in Franken, vorzüglich gegen Nürnberg schrecklich gehauset hatte, ohne Rücksicht auf die Fürsprache seiner Bundesgenossen, indem er seinen besondern Planen nachging, stieß auf diesem Zuge wieder zu dem verbündeten Heere.

Mit der größten Lebhaftigkeit begann Moriz die Belagerung, und unter ihm der rastlose, ewig muthige Herzog Georg von Mecklenburg. Aber auch jetzt ging er zu jugendlich in die Gefahren. Eines Tages stand er nahe an den Wällen der Stadt, und eine Kugel von denselben riß ihm den einen Fuß ab. Die Aerzte versicherten bald, daß keine Hoffnung sey, den Jüngling zu retten, und der besonnene Moriz, von so tapferem Gemüthe, zerfloß in Thränen. Nachdem er sich gefaßt hatte, sagte er mit einem schönen Herzen zu dem sterbenden Jünglinge: daß deine gewaltige Tugend uns so früh vergehen soll, schmerzt mich ungemein, aber

noch mehr, daß ich sehe, wie viel du für mich geschaffen, und ich dir noch nichts vergolten habe. Fürst Georg erwiderte: was du begonnen hast, vollbringe es, und lasse die Feinde nicht los, welche solches Unglück über mich brachten. *)

Allein dieser Wunsch des sterbenden Fürsten konnte nicht erfüllt werden. In das Lager kam der vertraute Rath des römischen Königs, der böhmische Canzler Burggraf Heinrich von Meißen, um den Kurfürsten zu bewegen, den Frieden in der Gestalt anzunehmen, welcher sich der Kaiser auch wohl fügen werde. Offenbar fand sich Moriz nicht mehr ganz in der günstigen Lage, wie beim Anfang der Verhandlungen zu Linz. Schon regten sich allenthalben die ungeheuren Kräfte der Staaten Carl's, um zu seiner Rettung nach Deutschland zu strömen. Auf den König von Frankreich konnte er viel weniger rechnen, denn er hatte denselben durch die dargelegte Neigung zum Frieden entfernt. Selbst Markgraf Albrecht war dadurch erbittert, und hatte Mißtrauen gegen seinen alten Jugendfreund gefaßt. Außerdem waren viele von den Reichsständen gegen den Kurfürsten von Sachsen ergrimmt, weil auch er, wie in den Besitzungen des Deutschmeisters, Plünderungen immer mehr zulassen mußte, um sein Heer zu unterhalten. Ferner ward für ihn in Hinsicht auf seine eigenen Länder die Gefahr drohend; denn schon hatte Johann Friedrich

*) Vita Mauritii. 1234. 1235.

auf Andringen des Kaisers bei den Friedensvermittlern in Passau anfragen müssen, welche Hülfe er sich von ihnen versprechen könne, wenn Moriz geächtet würde, und nun er in sein Kurfürstenthum wieder einziehen sollte? Endlich kannte der junge Held das Heldengemüth Carl's, welchen keine Entkräftung durch vielfache Krankheit und ein frühes Alter genug beugen konnte, um ihn dem Verlangen eines durch ihn mächtig gewordenen Jünglings unbedingt zu unterwerfen, zumal ohne ausgesponnene Verhandlungen, da er sein ganzes Leben hindurch sich als Meister in der Kunst zu unterhandeln gezeigt hatte. „Wenn es ihm, schrieb der Kaiser an die Friedensversammlung zu Passau, bei dieser Sache erlaubt wäre, allein auf sich Bedacht zu nehmen: so habe er noch Entschluß und Kraft genug, seinen Scepter und seine Person mit einem freien beständigen Gemüth daran zu wagen. Doch ihn bewege der Gedanke, welches Unheil dem Reich aus diesem Kriege erwachsen werde." Eben diese Art, wie sich Carl gegen sich selbst entschuldigte, so weit gewichen zu seyn, verrieth auch, daß er sich zu dem äußersten Wagnisse zusammenraffen werde, wenn man von seinem Stolze noch schmerzlichere Opfer heische. Dann blieb für Moriz nichts übrig, als vernichtet zu werden, oder den Kaiser, wie viele hofften und wahrscheinlich fanden, von seinem Thron, und den deutschen Gauen zu vertreiben. *) Al-

*) Schärtlin's Leben. 203.

lein es ließ sich durchaus nicht einsehen, was alsdann aus Deutschland werden sollte, und so kühn Moriz war, berechnete er doch gern die Gefahren, in welche er sich begab: seine Kühnheit floß zum Theil aus dieser Berechnung.

So genehmigte er nach langem Schwanken die Friedenspuncte, welche der böhmische Canzler ins Lager gebracht hatte, und Ferdinand wußte dem Kaiser gleichfalls seine Genehmigung abzudrängen. Darauf wurde zu Passau am zweiten Tage des Augustmonates ein Vertrag aufgerichtet.

Durch ihn erreichte Moriz zuerst die Freiheit des Landgrafen Philipp. Binnen zehn Tage, in welcher Zeit die verbündeten Fürsten ihr Kriegsvolk auflösen mußten, sollte derselbe nach Rheinfels geführt, und daselbst ohne Lösegelder freigestellt werden. Der zu Halle geschlossenen Capitulation sollte er von neuem unverbrüchliche Treue geloben; doch erlaubte der Kaiser die Befestigung der Stadt Cassel. Sogar entkleidete dieser sein Urtheil, welches dem nassauischen Hause wider das hessische die Grafschaft Katzenellenbogen zugesprochen hatte, von der Rechtskraft, und verhieß, durch den Austrag unpartheiischer Fürsten diesen Streit beenden zu lassen. Eben so wurden diejenigen, welche wegen ihres Kriegsdienstes wider den Kaiser geächtet waren, unter ihnen auch Hans von Heydeck und Sebastian Schärt-

lin, vom Banne gelöset, unter Bedingungen, die von der Billigkeit eingegeben waren. Wo sonst im Reiche sich ein Land, eine Stadt, oder Einzelne fanden, die vom Kaiser oder von der katholischen Parthei bedrängt wurden, dieser Vertrag umschloß sie mit schützender Vorsicht.

Was solche Puncte anbetraf: so hatte Moriz sein Werk glorreich vollbracht; allein so theuer sie ihm waren, mußte er sich selbst gestehen, daß sie nicht das Wesen seines Friedens ausmachten, wie er ihn schließen sollte. Freiheit des Reichs und der Religion schien ihm durch die passauer Handlung nicht gänzlich gesichert, und darum hatte er lange gewankt, ihr seine Genehmigung zu geben.

In Hinsicht auf die Religion wurde ausgemacht, daß binnen sechs Monate ein Reichstag gehalten werden sollte, ob man durch eine allgemeine christliche, oder besondere deutsche Kirchenversammlung, oder durch irgend ein anderes Mittel, die Spaltung heben könne. Bis dahin sollten weder die Verwandte der augsburger Confession ihres Glaubens wegen irgend beschwert, noch die Stände, so der alten Religion anhängig, von ihnen irgend beeinträchtigt werden. Allein nirgends war in dem Vertrage selbst gesagt, was werden sollte, wenn kein friedlicher Verein auf dem anberaumten Reichstage vermittelt werden könnte. In Nebenpuncten, wegen

welcher der römische König und der ganze Rath der Stände zu Passau übereinkamen, hieß es freilich, daß jener Friedensstand in der Religion bis zur endlichen Vergleichung bei Kräften bleiben sollte, wenn auch in der nächsten Reichsversammlung keine Eintracht gestiftet würde. Aber diesem Nebenvergleiche versagte der Kaiser seine förmliche Genehmigung.

Was die Beschwerden der Nation über Schmälerung ihrer Hoheit und Verletzung der Reichsverfassung anbetrifft: so verwies der passauer Vertrag auch sie auf den Reichstag, weil sie zum Theil zum Erstenmal von der kaiserlichen Majestät vernommen würden, und sich diese zuvor hinlänglich unterrichten möchte, die übrigen aber so hochwichtig wären, daß die Berathung ihrentwegen eine geraume Zeit umfassen müßte. Nur gab der Kaiser die heiligste Verheißung, daß er alles, was sein Verhältniß gegen die Stände betreffe, nicht nur nach der Gebühr messen, sondern auch den gemeinen Nutzen weit dem seinigen vorsetzen werde.

An das Cammergericht sollte sogleich die Nachricht von diesem Friedensstande gelangen, und ihm auf das strengste befohlen werden, auch den Partheien der augsburgischen Confession, ohne Aufschub und irgend eine Beschwerde, Recht zu sprechen. Aber die wesentliche Forderung einer völlig gleichen Besetzung dieses Gerichtshofes mit Richtern aus beiden Religionspartheien wurde

gleichfalls an die Reichsversammlung verwiesen, denn nur in ihr, wo die Cammergerichtsordnung mit Hülfe des Kaisers aufgerichtet sey, könne sie Veränderungen erleiden.

Wenn dieses Verweisen der wesentlichsten Forderungen auf einen andern Zeitpunct den Kurfürsten von Sachsen lange schwankend erhielt, ehe er sich dem Vertrage zu Passau fügte: so war es doch mit Umständen verbunden, wodurch die Besorgniß gemildert wurde. Nach sechs Monaten sollte sich schon offenbaren, ob alles erreicht werde, was Moriz gefordert, und wirklich hatte es das Ansehen, als suche der Kaiser nur seiner Ehre wegen noch diese Frist, ehe er sich gänzlich ergeben wollte. Zum Erstenmal war wenigstens den Verwandten der augsburger Confession ein Friedensstand in der Religion, ohne alle hinterlistige Clausel, gesichert; und zeigte es sich nach einem halben Jahre, daß man ihnen denselben wieder rauben wollte: so war es dann noch Zeit genug, die Waffen von neuem zu ergreifen; denn der Kaiser würde zu tief in den Krieg mit Frankreich verwickelt und von der andern Seite drängten die Türken zu hart, als daß er die verbündeten Fürsten an neuer Rüstung hätte hindern können. Außerdem sah Moriz wohl ein, daß die Verhandlungen zu Passau, wenn sie alles ausgleichen sollten, sich ungebührlich lange verziehen, und weit über die bestimmten sechs Monate hinaus dehnen würden, und eben so, daß einige

der vorgebrachten Puncte wirklich nur auf einem vollkommenen Reichstage gesetzlich ausgemacht werden dürften. Endlich waren die Verheißungen, welche König Ferdinand und Erzherzog Maximilian gaben, von einem solchen Gehalt, daß sie fast statt der kaiserlichen Genehmigung aller Forderungen des Kurfürsten von Sachsen gelten konnten. Beide übernahmen auch, wie alle zu Passau versammelte Reichsstände, für sich und ihre Nachkommen, für Land und Capitel, die Sicherung des gestifteten Vertrages, so daß sie mit gesammter Kraft wider denjenigen ziehen wollten, welcher irgend eine Beschwerung wider denselben vornähme. Ferdinand und Maximilian wurden sogar vom Kaiser auf solche Fälle, wo von der Erfüllung des passauer Friedens die Rede sey, aller Pflichten und der Verwandtschaft gegen ihn entlassen, damit sie ungescheut wider ihn die Waffen richten könnten, wenn er diese Vergleichung nicht halten sollte. *)

In der Urkunde selbst war des gefangenen Johann Friedrich von Sachsen gar nicht erwähnt worden, wol aber bei den Unterhandlungen. Oft hatte er während derselben die kaiserliche Majestät an ihre Verheißungen erinnert, daß er vollkommen frei zu seinem Heerde sollte heimkehren dürfen, die gegenwärtige Fehde möchte zu Passau vertragen werden, oder nicht.

---

*) Hortleder. B. 5. C. 14.

Aber stets war ihm geantwortet, der Kaiser könnte sich seines endlichen Gemüthes nicht erklären, bis er gründlich erführe, ob er mit Moriz Krieg oder Frieden haben werde. Wirklich war dieser letzte beinahe seit einem Monate geschlossen, und schon war der kaiserliche Hof wieder zu Augsburg, ehe der alte Fürst wieder von seiner Freiheit hörte; aber zugleich offenbarte sich der Grund dieser Zögerung. Carl wollte abwarten, ob Moriz auch dem Frieden nachkomme, und erst als dieses offenbar wurde, erfüllte auch er eine geheime Bedingung der Unterhandlungen zu Passau. Er erzwang nämlich von Johann Friedrich eine neue Bestätigung der Capitulation, wodurch derselbe seinen Sturz und die Erhebung seines Vetters genehmigt hatte, und welche zu bekräftigen, nun seine Söhne auch noch angehalten werden sollten. Für den biedern Fürsten war es herbe, seinen alten Schwur von neuem bestärken zu müssen; aber viel herber war ihm die Zumuthung, daß er versprechen sollte, dem endlichen Religionsfrieden, auf welchen der Passauer Vertrag verwies, sich gleichfalls zu unterwerfen. Was sein Gewissen, sein ewiges Heil anbetreffe, darüber verpflichte er sich nicht auf künftige Vergleichung. Man erhielt von ihm nur die Zusage, daß er hinfort der Religion wegen in kein Bündniß mehr treten, und des päpstlichen Glaubens wegen niemand mit der That beschweren wollte. Ein solches Versprechen, sagte er, sey ihm leicht; denn zur Beschüzzung der Religion sich mit irgend jemand wieder zu

vereinigen, sey er weit entfernt, nachdem er gefunden, welche besondere Dinge die meisten darunter suchten.

Jetzt endlich wurde Johann Friedrich ganz entlassen, und ihm entstand nicht die Achtung des Kaisers, welcher nach seinem weitgreifenden Geiste, und in aller Politik der Erde erfahren, die seltsame Treue und muthige Begränzung des Fürsten, der für des Himmels Zukunft alles Irdische preisgab, mit einer gewissen neugierigen Bewunderung betrachtet hatte. Des Herzogs Heimkehr war ein Triumphzug, denn niemand verkannte es, daß er allein mit ganz reiner Frömmigkeit für den evangelischen Glauben alles gethan und gelitten hatte. Wenn er Städten, wie Nürnberg, nahte, strömte ihm das Volk jauchzend entgegen, und empfing ihn mit Jubel, mit Thränen der Wehmuth und Freude. Als er aber in sein Land gekommen war, begleitete ihn bis nach Weimar der laute Gesang: Herr Gott, dich loben wir! *)

Viel geringere Theilnahme erweckte die Befreiung des Landgrafen Philipp, denn seine Frömmigkeit und seine Absichten lagen nie so rein vor den Augen des Volkes. Nachdem er schon für frei erklärt worden, und seinem Lande zuzog, ward er plötzlich zu Mastrich wieder in gefängliche Haft der Spanier gegeben, welche

*) Hortleder. B. 3. C. 87. 88.

ihn fünf Jahre hindurch bewacht hatten. Es geschah auf Befehl der Regentin der Niederlande, nachdem sie gehöret, daß von dem Heere des Kurfürsten Moriz das Regiment des Obersten von Reiffenberg dem Markgrafen Albrecht zugezogen sey, welcher in den passauer Frieden nicht eingeschlossen seyn, und in Verbindung mit Frankreich den Krieg fortsetzen wollte. Allein der Friede war dadurch keineswegs gebrochen, indem jenes Regiment wider den Willen der verbündeten Fürsten gehandelt hatte. Ueberdies dachte der Kaiser schon daran, wie er den Markgrafen mit seinem Heere in seine Dienste ziehen wollte, und befahl daher, daß Landgraf Philipp in der Heimkehr nicht aufgehalten werden müßte. *)

Ueberhaupt fügte sich Carl mit Sorgfalt dem Frieden zu Passau. In Augsburg, wo er das Interim mit Heftigkeit eingeführt hatte, und gegen welche Stadt er wegen ihres Betragens im letzten Kriege erbittert seyn mußte, erlaubte er den freien Gottesdienst nach dem Geiste der augsburger Confession. Das Regiment der Zünfte schaffte er freilich dort ab und stellte seinen Magistrat wieder her; allein dies war nicht wider den Frieden. Vergebens hatten die verbündeten Fürsten wiederholt gefordert, daß jenes Regiment, welches sie in den Reichsstädten angeordnet, in Kraft bleiben sollte: immer

*) Sleidan. B. 24. S. 39.

war des Kaisers Antwort, so lange noch Athem in ihm sey, werde er nicht dulden, daß ein anderer, als er, mit der Obrigkeit in den freien Städten schalte. Im Vertrag hieß es daher nur, daß dieselben bei ihren alten Freiheiten bleiben sollten. *)

Mit besonderem Wohlgefallen sah der Kaiser die Reichsstädte Ulm und Straßburg, welche ihm so standhaft wider die Fürsten und den französischen Hof anhingen, und eilte zum Kriege wider diesen letzten, wie mit einem ungeschwächten Jugendfeuer. Die alte Feindschaft war heftiger, wie jemals, aufgelodert; denn die Demüthigungen, welche er von Moriz erlitten hatte, rechnete er dem König von Frankreich an, und wollte durch Rache an demselben seine Schmach tilgen.

Inzwischen führte der Kurfürst von Sachsen, verlassen von dem jungen Landgrafen, der mit seinen Schaaren nach Hessen zog, und vom Reiffenbergischen Regimente, welches ihm seit dem Aufruhre bei der Ehrenberger Clause verhaßt war, seine Kriegsmacht nach Donawerth hinauf, und schiffte sie dort auf der Donau ein, hinab nach Ungern, wo er die Gewalt des Türken brechen wollte. Gern unternahm er diesen Zug, theils aus Freundschaft für König Ferdinand, theils indem er nur durch ihn noch einen Vorwand bekam,

---

*) Annales Augsburgenses. p. 1872 sqq.

sein Heer zusammenzuhalten. Es war sein fester Entschluß, sein großes Werk für deutsche Freiheit und evangelischen Glauben ganz zu vollenden, und, wenn es seyn mußte, noch ferner durch der Waffen Macht: darum blieb er gern in Kriegsrüstung. Daß er sein glorreiches Ziel nicht ganz erreichte, wurde vornehmlich die Schuld seines alten Freundes, des Markgrafen Albrecht. *)

*) Sleidan. B. 24. S. 36.

# Drittes Capitel.

## Inhalt.

Parallele zwischen Moriz und Albrecht von Brandenburg. Ihre Freundschaft. Grund in ihrem Innern, warum diese schwand. Ursache davon in ihrer äußern Lage. Albrecht's Plan zur Vergrößerung seiner Macht. Der passauer Friede dafür ein Hinderniß, und ihm verhaßt. Albrecht im Solde des Kaisers. Sein Unmuth über dessen schwankendes Betragen in seinen Fehden mit seinen Nachbarn in Franken. Seine kriegerischen Absichten auch nach dem Frieden zwischen dem Kaiser und Frankreich. Grund, warum sich Moriz denselben entgegensetzte. Krieg zwischen ihm und dem Markgrafen. Einfall des letzten in Thüringen. Vergeblicher Versuch zur Vermittlung durch den Kurfürsten von Brandenburg. Treffen bei Sievertshausen. Sieg und Tod des Kurfürsten von Sachsen. Folgen. Albrecht's weiteres Schicksal.

Als zur Zeit der Reformation Bewunderung und Haß in allen Gegenden Deutschlands laut über den jungen Moriz von Sachsen redeten, gerachte man

eben so häufig des Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Beide junge Helden lebten wie Brüder zusammen. Die Lust des Friedens theilten sie, des Krieges Ungemach ertrugen sie vereint. Jagd und Waffenübungen waren zwischen ihnen gemeinschaftlich; bei Zechgelagen, selbst auf den Gängen der Wollust fand sich selten der eine ohne den andern; auf Einem Lager haben sie oft zusammen geschlafen. Von seinen reicheren Einkünften zahlte Moriz jährlich bedeutende Gelder an Albrecht, und wollte nicht dulden, daß sein Freund von seinen ungeheuren Schulden gedrückt würde. Gern äußerte er seinen Glauben, daß der Markgraf ihm stets eine feste Mauer wider seine Feinde seyn werde. Vereint fochten sie für Oesterreich, und stürzten den schmalkaldischen Bund; als Moriz wider den Kaiser losschlug, um Retter der deutschen Fürstenfreiheit zu werden, stürmte Albrecht wider Oesterreich mit ähnlicher Gesinnung.

Die Freundschaft der beiden Fürsten gab einen gehaltvollen Anblick, da jeder von ihnen auf eine ganz eigenthümliche Weise das Bild eines jungen Helden darbot. Weder durch mehr als gewöhnliche Größe, noch besondere Stärke fiel die Gestalt des sächsischen Fürsten auf; aber kräftig fügten sich seine Glieder zu einem vollendeten Ebenmaaß, und nur über seiner natürlichen Anmuth vergaß man bisweilen, wie er mit gedrängter Kraft jeden Moment ein Ziel zu ergreifen schien. Seine

Stimme tönte nicht laut, aber bestimmt und gemessen. Besonnene Kraft, die stets zusammengehalten, rasch zur Ausführung ging, und nie zurückzuschreiten brauchte, war durch sein Aeußeres angekündigt, und war durchaus sein inneres Eigenthum. Nie hat er in einer Schlacht einen einmal gewählten Posten wieder aufgeben müssen; tief verbarg er die umfassendsten Plane, und ließ er sie blicken, so war die glückliche Ausführung derselben sicher; seiner Ueberzeugung, seines Entschlusses gewiß, verstand er die Kunst, fremde Meinungen anzuhören und zu benutzen. Kurz und erschöpfend waren seine Antworten; seine Frage der Art, daß auch der Schwankende bestimmt ihr entgegnen mußte. *)

Wenn Moriz das Bild einer besonnenen, zusammengehaltenen Heldenkraft darbot, so erblickte man in Albrecht eine schwelgende, die sich laut ankündigte und im Rausch verzehrte. An Gestalt war er nicht größer als der Sachsenfürst; aber ungewöhnlich war die Stärke seiner Muskeln und die Breite seiner Brust. Gewaltig hallte seine Stimme die kriegerischen Reihen hinab. Sein Haupthaar ließ er gern lang wachsen, damit es rückwärts wehend sein stürmendes Ansehen vermehre. Mit einem gewissen Wahnsinn stürzte er sich in Schwelgerei der Liebe und des Weines, und der Schlacht Gefahren. Den Tod scheute er nicht, und

*) Vergl. Theil I. S. 131 u. f. w.

achtete es dennoch keine Schmach, im Kampf zu weichen, oder die Absicht zu verändern. Gerechtigkeit im menschlichen Geschlecht war ihm ein Nichts, und er spottete der Lehre vom Himmel. Es fehlte ihm nicht an wissenschaftlicher Bildung, von welcher Moriz durch seine Erziehung nicht den leisesten Anschein gewann; aber Gelehrte und ihre Pflanzschulen, welche dieser hegte, hielt jener geringe. Auch besaß Albrecht die feinsten Sitten eines Ritters, und ward deshalb an Kaiser Carl's Hofe von allen Nationen bewundert; doch auch sie opferte er dem Verkehr mit dem deutschen Adel. Das ganze Leben verlor endlich früh für ihn die Bedeutung, und in den Augenblicken, wo er dies selbst tief empfand, wurde ihm jede Zukunft gleichgültig. „Ich will meine Seele," pflegte er dann zu sagen, „zu einem Wettstreite zwischen Gott und dem Teufel „legen, und wer von beiden der stärkste ist, sie an sich zu „reißen, mag mit ihr nach Willkühr schalten." *)

Die jugendlichen Neigungen, wodurch zwei so verschiedene Naturen, wie Moriz und Albrecht, an einander gefesselt wurden, verloren von ihrer Kraft, als beide Helden in das männliche Alter traten. Sie wurden nun erst gewahr, wie weit sie ursprünglich von einander entfernt waren. Eben so wurde die Macht zerrissen, mit welcher ihr Streben nach Einem Ziele

*) Arnoldi vita Mauritii ap. Mencken. T. II. p. 1250 sqq.

sie verband, als der sächsische Fürst glaubte, dasselbe durch den passauer Vertrag fast erreicht zu haben. Leichter wäre auch Albrecht dieser Meinung gewesen, hätte er seine besondern Absichten so gut wie sein Gefährte erreicht gesehen. Moriz hatte sich in den allgemeinen Stürmen mit dem Kurfürstenthum Sachsen eine Macht errungen, welche ihm auch in friedlichen Zeiten das größte Ansehen sicherte. Albrecht hingegen hatte durch alle Fehden mit seinen Nachbarn in Franken seine geringen Besitzungen wenig vergrößert, und selbst diese waren ein ungewisses Gut geworden, da die Bischöfe und Städte jener Gegenden ihn als ihren tödtlichsten Feind haßten. Vorzüglich auf dem Ruin von jenen sich am Main und Rhein eine beträchtliche Macht zu schaffen, war sein Plan, in sofern etwas planmäßiges in sein wildes Leben paßte. Ihn auszuführen, mußte er zahlreiche Truppen unterhalten, und diese zu besolden, sich mit stetem Raub auf seine Feinde werfen. Es schmeichelte ihm daneben, durch seine Plünderungen andere in einen solchen Zustand zu versetzen, daß er ihnen zurufen konnte: ihr sollt mir gleich werden, sollt auch nichts besitzen! *)

Der passauer Friede, in welchen auch er eingeschlossen war, stand deshalb offenbar seinen Planen entgegen. Schon während des Zuges der verbündeten

*) Sleidan. B. 25. C. 3.

Fürsten zeigte er durch seine Unternehmungen, daß er eine schnelle Beseitigung der Fehde mit Carl V. gar nicht wünschte, sondern sie zur Befriedigung seiner Leidenschaften und besondern Absichten brauchen wollte. Die Nachricht von dem Vertrage zu Passau reizte ihn daher zum unbändigen Zorn. Er nannte ihn eine Verrätherei an der deutschen Nation, und weigerte sich schlechterdings, sein Kriegsvolk zu entlassen, sondern bot alles auf, dem Kurfürsten seine Schaaren abspenstig zu machen, als er sie aus dem Lager vor Frankfurt abführte, um die Türken aus Ungern zu schlagen. *)

Zuerst warf sich Albrecht auf Mainz und Speier unter den furchtbarsten Plünderungen. In der letzten Stadt drohte er sogar dem Dom sein bleiernes Dach zu nehmen. Mit einem gewaltigen Zuge zu Roß und funfzig Fähnlein Landsknechte schlug er endlich sein Lager in Lothringen auf. Da man entscheidende Schläge in diesem Kriege zwischen Kaiser Carl V. und König Heinrich II. von Frankreich erwartete, so konnte es nicht fehlen, daß der Markgraf mit solcher Waffenmacht von beiden Partheien gesucht wurde. In Irrung mit dem französischen Hofe wegen des Soldes, machte er seinen Frieden mit dem Kaiser, welcher nun alle die harten Verträge, wozu Albrecht seine Nachbarn in Franken seiner Ver-

*) Hortleder. B. 6. C. 6. Sleidan. B. 24. C. 34.

größerung wegen gezwungen, gern bekräftigte, wiewohl er sie kurz vorher vernichtet hatte. *)

Indem sich der Markgraf tapfer für den Kaiser in Lothringen schlug, war Moriz im Kriege für den römischen König Ferdinand das Schrecken der Türken. Von ihm, dem Fürsten in der schwarzen Rüstung, redeten sie, als von einem Verderben, welches ihnen das Geschick längst gedroht habe. **)

So ruhmvoll Moriz wider den Feind der Christenheit focht, wurde seine Rückkehr nach Deutschland schon durch die Gerüchte beschleunigt, welche über die neue Freundschaft zwischen dem Kaiser und Albrecht von Brandenburg umgingen. Geheim waren ihre Unterredungen; sorgfältig forschte Carl nach dem Zusammenhange des letzten Krieges, in welchem der Kurfürst von Sachsen so glorreich gegen ihn erschienen war, und viele äußerten die Meinung, daß, zum Verderben des jungen Helden, sich sein alter, trautester Genosse und jener Kaiser besprochen hätten, von welchem er einst vor allen Deutschen hochgehalten war, und welchen er verehrte. ***)

---

*) Sleidan. B. 24. S. 41. 43.

**) Arnoldi vita Mauritii. 1238.

***) Vita Mauritii. 1240.

Nach einer höchst unglücklichen Belagerung von Metz zog Carl in die Niederlande, und der Markgraf blieb mit seinen Regimentern im kaiserlichen Solde zu Trier. Vorzüglich durch Seuchen und die Härte des Winters (1552. 1553.) schmolzen seine Krieger zusammen; was sich zerstreute, beschied er auf das Frühjahr wieder zu seinen Fahnen. Wenn dies mit Hinsicht auf tiefere Plane geschah, so konnte er die Lage seiner fränkischen Besitzungen als Antrieb zu kriegerischem Beginnen vorschützen. Das Cammergericht nahm sich der bedrängten Bischöfe an, und vergebens suchte Albrecht der Handlung desselben Einhalt zu thun, indem er lauttobend die kaiserliche Bestätigung der Verträge mit seinen Nachbarn vorhielt. Carl selbst entgegnete ihm, daß er als Kaiser allen Partheien Recht wiederfahren lasse, und auf die neue Klage der Bischöfe in Franken hören müsse, so unwillkommen ihm dieselbe sey. Er rathe herzlich zu einem friedlichen Vergleiche.

Von einer Zusammenkunft, welche zu diesem Zwecke in Heidelberg gehalten wurde, stürmte Albrecht wild hinweg, weil er schlechterdings nicht vom Buchstaben der erpreßten Verträge weichen wollte. Mit dem anbrechenden Lenz zogen die Fähnlein und Geschwader zu seinen Panieren.

Seine Bewegungen wurden mit kummervollem Argwohn von Moriz verfolgt. Nachdem auch zwischen

dem Kaiser und dem französischen Hofe der Friede geschlossen war, schien endlich der Zeitpunct gekommen zu seyn, wo eine neue Welt in dem verwüsteten Deutschland aufblühen könnte. Mit großer Weisheit begann schon der junge Kurfürst von Sachsen diese Schöpfung in seinen Ländern. Sein Durst nach kriegerischem Ruhm war befriedigt. Im zwei und dreißigsten Jahre seines Alters fühlte er jetzt, daß Kriege nur geführt werden müssen, um des Friedens Segen möglich zu machen, und oft gab er mit edlem Eifer die Verheißung, daß er heilbringend ersetzen wolle, was die innern Bewegungen von dem Mark seines Volkes verzehrt hätten. Aber ehe diese Zeit kommen konnte, mußte der hadernde Ungestüm des Markgrafen gedämpft werden. Das gemeine Wohl deutscher Nation heischte dies, besonders aber des Kurfürsten und seiner Länder Rettung. Plötzlich mochte sich gegen ihn der wilde Albrecht mit Krieg wenden, von seinem eignen erbitterten Gemüth, und vielleicht vom kaiserlichen Hofe getrieben.

Moriz sandte ein Schreiben an seinen ehemaligen Freund, dessen Absichten zu erforschen; aber sein Bote ward erst in enge Verwahrung gebracht, und dann mit einer Antwort voll Schmachreden entlassen. Selbst in der langen Urkunde, womit Albrecht seine Fehde gegen die fränkischen Bischöfe und Nürnberg eröffnete (März 27. 1553.), konnte er des letzten Zuges wider

den Kaiser nicht ohne tiefe Bitterkeit gegen Moriz gedenken. *)

Da eilte dieser mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig, der viel Kriegsvolk an sich gezogen hatte, einen Bund zur Hülfe der Bischöfe und der Stadt Nürnberg zu schließen. Er wollte das Feuer löschen, ehe es ihn ergriff, und Deutschlands Retter wider fehdelustige Fürsten, wie gegen die kaiserliche Uebermacht werden.

Die beiden Fürsten sandten eine solche Kriegsmacht nach Franken, daß der Markgraf dort allenthalben weichen mußte. Allein plötzlich raffte er seine Reuterei zusammen, und fiel in Thüringen ein. Das Schrecken breitete sich von hier schnell nach dem Kurfürstenthum, und vor allen zitterte Leipzig. Es war ohne Besatzung und lag wehrlos da, weil es seine neuen Befestigungswerke noch nicht vollendet hatte.

Moriz war zu Dresden, als ihm Albrecht's Einfall in Thüringen gemeldet wurde. „Ist er verwüstend?" fragte er den Boten; und auf die Antwort, daß man von keiner Verheerung vernommen habe, sagte er heftig: „und beschädigt er mir Einen Bauer, so soll er wahrlich dafür büßen."

---

*) Hortleder. B. 6. C. 2. Vita Mauritii. 1241, 1242.

Mit einem Geschwader von vierhundert Reutern, die gewöhnlich seine Person umgaben, flog der Kurfürst nach Leipzig. Aber hier vernahm er, daß der Markgraf seinen Zug nach Niedersachsen wende, wo er einen mächtigen Zufluß an Kriegsvölkern erwarten konnte. Herzog Heinrich lag in Zwiespalt mit seinen Städten und seinem Adel. In seinem Lande waren viele hurtig zu seinem Verderben.

Sogleich rief Moriz sein Heer aus Franken ab, und zog Kriegsvolk im Lande zusammen. Schwache Besatzungen ließ er in den vornehmsten Städten von Meißen zurück, indem er nach Niedersachsen eilte. Auch Herzog Heinrich hatte die Truppen, welche sein hochgesinnter Sohn Philipp, voll Weisheit und gelehrter Kunde, in Franken anführte, schleunigst zurückgerufen. Als sich die gesammte Macht der beiden verbündeten Fürsten vereinigt hatte, bezogen sie ein Lager bei Osterode. Ihre Reuterei belief sich auf fünftausend; an Fußvolk waren sie schwächer als Albrecht, welcher bei Braunschweig funfzig Fähnlein desselben zusammengezogen hatte, und viertausend Reuter zählte.

Am ersten des Heumonates sandte Moriz seinen Fehdebrief an denselben, in welchem zugleich der römische König redete. Für das gemeine Vaterland sollte gefochten werden, wiewohl der Kurfürst auch seine besondern Beschwerden anführte. Die Zeit seines Lebens

hindurch, sagte er, sey von ihm dem Markgrafen keine billige Ursache zur Unfreundschaft gegeben, sondern er habe demselben allerlei freundliche Gutthat erzeigt. Dieser gedenke dagegen seiner nur mit ehrenrührigen Worten und beschuldige ihn der Verrätherei an der deutschen Nation. In allen seinen Handlungen offenbare er gegen ihn das feindseligste Gemüth. *)

Wie dieser Fehdebrief in Albrecht's Lager gebracht wurde, waren Gesandte des Kurfürsten von Brandenburg daselbst anwesend, um den Frieden zu vermitteln. Er las den Seinigen das Schreiben vor, hielt es in die Höhe und rief: ob sie es mit ihm wagen wollten? Als sie ihm zusagten, rief er den Boten, der es überbracht hatte, und sprach: Dreimal hat dein Herr seinen Glauben gebrochen und unredlich gehandelt, zum Viertenmal thut er nun desgleichen. Er mag kommen: so will ich sehen, was er könne. Sagt ihm das wiederum von meinetwegen.

Als er dem Knaben dem Gebrauch nach etliche Gulden geschenkt hatte, und ihn so wegreiten ließ, sprachen die Gesandten: vermögen wir denn nichts zum Frieden? und er entgegnete, nein, und bat sie wieder hinzureiten.

*) Hortleder. B. 6. C. 6.

Da Albrecht durchaus nicht jenen Geist besaß, der eine Masse von Menschen lange zusammenhalten kann, und es ihm an Mitteln fehlte, seine Truppen auf längere Zeit zu besolden: so wäre Moriz des Sieges über ihn wohl am sichersten gewesen, wenn er eine Schlacht vermieden, und durch weises Zaudern das feindliche Heer aufgelöset hätte. Allein er fürchtete zu sehr, daß ihm der Markgraf entkommen, und mit seiner eigenthümlichen rasenden Schnelligkeit sich auf Meißen lagern und es verderben möchte. Es war selbst zu besorgen, daß die Einwohner, noch voll Anhänglichkeit für ihren alten Fürsten, den nun wieder freien Johann Friedrich, trotzig auf die Gegenwart des Feindes, und um seine Wuth zu mildern, sich wider Moriz auflehnen möchten. Bei dem Kaiser fanden sie dann ohne Zweifel alle Unterstützung, und vieles sprach für die Vermuthung, daß Albrecht zu einem Zuge in das Kurfürstenthum selbst durch kaiserliche Hülfe gestärkt werde. Wenigstens stießen an dem Tage, da er sich in Bewegung setzte, noch drei Geschwader niederländischer Reuter zu ihm, ohne daß man bestimmt wußte, von wem sie kamen.

Moriz hatte aus dem Lager von Osterode seine Züge so gethan, daß er den Feind immer mehr von Thüringen abschnitt, und ihn bis nach Hannover hinauf gedrängt. Hier schien sich derselbe in die Landwehr lagern zu wollen, wandte sich aber plötzlich gen Peine,

um dem Kurfürsten den Vorzug in seine Lande abzugewinnen. Er mußte an einem Holze, längs Fürthen und einem Damm, auf einen engen Paß ziehen. Den ganzen Vormittag des neunten Julius zog der Kurfürst neben ihm auf der andern Seite des Holzes und erreichte früher die Enge. Als Albrecht sah, daß die Feinde über den Damm gegangen waren, nahm er eine günstige Stellung am Holz und zeigte sich zum Schlagen bereit, denn er war schon in Schlachtordnung einhergezogen. Moriz bildete seine Reuterei zur Schlachtordnung, und ließ das leichte Geschütz aufpflanzen. Er hatte, um den Vorzug zu bekommen, das Fußvolk mit dem schweren Geschütz hinter sich gelassen: durch ein leichtes Scharmützel beschäftigte er den Feind, um es allmählig nach sich ziehen zu können. Sein Geist waltete mit seiner ganzen Kraft, wiewohl er zu Vertrauten redete, als werde er einem nahen Schicksal erliegen. Wie ein böses Vorzeichen nahm es das Heer, daß die Wirbelwinde, die sich erhoben, das Zelt des Feldherrn ergriffen und fortschleuderten.

Mit dem Donner der Feldschlangen begann die Schlacht ohne besondere Wirkung auf beiden Seiten. Hart drängten sich dann die Vorwarten gegen einander, daß sie sich das Weiße in den Augen sahen: das Gefecht war blutig.

Fünf Fähnlein der markgräflichen Reuterei trafen darauf mit Gewalt auf den linken Flügel, wo drei

Fähnlein größtentheils meißnischer Reuter hielten. Unritterlich wichen diese zurück, und vergebens schrie Moriz wüthend, daß sie aufhören sollten zu weichen. Doch am heftigsten entbrannte der Kampf, als die gewaltigen Haufen der schweren Reuterei, wo die Fahnen der Heere wehten und die Feldherrn fochten, auf einander stießen. Die Markgräflichen hatten sich verabredet, ungesäumt da einzudringen, wo die Fahnen waren. Auch sanken sogleich mehrere der Fahnenträger, unter ihnen Fürst Friedrich von Lüneburg, welcher die Fahne der Leibwache des Kurfürsten trug. Da flohen haufenweise die Reuter der verbündeten Fürsten. Aber Moriz hatte an einem engen Orte, zwischen zwei Sümpfen, wohin eigentlich der Ausweg der Flucht, ein Geschwader unter Johann von Wulfen gestellt. So wie dieser unter den Fliehenden einen vom Adel erblickte, den er kannte, rief er ihn beim Namen auf, daß er Halt machen, und von seinem verruchten Beginnen ablassen und seinen Fürsten nicht verrathen sollte. Indem die Flüchtigen sich zur Gegenwehr wandten, schlug der Ritter mit seinem Geschwader auf die verfolgenden Feinde. Von allen Seiten angegriffen fielen die Verfolger, und kaum noch flüchtig, stand plötzlich die Schlachtordnung des Kurfürsten wieder geschlossen.

Die schwere Reuterei in ihren gewaltigen Haufen war so hart auf einander gedrungen, daß sie die langen Spieße wegen der Enge des Raumes wegwerfen

mußten, und nur die Büchsen gebrauchen konnten. Inzwischen war auch das ganze Fußvolk des Kurfürsten herangezogen, und that, von Reuterei unterstützt, den lebhaftesten Angriff auf das markgräfliche. Dieses wich und stand wieder; von neuem angegriffen, floh es mit mehr Unordnung. Dem fürchterlichsten Gemetzel entzog es sich nur durch den einbrechenden Abend und die Schlupfwinkel des Holzes.

Ein ähnliches Geschick durchbrach endlich den gewaltigen Reuterhaufen des Markgrafen. Moriz ritt auf und nieder unter seinen Schaaren und ermahnte sie zu der letzten Anstrengung, um den vollkommensten Sieg zu erringen, ehe der Tag sich gänzlich neigte.

Mit betäubtem Schmerz handelte gleich tapfer der alte Herzog Heinrich von Braunschweig. Noch hatte die Schlacht nicht lange gewüthet, als zu ihm die Kunde kam, sein hochgesinnter Sohn Philipp sey gefallen. Er faßte sich und sprach: gut, so muß man den Jungen das Gelbe vom Schnabel wischen. Von neuem kam ein Trauerbote: sein ältester Prinz Carl Victor sey getödtet. Er trocknete sich die Augen, und sagte: das ist zu viel. Von neuem stürzte er sich in die Schlacht, bis ihn die fürchterliche Kunde ergriff: Kurfürst Moriz sey gefallen!

Indem der Held die gewonnene Schlacht vollendete, traf ihn eine Kugel von hinten und zerriß seine Ge-

weide. Man half ihn vom Pferde; er lehnte sich schwach an einen Weidenbaum. Von hier ermunterte er seine Krieger, den Sieg hart zu verfolgen. Herzog Heinrich von Braunschweig flog herbei. Bei diesem Anblick vergaß er des Falls seiner Söhne. Er wollte tröstend zu dem verwundeten Helden reden: da kam die Nachricht, Markgraf Albrecht sey gefangen. Und ist dieses wahr, rief Heinrich, so gelobe ich mit dem theuersten Eide, daß er an diese Weide aufgeknüpft werden soll; denn wahrlich ist es seine Tollheit, daß heute so viele tapfere Fürsten und Ritter ins Gras beißen.

Moriz ward ins Lager getragen, von unbändigem Schmerz gequält. Die Markgräflichen hatten die Sitte, zu der Kugel ein Stück Speck zu laden: in den Wunden der Getroffenenen brannte deshalb ein hölliſches Feuer.

Uneingedenk seiner Schmerzen, lebte der Fürst nur in seiner gewonnenen Schlacht. Vierzehn Fahnen der feindlichen Reuterei, vier und funfzig des Fußvolkes wurden an sein Lager gebracht und schmückten es als Trophäen eines Krieges, den Vaterlandsliebe und gerechte Vorsicht unternahmen. Fünftausend Gefangene wurden herbeigeführt. Die Ritter von bekanntem Geschlecht unter ihnen überwies er an jenen und diesen der Seinigen: den übrigen durfte kein Leid widerfahren: sie mußten nur schwören, binnen vier Monate nicht in neuen Sold zu gehen, und wurden dann freigelassen.

Noch in dieser Nacht sandte er einen Bericht über seinen Sieg an den Bischof von Würzburg, weil die schleunige Kunde von demselben für Franken von grosser Bedeutung seyn mußte. Rührend betheuert er, daß er aus sonderlichem Eifer für den Frieden des heiligen Reichs gekämpft habe, damit ein Stand neben dem andern ruhiglich wohnen, und nicht einer von dem andern jämmerlich verschlungen werden sollte. Er fühle eine verderbliche Schwäche, und habe sich der Allmacht und Gnade Gottes hingegeben.

Am folgenden Tage sandte er die Kunde seines Sieges und seines nahen Todes an seinen Bruder August, welcher sich bei seinem Schwiegervater, dem dänischen König, aufhielt. Er empfahl das Geschick seiner Tochter, seines einzigen Kindes, seiner Gemahlin, seines Landes.

Keine Klage entschlüpfte ihm, daß ihn von seinen heilbringenden Werken der Tod so früh abrief: nichts zeugt mehr von seiner großen Seele. Auch starb er mit dem ganzen frommen Vertrauen eines Christen. (Julius 11. 1553.)

Seine Leiche ward nach Freiberg gebracht, wo er seinem letzten Willen gemäß zwischen seinem Vater und seinem frühverstorbenen Sohne ruhen sollte. Selbst der Haß gegen ihn, welcher in seinen Ländern lebte, weil

er durch den Sturz seines biedern Stammvetters Johann Friedrich groß geworden, fühlte sich beim Anblick des Leichenzuges versöhnt. Die vielen Siegesfahnen seiner letzten Schlacht wurden voraufgetragen. Sie waren in dem heißen Kampfe mit Blut bedeckt, und schauervoll ergriff jedes deutsche Gemüth der Gedanke, daß auch Sein Blut daran klebte, welches er für das gemeine Vaterland versprützt hatte.

Wahrhaftig, sagte der offene Johann Friedrich, der Kaiser wird über den Tod Morizens größere Freude tragen, als über den Boten vom herrlichsten Siege. Ich habe die beste Ursache, ihm gram zu seyn, aber er war ein ungemeiner und hochwunderbarer Mann.

Dennoch verstanden seine Zeitgenossen nicht seinen ganzen Werth zu schätzen. Hätte der dreißigjährige Krieg durch irgend etwas dem deutschen Vaterlande, der menschlichen Entwickelung erspart werden können: so wäre es durch eine lange Regierung dieses Geistes voll großer Plane und rascher Vollziehung dieses wahrhaftig deutschen Gemüthes gewesen. *)

Markgraf Albrecht soll bei Sievertshausen von einem feindlichen Reuter gefangen gewesen, aber losgelassen seyn, weil derselbe einst unter ihm gedient hatte.

---

*) Hortleder. B. 6. C. 7—10. Vita Mauritii. 1245 sqq.

Schwer verwundet war er in Begleitung eines einzigen Buben vom Schlachtfelde entflohen, anfänglich nach Hannover, dann nach Braunschweig, in welcher Stadt, wegen ihres tödtlichen Hasses wider Herzog Heinrich, er seine zerstreuten Völker sammeln, und sich zur Fortsetzung des Krieges rüsten konnte.

Aber nie hat ihm seit dem Tage bei Sievertshausen das Glück wieder gelächelt. Zweimal ward er von Heinrich dem Braunschweiger geschlagen. Stets in Verbindung mit dem französischen Hofe, um Deutschlands Frieden zu stören, und seine zügellosen Leidenschaften zu befriedigen, ward er von der Reichsacht verfolgt. Nachdem seine Veste Plassenburg gefallen war, mußte er aus seinem Lande fliehen. Am Hofe Heinrich's II. entstand ihm nicht des Königs Freigebigkeit; aber alles ließ seinen Stolz drückend empfinden, daß man ihm mehr der eigenen Großmuth wegen gab, als aus Achtung für seine Verdienste und in Erwartungen von denselben. Dies Gefühl trieb ihn vom französischen Hofe hinweg. Er ging nach Deutschland zu seinem Schwager Friedrich, Pfalzgrafen am Rhein.

---

Schwermuth bezeichnete jetzt seine Geberden; sein lebendiger Witz, seine glückliche Beredsamkeit schien erloschen. Er ängstigte sich mit religiösen Vorstellungen. Als er mit Moriz zum Zuge vor Magdeburg gerüstet war, welches dem kaiserlichen Ansehen und dem Inte-

rim trotzte, und sein Hofprediger diesen Zug einen Frevel wider die gottselige Stadt nannte, ergriff er ihn und sagte: Pfaffe, wenn ich zum Teufel fahre, mußt du mit. Er machte ihn zum Feldprediger und hielt ihn hart. Jetzt aber gestand er in Gesellschaft befreundeter Fürsten, wie er glaube, daß wegen des Zuges vor Magdeburg des Himmels Rache sie treffe; denn fast alle Häupter, die vor demselben lagen, wären schon in den Tod geneigt.

Dasselbe Schicksal war auch ihm nahe. Eine schwere Krankheit befiel ihn auf dem Schlosse zu Pforzheim. Am siebenten Jenner des Jahres 1557 sprach er: heute will ich sterben, wie ein verjagter deutscher Fürst und frommer Christ. In einem Sessel erwartete er den Tod mit tapferem Gemüthe. Wenig mochte ihm des Predigers Trost behagen, daß er nicht in den Gefahren der Schlacht, die er so heftig suchte, sondern ruhig auf dem Lager sein Leben ende. Zweimal wie in der Schlacht streckte er den nervigten Arm aus, und schlug dann beide Fäuste gegen einander, und senkte das Haupt, vom Tode überwunden (Jenner 8. 1557; alt 35 Jahr). *)

*) Vita Mauritii. 1247. 1250. 1255. 1356. Sleidan. B. 25. S. 34. u. f. Hortleder. B. 6. S. 29. 30.

# Siebentes Buch.

ଓ ଜ ଜ ଜ

# Erstes Capitel.

## Inhalt.

Anberaumter Reichstag. Ursachen der langen Verzögerung desselben. Lage des Kurfürsten August in Sachsen. Sein Verhältniß zu dem gebornen Kurfürsten Johann Friedrich. Tod dieses letzten, und gebeugter Sinn seines Gefährten des Landgrafen Philipp. Besorgnisse, warum die Stände nicht aus der Heimath auf den Reichstag ziehen wollen, vermehrt durch Nachrichten aus England, selbst durch des römischen Königs Befehle gegen die neue Lehre. Endliche Eröffnung des Reichstages zu Augsburg im Hornung 1555. Characteristischer Zug der fast allgemeinen Ansicht auf dem Reichstage. Hoffnung auf einen beständigen Frieden auch ohne wesentlichen Religionsvergleich. Dennoch Gefahr, daß alle Handlung zerrissen werde. Der geistliche Vorbehalt. Character des Reichsabschiedes. Einfluß Carl's V. auf diesen Reichstag. Blick auf den Schluß seines Lebens.

Als Moriz den Vertrag zu Passau schloß, hoffte er auf den Reichstag, welcher binnen sechs Monaten gehalten werden sollte, um seine Arbeit für die Freiheit

des Reichs und der evangelischen Religion zu krönen. Auch ward derselbe im Mai des folgenden Jahres durch Ausschreiben des Kaisers, wiewohl dieser noch in den Krieg mit Frankreich verwickelt war, auf den August angekündigt. Doch in der Zwischenzeit wurde der junge sächsische Held vom Tod überrascht, und mit ihm fehlte es den Protestanten an einem leitenden Geiste.

Zwar versprachen die großen Eigenschaften seines Bruders August, welcher in dem Kurfürstenthum folgte, daß die evangelische Parthei an ihm wieder ein fähiges Haupt erhalten werde. Allein sich sogleich als ein solches zu zeigen, ward er durch seine Lage in Sachsen selbst verhindert.

Ehe er aus Dänemark vom Hofe des Königs seines Schwiegervaters heimkehren konnte, waren die vornehmsten Räthe des Landes schon durch Johann Friedrich von Sachsen angegangen, daß ihm die Kur sammt allen Landschaften, welche ihm entzogen worden, eingeräumt werden möge. So leicht der christliche Fürst sich in die Fügungen des Schicksals ergab, und so unglücklich er als eines der Häupter der Stände gewesen war, that es ihm doch sehr wehe, sich jetzt nur einen Herzog von Sachsen nennen zu dürfen, und er verrieth seinen ganzen Schmerz, indem er so gern den gebornen Kurfürsten hinzusetzte.

An den ersten Landtag, welchen August hielt, richtete Johann Friedrich sein wiederholtes Gesuch in einer heftigen Sprache, welche seine Landstände unterstützten. Auch hatte er einen seiner Söhne zum Kaiser in die Niederlande gesandt, um bei diesem die Wiederherstellung seines ehemaligen Glücks zu bewirken. Gesandte zu ähnlichem Zwecke waren waren an König Ferdinand und den dänischen Hof abgegangen. Allein August erwiederte mit Standhaftigkeit, daß er bei dem letzten Vertrage, welchen der Kaiser während der Gefangenschaft des Herzogs aufgerichtet habe, beharren, indessen nicht weitere gütliche Handlung abschlagen wolle. *)

Auch entspannen sich Unterhandlungen, welche besonders unter der Leitung von Abgeordneten des Königs von Dänemark langwierig wurden, und wesentlich keine Veränderung in dem neuen Verhältniß der sächsischen Linien hervorbrachten. Wenn August ohne männliche Leibeserben abschiede, dann erst sollten die Kur und das Amt eines Erzmarschalls auf die andere Linie zurückfallen. Dagegen versprach er, daß Johann Friedrich auch von ihm mit dem Titel eines gebornen Kurfürsten begrüßt werden sollte, welcher aber sich nicht von ihm auf seine Söhne fortpflanzen dürfte. Alle Urkunden und Papiere, die Kur betreffend, sollten

*) Sleidan. B. 25. S. 12.

in das Briefgewölbe des Schlosses zu Wittenberg gebracht werden, wozu man beiderseits die Schlüssel haben wollte. *)

Die Bitterkeit, womit Johann Friedrich ununterbrochen seines Verlustes gedachte, verbunden mit den Folgen seiner langen Gefangenschaft, untergrub seine Gesundheit, und selbst diesen Vertrag mit August unterzeichnete er mit sterbender Hand. „Ihr habt die Feinde nicht weit," sagte er zu seinen drei Söhnen, „sie sitzen euch an der Seiten, die wegen jüngst erlangten Sieges muthig geworden, und es nicht lassen werden zu versuchen, wie sie euch um Land und Leute bringen. Keines Bessern habt ihr euch zu ihnen zu versehen. Darum lasset euch nicht trennen, und haltet einer dem andern was zu Gute."

Seiner treuen Gemahlin Tod vermehrte die Schwäche, welche ihn tödtlich übermannte. Als er seinem Geheimschreiber wegen ihres Begräbnisses Befehl ertheilt hatte, rief er ihn zurück und sagte: „Lieber, laß mir auch neben ihr Raum, ich will bald folgen." In einer Sänfte begleitete er die Leiche in die Kirche, und bereitete dann sich selbst zum Tode. Als die Luft eines Tages ihn frisch durch das Fenster anwehte, dünkte das Leben ihn noch wieder lieblich. „Die Luft bekommt

*) Hortleder. B. 3. C. 88.

mir wohl," sagte er, „wenn ich nur wandern könnte!" Auch entwöhnte er sich bis zu den letzten Stunden nicht von seinen kleinen täglichen Ergötzungen, und ein Spiel mit seinen Cammerjunkern um einen Dreiling, wechselte mit christlichen Todesbetrachtungen zwischen ihm und dem eifrigen Gottesgelehrten Amsdorff. Er starb ohne Furcht vor dem Tode, wie es seinem christlichen Muth geziemte [1554. März 3.] *).

Obgleich Johann Friedrich in der Kraft des männlichen Alters starb, hatte er so gänzlich allen Standpunct in der Welt verloren, daß der Tod keineswegs zu früh zu ihm gekommen war. Sein Gefährte in seinen großen Unternehmungen, Landgraf Philipp von Hessen, litt freilich nicht an einer gleichen Erschöpfung der Lebenskraft; aber jener Sinn, welcher ihn einst so wild an die Spitze der Protestanten getrieben hatte, war gänzlich verrauscht. Er lebte jetzt im Geist eines Hausvaters, und war betrübt, allenthalben auf seinen Besitzungen Spuren zu treffen, wie sehr sie, während seiner Entfernung im Kriege und bei politischen Händeln, und während seiner Gefangenschaft, sich verschlechtert hatten.

Wenn die alten Häupter der Protestanten gänzlich erloschen waren, wenn Kurfürst August durch seine

*) Hortleder. B. 3. S. 88—92.

anfänglich schwankende Lage verhindert wurde, das Werk seines großen Bruders für Freiheit des deutschen Reichs und der evangelischen Religion zu vollenden, so waren in den übrigen protestantischen Fürstenhäusern nirgends Macht und Muth so beisammen, daß ein Antrieb aus ihrer Mitte die Hoffnungen, welche zu Passau aufgeblüht waren, reifen konnte.

Allein zu solchem Zweck hätte auch das kräftigste Haupt der Protestanten ganz anderer Umstände bedurft, als jetzt in Deutschland walteten. Die wilden Fehden, welche Markgraf Albrecht von Brandenburg fortführte, erhielten mehrere Stände in allen Spannungen des Krieges, fast alle in ängstlicher Erwartung, indem das Betragen des Kaisers bei denselben sehr zweideutig war, und man befürchtete, er werde nun diese Bewegungen brauchen wollen, seine alten Plane zur Unterjochung des deutschen Vaterlandes auszuführen. Ein allgemeiner Brand schien dann aus dieser Flamme entstehen zu müssen. Keiner wollte die Heimath verlassen, um bei einbrechender Gefahr selbst Hüter seyn zu können.

Dieser Zustand der Furcht wurde noch ängstlicher durch die schreckliche Kunde, welche aus England nach dem festen Lande kam. Maria hatte dort angefangen, ihren so beschränkten als grausamen Sinn wider die evangelische Lehre wüthen zu lassen. Dies wurde für Deutschland um so bedeutender, da sie die beiden Puncte,

ihre Vermählung mit dem Infanten Philipp, und daß dem Papste die höchste Gewalt in der Kirche wieder eingeräumt werden müsse, gewöhnlich in Verbindung mit einander der englischen Nation vortrug. Auch betrachtete man in Deutschland die Flamme der Scheiterhaufen, auf welchen die würdigsten Männer der Evangelischen, bald nach Vermählung des fanatischen königlichen Paares, in England den Märtyrertod fanden, als sey sie auch dem deutschen Volke angezündet. Wenigstens wurde die Religionsfreiheit desselben von jeder Vermehrung der Macht des Infanten bedrohet. Nach dem Tode des Kurfürsten Moriz mochte dem Kaiser sein Plan, Deutschland und Spanien auf immer zusammenzuketten, leichter als unter allen bisherigen Verhältnissen gelingen.

Derjenige, von welchem man wohl bisweilen wider die schreckendsten Absichten seines kaiserlichen Bruders wenigstens mildernde Hülfe hoffte, der römische König Ferdinand zeigte sich immer mehr als einen sehr standhaften Gegner der evangelischen Neuerungen. Die österreichischen Landstände hatten ihn um die Freiheit ersucht, das Abendmahl ganz empfahen zu dürfen, nicht blos unter Einer Gestalt. Allein er entgegnete ihnen, daß diese Neuerung aus einem schlechten Wahne gefaßt wäre. Seine Unterthanen sollten bei der alten wahren Religion im Gehorsam der allgemeinen Kirche bleiben, weil sie außerhalb derselben nicht selig werden könnten.

Durch solche Begebenheiten und Erscheinungen der damaligen Welt wurden die evangelischen Reichsstände so scheu gemacht, daß sie es nicht wagten, auf Vollendung der großen Arbeit des getödteten Moriz zu dringen, dessen Werth sie übrigens jetzt mehr empfanden, da seine Absichten entwickelter da lagen, und sein früher Tod den Haß wider ihn versöhnt hatte.

Der Reichstag, welcher im August 1553 gehalten werden sollte, wurde erst bis zum Weinmonate, dann bis zum Jenner 1554 verschoben; aber auch da kam er nicht zu Stande, wiewohl der Kaiser einige Räthe und den Cardinal Otto, Bischof von Augsburg, zu der Handlung auf demselben verordnet, und König Ferdinand ihn emsig betrieben hatte. Die Fürsten entschuldigten sich, auf seine Ladung zu kommen, weil jetzt in Deutschland ein unordentliches und wildes Wesen vorhanden sey. *)

Auf den April wurde nun die Reichsversammlung wieder anberaumt; aber auch Ferdinand war den Sommer über gezwungen, in seinen Erblanden zu bleiben, welche von den Türken bedroht wurden. Doch traf er zwei Tage vor dem Schlusse des Jahres wirklich in Augsburg ein, um den Reichstag zu eröffnen. Allein er fand keinen der Reichsstände daselbst, noch irgend

*) Sleidan. B. 25. S. 18. 35.

eine Botschaft von ihnen. Er sandte Briefe und selbst seine vertrauten Räthe im Reich umher, daß die Fürsten doch erscheinen wollten, um von höchstwichtigen Sachen zu handeln. Er hätte mit großer Ungelegenheit sein Land verlassen, um mit ihnen des Heils deutscher Nation zu gedenken. Daher möchten sie selbst kommen, und nicht durch Gesandte handeln. So wollte es die Großwichtigkeit der Sachen. Von seinem Bruder, dem Kaiser, hätte er vollmächtige Gewalt zur Handlung empfangen, und er würde sie nicht länger, als vonnöthen aufhalten.

Sparsam trafen Gesandte von einigen Ständen ein, und zwei Monate verflossen, ehe der Reichstag beinahe vollständig versammelt war: keiner von den Kurfürsten war persönlich gegenwärtig, nur wenige von den Fürsten. Sobald indessen die kursächsische Gesandtschaft angelangt, eröffnete König Ferdinand die Versammlung.

Kurfürst August entschuldigte, daß er nicht persönlich erschien, auch jetzt noch mit dem unruhigen Wesen in Sachsen; aber sein erster Antrag an den römischen König bewies, daß er dessen ungeachtet einen wesentlichen Vortheil für seine Parthei durch den bevorstehenden Reichstag erreichen wollte. Es sey wenig Hoffnung, erklärte er, zu einer Milderung der Gemüther in Deutschland. Sein Bruder Moritz habe vor etli-

chen Jahren ein Mittelding in den Kirchen und ihren Gebräuchen angeordnet. Aber dies Gebot habe wenig statthafte Wirkung bewiesen, und sey durch vieler Leute Schriften ganz schmählig angezogen worden, daß er sich nun in große Gefahr begeben müßte, wenn er jenes Mittelding wieder aufrichten wollte. Man müsse nun dahin trachten, Ischnell einen Frieden zuwege zu bringen, welcher die Religion und die geistlichen Güter mit begriffe. Wenn diese Angelegenheit auf einem andern Reichstag verschoben werden sollte; so sey es ungewiß, ob das Volk diesen zweifelhaften Zustand länger dulden werde. Selbst Leute von geringem Stande und Ansehen würden unter dem Vorwande der Gefahr für die Religion in mancher Gegend den Aufruhr anstiften können. Vor allem bitte daher der Kurfürst, des Antrags seines Bruders Moriz zu Passau eingedenk zu seyn, daß, ungeachtet vergeblicher Mühe, den Zwiespalt in der Glaubensmeinung zu vergleichen, der Frieden unverbrüchlich bestehen sollte, bis ein Verein in der Religion zu Stande gebracht werden könnte. Wiewohl der Kaiser sich dieses Geding damals nicht habe gefallen lassen, aus dem Grunde, weil es als allgemeine Angelegenheit auf den Reichstag gehöre: so habe der römische König doch kein Mißfallen an demselben bezeigt und ausdrücklich hinzugefügt, daß er allen Fleiß daran setzen werde, ihm die Bekräftigung des Reichstages zu verschaffen. Darin müsse das Hauptgeschäft sogleich bei Eröffnung der Berathschlagungen bestehen, ohne deren

glücklichen Erfolg keine Gewalt in Deutschland seyn werde, um den Türken hinlänglich Widerstand zu leisten.

Mit diesem besondern Vortrag der kursächsischen Gesandten an König Ferdinand athmet die Rede, womit dieser den Tag darauf, am fünften des Hornung, (1555) die Reichsversammlung begann, durchaus denselben Geist, wiewohl er in ihr weniger bestimmt ausgesprochen ist.

Von dem langwierigen Zwiespalt in der Religion, hieß es, müßte man zuerst handeln, denn er sey alles Jammers Quell und Anfang. Eine allgemeine Kirchenversammlung wäre eigentlich die Behörde, vor welcher der Streit geschlichtet werden müßte: warum die Versuche mit ihr mißlungen wären, wisse mancher. Eines Nationalconciliums hätte man auch oft gedacht, als sollte es besonders zur Ausgleichung dienlich seyn. Name und Form desselben lägen im Dunkeln: er könnte noch nichts darauf bauen. Gütliche Religionsgespräche hätten freilich bis jetzt wenig gefruchtet; aber doch hätte sich ergeben, daß die vornehmsten Puncte wohl verglichen wären, wenn nicht beide Partheien zu sehr auf ihren eigenen Nutzen gesehen hätten, sollte man nochmals Gefallen an denselben finden, so werde es an seinem treuen Fleiß gar nicht fehlen, wiewohl sein Bruder, der Kaiser, über diesen Punct eine ganz verschiedene Meinung hege.

Bestimmt äußerte Ferdinand auf solche Weise nicht, daß er dem passauer Nebenvertrag nun volle Kraft verschaffen werde; aber indem er selbst verzweifelte, die Glaubenssache bald beigelegt zu sehen, und die Schuld beiden Theilen zumaß; indem er unmittelbar an seinen Vortrag über die Religion sein Bedenken wegen Befestigung des Landfriedens knüpfte, und die kursächsischen Gesandten ihn so nachdrücklich an die Handlung zu Passau erinnert hatten: konnte man aus seinen Eröffnungen sicher abnehmen, daß er Frieden zwischen den Religionspartheien wolle, auch ohne daß die Glaubensstreitigkeiten selbst ausgeglichen würden. *)

Als die Berathschlagungen dem Vortrag des römischen Königs gemäß angefangen waren, wirkte auf sie ein doppelter Umstand sehr günstig.

Der Kurfürst August von Sachsen und Joachim von Brandenburg, der Landgraf von Hessen, die Söhne des verstorbenen Johann Friedrich von Sachsen, und andere Fürsten jener Gegend kamen zu Naumburg an der Saale zusammen (6. März 1555) und beschlossen, daß sie bei der Augsburgischen Confession beständiglich beharren wollten. Sie benachrichtigten davon den Kaiser und seinen Bruder, mit dem Beifügen, daß sie von dem gegenwärtigen Reichstage wenigstens einen solchen

*) Sleidan. B. 25. C. 46. B. 26. C. 2.

Frieden erwarteten, welcher die Religion gegen alle Gewalt und Gefahr sicher stellte.

Dieses feste, männliche Zusammentreten kündigte an, wie wenig der nicht bestätigte passauer Nebenvertrag vom kaiserlichen Hofe hintenangesetzt werden dürfte, wenn er Ruhe und Hülfe von der evangelischen Parthei heischte.

Zugleich verschwand in Augsburg ein Hinderniß, welches die Handlung in diesem Geiste, zu hemmen drohte. Vom päpstlichen Hofe war ein Cardinal auf den Reichstag geschickt, um alles aufzubieten, daß die Deutschen in den Schooß der römischen Kirche zurückgeschickt würden. Ihn unterstützte einer von des Kaisers Bevollmächtigten, der Cardinal Otto, Bischof von Augsburg. Dieser suchte den Fürstenrath in Gährung zu bringen, und wollte die Gedanken an einen fortdauernden Frieden ohne einen Vergleich über die Glaubenslehren schlechterdings nicht gestatten. Allein indem er schon den übrigen Bischöfen einen gleichen Eifer einhauchte, kam die Nachricht, daß der Papst gestorben sey. Der Legat reisete sogleich ab, und der Bischof von Augsburg säumte nicht, ihm zu folgen, um zur neuen Papstwahl einzutreffen. Doch hinterließ er ein Schreiben an den Fürstenrath, worin er seine frühern Protestationen wiederholte, und besonders kund that, daß er keinesweges gesonnen wäre, irgend einen Anschlag gut

zu heißen, wodurch der alten Religion und der Würde des päpstlichen Stuhls irgend eine Verkleinerung erwachsen könnte. *)

Nach seiner Abreise handelte der Fürstenrath rasch über das Bedenken, welches ihm von seinem Ausschusse vorgelegt war, zumal da Ferdinand die einmal in Flammen gesetzten Bischöfe sehr ernst anwies, durch ihre unnützen Grübeleien nicht die evangelische Parthei zu größerer Schärfe zu reizen. Das kurfürstliche Bedenken war schon früher vollendet.

Darauf drangen alle drei Räthe der Reichsversammlung, daß ein beständiger Friede auch ohne Verein über die Glaubenslehren selbst errichtet werden müsse, und so war der ganze Reichstag über den Hauptpunct einig, welcher zu Passau noch schwankend geblieben. Im kurfürstlichen Bedenken war das Jahr 1547 als Norm für den Besitz geistlicher Güter und der Zehenden angenommen: im fürstlichen die Zeit des passauer Vertrages. Wenn in eben diesem Zeitpunct eine geistliche Gerichtsbarkeit der katholischen Bischöfe in Ländern der augsburgischen Confessionsverwandten statt gefunden hätte, nur dann sollte sie ferner gelten.

Ueberhaupt war das fürstliche Gutachten bestimmter, und brachte die Schwierigkeit und Gefahr mehr

*) Ann. Augsburgenses. p. 1 877 etc. Sleidan. B. 22. S. 5.

unter die Augen, als das kurfürstliche. In diesem war gesagt, daß kein Reichsstand den andern oder die Unterthanen desselben mit Gewalt und List zum Uebertritt zu seiner Religion bewegen oder bei demselben beschüzzen sollte. Wirklich seßte es also dabei voraus, daß freiwillig sowohl die Stände der augsburger Confession zur römischen Kirche zurückkehren, als die katholischen sich zum evangelischen Glauben bekennen dürften. Allein das fürstliche Gutachten enthielt dieses bestimmt ausgesprochen. Nur heischten die Katholiken einen auffallenden Zusatz, nämlich, daß man für die weltlichen Reichsstände der katholischen Religion die Freistellung wollte, sich zur neuen Lehre wenden zu dürfen. Verschloß man denn damit die Ansicht, daß auch die geistlichen katholischen Reichsstände, so viele von ihnen wollten, zur evangelischen Parthei künftig übertreten könnten?

Hier war der Punct, wo plözlich alle Friedenshoffnung zu zerreißen drohte. Sobald die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt war, erhoben sich auch die geistlichen Kurfürsten, und die ganze weltliche Parthei der Katholiken behauptete mit der geistlichen, daß ein Bischof oder Abt, wenn er der alten Kirche öffentlich untreu werde, sogleich dadurch seine bisherige Würde verliere, und ein anderer an seine Stelle geordnet werden müsse.

Dagegen beharrten die Protestanten des Fürstenrathes bei der Forderung, daß es jeglichen geistlichen oder weltlichen Kurfürsten, Fürsten, Ständen, Obrigkeiten, bis auf christliche und friedliche Vergleichung der Religion frei stehen solle, sich sammt ihren Unterthanen in die alte Religion, oder augsburgische Confession zu künftiger Zeit zu begeben.

Wenn den geistlichen Ständen, sagte die katholische Parthei, es zugelassen seyn sollte, die augsburgische Confession nach Gefallen anzunehmen, so läge darin nicht nur eine Wurzel gänzlicher Zerreißung vieler tapferen hohen und anderer Stifte im Reich, sondern auch ein Saame unaufhörlicher Zwietracht. Leicht möchte es unter den Ständen noch solche Gemüther geben, die dem Beispiel des Herzogs von Preußen nachfolgten, und die Stifte entweder eigenthümlich an sich ziehen oder doch so berupfen würden, daß wenig übrig bliebe. Nun aber sprächen die Protestanten sogar von allen geistlichen Ständen, von welchen doch viele im Lande katholischer Fürsten und unter ihrem Schutze und Schirm sich befänden. Dürften solche Prälaten nach Gefallen die Kutte von sich werfen und sich verheirathen: so sähen die katholischen Reichsstände in der Mitte ihrer Unterthanen die Fahne des Ungehorsams aufgepflanzt, welcher um so mehr um sich greifen könnte, da man selbst für alle Obrigkeiten jene gehässige Freiheit fordere. In den Erblanden des römischen Königs und anderer ka-

tholischer Fürsten, gebe es Ritterschaft genug, welche von ihnen ihre Güter zu Lehn trage, aber doch obrigkeitliche Rechte ausübe. Dieser Adel sollte nun nach Gefallen Aenderungen in Religionsachen vornehmen? ohne Einwilligung seiner Lehnsherrn? Solche Dinge wären selbst bei der Handlung zu Passau nicht verlangt, wo die Büchsen, Spieße und Hellebarden, so zu sagen, vor der Thüre gestanden. Sie zweckten schlechterdings dahin ab, den innern Frieden allenthalben zu zerstören, welchen die Protestanten freilich überhaupt schienen in die Acht erklären zu wollen; denn sie verlangten ja sogar, daß die Unterthanen beider Religionstheile ihres Gewissens und Bekenntnisses halber von ihren Obrigkeiten frei gelassen werden sollten. Dadurch wäre der Aufruhr selbst in Schutz genommen, und außerdem wüßten die Katholischen es nicht in ihrem Gewissen zu verantworten, wenn sie nicht das Heil ihrer Unterthanen in dem Glauben, welchen sie für den rechten annähmen, zu pflanzen suchen sollten.

Die Verwandten des augsburger Glaubensbekenntnisses erinnerten dagegen: Wenn der Gegentheil besorge, daß mit der Freiheit der geistlichen Stände, zur protestantischen Parthei überzutreten, den Bisthümern und Stiften Gefahr drohe, weltlich zu werden, und von der Kirche abgerissen den Fürsten erblich zuzufallen: so wolle man von ihrer Seite gern die Versicherung stellen, daß von dem Gute der Stifte, in welchen die Religion ge-

ändert würde, nichts entwendet, und nach dem Tode oder anderm Abschiede des Prälaten so Wahl als Verwaltung den Capiteln ungestört bleiben sollten. Nimmermehr aber dürfte man dem Verlangen weichen, daß die Geistlichen, welche evangelisch würden, darum ihre Würden und Einkünfte verlieren müßten. Das hieße, von ihnen verlangen, daß sie wider ihre Religionsverwandten feindlich handeln, daß sie ihre eigene Sache mit großer Schmach selbst verdammen, daß sie bekennen möchten, ihre Lehre vom Glauben wäre der Kirchengüter nicht würdig, und was von denselben bisher für ihre Religion verwandt worden, wäre wie ein Raub zu betrachten. Solche Schande wolle man ihnen aufbürden, die aus der heiligen Schrift beweisen könnten, daß der Gegentheil das Kirchengut mit Gotteslästerung mißbrauche, die nur aus Liebe zum Frieden es zuließen, daß derselbe bei seinen Gesetzen und Gebräuchen, bei seiner Habe bleiben dürfte. Nimmermehr würden sie eine Schranke aufrichten, über welche der Mensch nicht zu ihrer Kirche, nicht zur ewigen Seligkeit gelangen könnte. Wäre doch kein Jude noch Türke, in welchem sich einigermaßen ein Gemüth regte, und der nicht alle Welt zu seiner Religion bringen möchte. Darum wollten sie auch Freiheit des öffentlichen Glaubensbekenntnisses für die mittelbaren Stände, für die Ritterschaft, und nicht nur für die Reichsstädte, sondern auch für die Hanse und die andern Städte, ja auch für die

Unterthanen beider Religionstheile, für das Volk überhaupt.

Von beiden Partheien wurde nun mit desto mehr Bitterkeit gestritten, je weniger sie sich bestimmt die Grundsätze dachten, über welche sie im Streit lagen, und je mehr sie deshalb sich einander mißverstehen mußten.

Offenbar stützten die Protestanten auf zwei Grundsätze, nach welchen sie selbst bisher nicht hinlänglich gehandelt hatten, zuletzt ihre Forderungen an die Katholiken. Sie dachten sich nämlich, Freiheit des Glaubens, der Gewissen, solle der deutschen Nation werden, sie möchte der alten Religion oder dem augsburgischen Glaubensbekenntniß anhangen; aber zwischen diesen beiden Partheien müßte schlechterdings die vollkommenste Gleichheit der Rechte im Reich herrschen. Welche politische Schwierigkeiten und Folgen damit verbunden seyn möchten, es wäre Christenpflicht, jener Gewissensfreiheit jede Rücksicht zum Opfer zu bringen.

Die Katholiken hingegen, wenn sie sich bestimmte Rechenschaft über sich selbst abgelegt hätten, würden in einer politischen Furcht die Hauptquelle ihrer Beweise gefunden haben. Jene völlige Gleichstellung der Protestanten mit ihnen, selbst die Gewissensfreiheit der Unterthanen hätten sie vielleicht zugegeben, wenn sie nicht

hätten fürchten müssen, daß alsdann die evangelische Religion in der Reichsverwaltung die herrschende, und unter der deutschen Nation die allgemeine werden möchte. Die Protestanten, dachten sie, können von einer Gleichheit und Religionsfreiheit beider Theile leicht reden. Welchen Antrieb würden die Reichsstände unter ihnen haben, in den Schooß der alten Kirche zurückzukehren? müßten sie dann nicht an diese so manchen Raub zurückgeben, wodurch sie sich bereichert haben? und zeigt ihnen die Rückkehr dagegen irgend einen Gewinn? Eben so läßt sich erwarten, daß das katholische Volk, wenn es durch keine Fessel gehindert wird, allenthalben in lichten Haufen zu der protestantischen Lehre strömen werde. Schon das Neue an sich reizt das menschliche, vorzüglich das rohere Gemüth; überdies arbeiten viele Verführungsmittel für die neue Lehre; und erwachte auch endlich ein Theil des Volkes aus dem Zauber und sehnte sich nach seinem alten Glauben zurück, so fände es wahrscheinlich seine alten Gotteshäuser, wenn auch nicht in Trümmern, doch verödet.

So richtig allerdings diese Ansicht der Katholiken war, verdienten doch die Gründe der Protestanten eine größere Achtung. Wiewohl sie die Duldung in der Religion nur auf die alte Kirche und die Verwandten der augsburgischen Confession beschränkten, wiewohl sie auf unverantwortliche Weise während des Reichstages wiederholt äußerten, daß sie unter diesen letzten die

Calviniſten nicht mit begriffen, ſo waren ſie den Grundſätzen der Duldung und der Freiheit der Gewiſſen doch näher, als die Katholiken.

Aber welche Duldung die Billigern von beiden Partheien ſich auch einander beweiſen mochten, ſchwebte ihnen doch immer ein Zeitpunct vor, wo dieſelbe aufhören müßte. Beiden lag im Hintergrunde die Ueberzeugung, daß es ihnen chriſtliche Pflicht ſey, den Glauben des Gegentheils dereinſt auszurotten, indem es ſchlechterdings nur Eine chriſtliche Kirche geben könne. Auf jeden Fall ſollte immerhin nur noch ein Waffenſtillſtand geſchloſſen werden, aber er ſollte ein beſtändiger Friede heißen und als ſolcher gelten, weil der Zeitpunct, wo alle wieder zu Einer chriſtlichen Fahne zuſammengetrieben werden könnten, ſich immer weiter zu entfernen ſchien, und weil bis zu ihm aller Kampf fruchtlos bleiben mußte. Inzwiſchen wirkte jene Ueberzeugung gewiß mit dazu, wenn man ſich endlich darein ergab, auch diesmal nur mit einem ſcheinbaren Frieden aus einander zu gehen, und genug Stoff zur künftigen Zwietracht zurückgelaſſen zu haben.

Wirklich war die Erbitterung, mit welcher man über die Religionsfreiheit auch der Prälaten, auch der mittelbaren Stände und der Unterthanen ſtritt, ſo heftig, daß nur die Hoffnung auf künftigen vollendeten Sieg die Partheien zur Nachgiebigkeit bringen mochte.

König Ferdinand hatte mit großer Kunst und Mäßigung schon acht Monate den Vermittler zu Augsburg gemacht, und verzweifelte an einem friedlichen Verein. Er äußerte daher, daß sein Weg in die Heimath sehr kurz und leicht sey, und meldete durch einen besondern Abgeordneten den angesehensten und näheren Reichsständen, daß er nach so vieler fruchtlosen Mühe, und bei solcher Trennung der Gemüther gerathen finde, die Religionsangelegenheit auf einen neuen Reichstag zu verschieben. Allein von allen Seiten kam die Antwort, daß es nicht wohl gethan seyn werde, jetzt vor aufgerichtetem Frieden aus einander zu gehen, da man sich wechselseitig doch mehr als jemals genähert habe. Zugleich regte sich wieder der Argwohn der Protestanten, daß der Kaiser im Grunde gar keinen Religionsfrieden wolle.

Der römische König begann seine Unterhandlungen mit neuem Eifer; aber auch er wich nimmermehr von dem Vorbehalt in der Religionsfreiheit, nach welchem die geistlichen Stände durch den Uebertritt zur evangelischen Lehre ihre Würden und Einkünfte verloren. Da erklärten endlich die Protestanten, daß sie ihm, jenseit der geschehenen Bitte und Verwendung, hierin keine Form und kein Maaß zu setzen wüßten. Wenn er daher kraft der ihm vom Kaiser verliehenen Vollmacht den geistlichen Vorbehalt in die Friedensurkunde aufnähme, so sollte nur hinzugefügt werden, daß sich die

Reichsstände über denselben nicht hätten vergleichen können.

Weil die Protestanten in diesem Puncte nachgegeben, hofften sie gleiche Gefälligkeit von dem Gegentheil in Hinsicht auf die Religionsfreiheit, welche sie auch für die mittelbaren Stände und die Unterthanen gefordert hatten. Allein der Streit darüber wurde mit Bitterkeit fortgeführt, bis Ferdinand ein ähnliches Mittel zur Vergleichung wie bei dem geistlichen Vorbehalt glücklich durchsetzte. In einem Nebenabschied erklärte er kraft der ihm übertragenen kaiserlichen Vollmacht, daß der Geistlichen landsässige Ritterschaft, eigene Städte und Communen, welche seit langer Zeit der augsburgischen Confession und Religion anhängig gewesen wären, und dieselbe öffentlich ausgeübt hätten, auch ihrer gegenwärtig noch öffentlich gebrauchten, hinfort von diesem Glauben und diesen Kirchengebräuchen durch niemand gedrungen, und dabei bis zur christlichen, endlichen Vergleichung der Religion unvergewaltigt gelassen werden sollten. Doch ward auch dieser Handlung der kaiserlichen Machtvollkommenheit hinzugefügt, daß sich die Stände über den angeführten Punct nicht hätten vergleichen können, und von denen der alten Religion mancherlei Ursachen und Begehren dagegen vorgewendet wären.

Durch solchen Nebenabschied wurde freilich auf keine Weise die Religionsfreiheit der Unterthanen in

Deutschland begründet, wie die Protestanten sie verlangt hatten. Ferdinand war gewandt genug gewesen, die Gefahr, womit eine solche Forderung die Macht der katholischen Reichsstände bedrohte, einzig auf die geistlichen zu wälzen. Die Furcht, daß evangelische Unterthanen vorzüglich von diesen gedrückt werden möchten, der Religionshaß wider dieselben, die Schadenfreude, sie von ihren eigenen Glaubensgenossen preisgegeben zu sehen, trugen bei den Protestanten wohl viel dazu bei, daß sie sich mit dieser ungeheuern Beschränkung ihrer Forderung begnügten. Selbst in den geistlichen Ländern wurde die Religionsfreiheit der Unterthanen nicht auf die künftige Glaubensveränderung ausgedehnt, sondern auf den gegenwärtigen Zustand beschränkt; und sogar dieser galt nicht einmal als reine Norm, sondern die evangelische Lehre sollte unter dem geistlichen Stabe nur da geduldet werden, wo sie seit langer Zeit und jetzt noch blühte. Also der Uebertritt zur neuen Lehre kurz vor dem gegenwärtigen Zeitpunct gab noch keinen Anspruch auf Duldung. Endlich war auch von einer Religionsfreiheit der Unterthanen überhaupt nicht die Rede. Sie ward nur den mittelbaren Ständen unter geistlicher Herrschaft, nur Gemeinheiten unter den angegebenen Bedingungen verliehen.

Wiewohl diese Erklärung aus kaiserlicher Machtvollkommenheit nicht wie der geistliche Vorbehalt, in den Reichsabschied selbst aufgenommen wurde, mußte sie

für die geistlichen Stände doch eben so viel bindende Kraft haben, als dieser Vorbehalt für die Protestanten. Allein beide Theile waren wenig geneigt, solche Fessel zu ertragen, und es ergab sich deutlich, daß an dem fünf und zwanzigsten Tage des Herbstmonates (1555), da der Reichsabschied öffentlich vorgelesen wurde, nichts als ein Waffenstillstand zwischen beiden Religionspartheien geschlossen worden. Eine völlige Gleichstellung derselben konnte einzig dereinst einen fortdauernden Frieden zwischen ihnen begründen. Allein der Versuch zu ihr in dem gegenwärtigen Zeitpunct hätte sie unstreitig auf immer unmöglich gemacht; denn die evangelische Parthei wäre in kurzem dadurch herrschend gewesen. Ungefähr ein Jahrhundert später, da die alte und die neue Lehre sich einander weniger fürchteten, und den Anhängern der ersten kein jugendlicher Zauber der letzten mehr gefährlich war, durften die Katholiken es wagen, in den evangelischen Reichsständen völlig gleiche Brüder anzuerkennen, ohne daß sie sich der Gefahr preisgaben, selbst gänzlich zu versinken.

Wiewohl jede der beiden Religionspartheien in der Aussicht handelte, daß einst ihr Glaube der triumphirende und die Seele der christlichen Kirche seyn werde, nachdem dieselbe in ihrer Einheit wieder hergestellt worden, so war es doch der ausgezeichnete Character des nun geschlossenen Religionsfriedens, daß er in dauernder Kraft bleiben sollte, wenn auch kein Vergleich über

die Religion selbst je zu Stande gebracht würde. Die Reichsstände von der alten Kirche und von der augsburgischen Confession sollten sich der Religion wegen auch nicht im geringsten einander beschweren. Auch sollte den Unterthanen beider Partheien, welche des Glaubens wegen auswandern wollten, der Ab- und Zuzug und der Verkauf ihrer Habe gegen billigen Ersatz für Leibeigenschaft und Nachsteuer, wie das Herkommen eines Ortes forderte, unverhindert seyn. Die eingezogenen Kirchengüter, welche unmittelbaren Reichsständen nicht gehörten, und zur Zeit des passauer Vertrages nicht mehr von Geistlichen besessen wurden, aber zu ihren ursprünglichen frommen Zwecken fortdauernd verwandt waren, sollten keinen Gegenstand des Streites und einer Klage am Cammergericht mehr abgeben. An Oertern, wo die Religion des augsburgischen Glaubens galt, sollte die ehemalige geistliche Gerichtsbarkeit nicht mehr statt finden. In den Reichsstädten, wo beide Religionen bisher im Gebrauch gewesen, sollte es ihnen auch hinfort unbenommen bleiben. Die unmittelbare Ritterschaft wurde gleich den Reichsständen in diesen Frieden eingeschlossen. *)

Kaiser Carl hatte auf den Geist der Verhandlungen zu Augsburg wenig Einfluß gehabt. Die Instru-

---

*) Sleidan. B. 25. S. 17—23. Lehmann vom Religionsfrieden. B. 1. S. 5. 6. 27 u. f. Planck. B. III. Th. 2. S. 523—544. Schmidt. Th. 6. S. 239—270.

ction für seine Abgeordneten auf dem Reichstage athmete eine Strenge der katholischen Grundsätze, welche sonst nicht an ihm bemerkt war. Hätte sie die Parthei der alten Kirche wirklich geleitet, so wäre es nicht einmal zur Eröffnung der Unterhandlungen gekommen. Dies entging auch dem Kaiser nicht; aber eben deswegen eilte er, seine ganze kaiserliche Machtvollkommenheit zu dem Friedensgeschäft an seinen Bruder Ferdinand zu übertragen, der es vollenden sollte, ohne weitere Hinterbringung. „Ich fürchte," schrieb er, „daß von etlichen dermaßen beschwerliche Puncte erregt werden, welche ich, wenn ich zugegen wäre, keineswegs billigen könnte, noch sollte."

Schon diese Aeußerungen deuteten an, daß jener Carl, welcher zu stolz war, irgend einem Widerstande zu weichen, aufgehört hatte, zu walten. Alle übrige Kunde, welche sich jetzt über ihn zum Erstaunen der Welt verbreitete, bestätigte solche Vermuthung.

Indem körperliche Leiden ihn fesselten, hatte er sich zu Brüssel so in die Einsamkeit gezogen, daß nur seine königlichen Schwestern und wenige Vertraute zu ihm gelassen wurden. Jedes Geschäft wies er von sich mit dem sichtbarsten Ueberdruß. So geschah, daß er neun Monate lang nicht dahin gebracht werden konnte, ein Schreiben, eine Urkunde zu unterzeichnen. Dadurch wurde in der Verwaltung so vieler Staaten ein Still-

stand verursacht, der die schädlichsten Folgen haben mußte.

Bei aller Kraft seiner Natur, wovon seine lange, thatenvolle Regierung zeugt, war er doch ursprünglich weder zum Staatsmann, noch zum Feldherrn berufen. Er liebte es, in sich selbst zu versinken, und die äußere Welt nur anzuschauen, wenn sie seiner Betrachtung oder seinen Trieben Genuß darbot: in ihm schlummerten alle Keime, aus welchen ein herrliches wissenschaftliches oder künstlerisches Leben aufblühen konnte.

Eben darum war er wenig gewandt in den Künsten der Welt, und erschien der großen Menge der flachen Beobachter fast blödsinnig, als ihn der Eintritt in die Jünglingsjahre auf Thronen führte. Von der Ehrbegierde, die jedem kräftigen Gemüth einwohnt, von dem Drang seiner Lage getrieben, entwickelte er bald seine großen Fähigkeiten, um als Staatsmann zu glänzen. Die Rolle, das Werk desselben, waren seiner ursprünglichen Anlage nicht so zuwider, als Kunst und Arbeit des Feldherrn. Sobald er aber einsah, daß er ohne diese nicht den ersten Rang in der Welt werde behaupten können, zeigte er sich groß als Feldherr und Krieger.

Nun regierten zwei Dinge sein Leben und Wesen, nämlich seine unsprüngliche Natur, welche zu mächtig

war, um sich ganz zurückweisen zu lassen, und das für ihn künstliche Treiben des Staatsmannes und Helden, welches er eben darum als Meister vollendete, weil er es mit Selbstüberwindung vollbrachte. Er blieb sich selbst getreu, offen, stolz auf sein eigenes Gefühl, und nur durch seinen eigenen Beifall befriedigt; aber in Geschäften des Staatsmannes zeigte er sich vieldeutig, voll Verstellung, und mehr bemüht um die Bewunderung seiner Macht, als um eigene Achtung. Als Krieger schien er zur Unruhe geboren, im Lager aufgewachsen zu seyn, und war ein kühner Feldherr. Allein auch als solcher war er wahrhaftig groß nur durch die betrachtende Ruhe seiner Natur, und im Kriege rastlos, hing er zugleich am einsamen Nachsinnen und am stillen Genuß der Liebe. In den dunklen Gängen der Politik und unter dem Donner des Geschützes hegte er immer den idealischen Wunsch, in ländlicher Einsamkeit seiner ursprünglichen Natur wiedergegeben zu werden, und dachte sich den Tag, wann er alle Kronen niederlegen könnte, mit freudiger Sehnsucht schon in den frühen Zeiten, wo bei ihm nichts eine solche Absicht veranlassen mochte, als einzig sein Gefühl, daß die Arbeit und der Ruhm, über viele Nationen und in verschiedenen Erdtheilen glorreich zu herrschen, sein Gemüth nicht immer ausfüllen würden. Schon im Jahre 1542, als Don Franz von Borgia ihm seinen Entschluß anzeigte, aus der Welt in die Einsamkeit zu ziehen, enthüllte er

demselben seinen Vorsatz, ein gleiches zu thun, sobald sein Sohn zu regieren vermöchte.

Eine unausbleibliche Folge von dem Mißverhältnisse zwischen seiner ungeheuern Anstrengung als Staatsmann, als Feldherr, und seinen natürlichen Neigungen, war die Zerrüttung seiner Gesundheit. Freilich lehrte in den frühern Jahren schon sein Anblick, wie gewaltig auch seine physische Anlage sey: der feste und anmuthige Gliederbau seiner nicht besonders hohen Gestalt, seine starken Schenkel und Arme voll eiserner Kraft, seine breiten Schultern, seine flammenden blauen Augen, sein kühnes Kinn, welches zu sehr hervorragend, mit den Lippen, die nicht an einander schlossen, seiner Anmuth Abbruch that, seine frische Gesichtsfarbe, durch das hochblonde Haupthaar erhöht, alles dies zusammen gab das Bild einer kraftvollen und reichen Natur: allein jener Zwiespalt in seinem Leben, aus welchem die wesentlichen Erscheinungen desselben hervorgingen, zerstörte schon an sich auch seine körperlichen Kräfte. Mit demselben hing zusammen, daß sich Carl durch unmäßigen Genuß der Liebe schwächte; denn der Mann, welcher für ihre romantischen Freuden geschaffen war, suchet, derselben beraubt im Strudel der Welt und Arbeit, leicht seinen Ersatz in der Wollust und einer entarteten Phantasie der Liebe.

Seiner ursprünglichen Bestimmung getreu, und nun im sechs und funfzigsten Jahr seines Alters durch

Krankheiten erschöpft, indem die Geschäfte durchaus allen Reiz für ihn verloren, indem der letzte Krieg mit Moriz von Sachsen ihn gelehrt hatte, wie wenig er seine Plane für die Größe seines Hauses vollenden werde, ergab sich der Kaiser dem alten inneren Drange, von allen Geschäften des Herrschers befreit zu seyn.

Vielleicht ward dieser Entschluß noch durch einen Umstand beschleunigt, welcher seinem Herzen sehr wehe thun mußte. Er hatte seinen Sohn Philipp allmählich an die Regierung zu gewöhnen gesucht, und ihm deshalb, als er sich mit der Königin Maria von England vermählen wollte, das Königreich Neapel abgetreten. Sogleich offenbarte sich, mit welchem engen Herzen Don Philipp herrschen, mit welchem kleinen Geiste er seine Herrschaft bewachen werde. Er ließ seinem großmüthigen Vater melden, daß er die dortigen Beamten entlassen, und mit den Geschöpfen seiner eigenen Gunst die Stellen besetzen wolle. Aehnliche Gesinnung verrieth er bei allen übrigen Gelegenheiten. Hätte Carl mehr rechtmäßige Söhne gehabt: so hätte er sich vielleicht noch einmal in seiner Kraft erhoben, und den engherzigen Jüngling in den Staub getreten. Jetzt blieb ihm nichts übrig, als zu verhindern, daß das schmählige Schauspiel der Zwietracht zwischen Vater und Sohn sich nicht vor der Welt entwickele, und dies wurde am sichersten bewerkstelligt, wenn er alles, was Don Philipp begehren konnte, ihm hingab. Aber

selbst nach Brüssel, wo es geschehen sollte, weigerte derselbe sich, eher zu kommen, als bis ausgemacht sey, wie er daselbst gehalten werden solle.

Alle niederländische Stände waren in diese Stadt zusammengerufen. Der Kaiser redete selbst in ihrer Mitte, indem er sie an seinen Sohn, als ihren künftigen Beherrscher überwies. Er sprach von seinen Thaten, den bestandenen Gefahren und Leiden, ohne Ruhmsucht, doch wahr und offen, einer großen Seele gemäß. 1555. Oct. 25: Auf ähnliche Art meldete er bald nachher den spanischen Provinzen, daß sie hinfort in Philipp ihren neuen König so verehren sollten, als ob Er gestorben wäre. Freimüthig bekannte er, daß seine Kräfte zur Regierung nicht mehr hinreichten, und daß er schon früher seinen gegenwärtigen Entschluß hätte ausführen sollen. Herzlich legte er seine Hoffnung dar, daß glückliche Zeiten unter seinem Nachfolger bevorstünden; aber doch lobte er an demselben keine gute Eigenschaft, welche ihm die Wahrheit nicht beimaß, nämlich nichts als seine vorsichtige Klugheit, seine Mäßigung, seine Gerechtigkeitsliebe. 1556. Jan. 16. *)

Alle seine Kronen konnte Carl auf Don Philipp übertragen, nur nicht die höchste, die Kaiserkrone. Es ist ungewiß, ob er mit dem Wunsch, es zu können,

---

*) Sepulveda, L. XXX. §. 19—23.

seinen Neffen und Tochtermann, den Erzherzog Maximilian noch jetzt bestürmte, da er von demselben in den Niederlanden besucht wurde. Seiner Hoffnung, Spanien und Deutschland auf immer verbunden, und in dem letzten Reich die Einheit der Kirche wiederhergestellt zu sehen, stand dieser junge geistvolle Fürst entgegen, der sich zur Lehre der Evangelischen neigte, und welchem er deshalb jetzt beim Abschiede seine religiöse Denkart mit strengem Tadel vorhielt.

Nach der Reichsversammlung zu Augsburg wollte Carl seinen Entschluß, die Regierung Deutschlands an seinen Bruder Ferdinand zu übertragen, mitgetheilt wissen; aber sein Schreiben kam den Tag an, als der Reichsabschied vorgelesen werden sollte. Er ließ dann, indem er in Vlissingen auf günstigen Wind zur Abfahrt nach Spanien harrte, eine Urkunde über seine Niederlegung der deutschen Krone an die Reichsstände ergehen: 1556. Sept. 7. Zugleich ernannte er eine angesehene Gesandtschaft, um die feierliche Handlung, diesem Entschluß zufolge, vor dem Reich und insbesondere den Kurfürsten zu vollführen. *)

Als er den spanischen Boden betreten hatte, brannte er vor Ungeduld, in die Einsiedelei zu ziehen, welche er sich längst gewählet. Neben dem Mönchskloster St.

*) Godelaevus ap. Schard. T. II. p. 647 sq.

Juste, am Fuß des Gebirges Drospeda, hatte er sich ein kleines Gebäude mit wenigen einfach geschmückten Stübchen errichten lassen. Es lag in anmuthiger Gegend und unter mildem, heiterm Himmel.

Ueber große Angelegenheiten der Reiche und häusliche Vorfälle seiner Familie ließ Carl sich hier wohl noch benachrichtigen und befragen; doch litt er höchst ungern eine Störung seiner Einsamkeit, und duldete nicht, daß seine geliebten Schwestern bisweilen in seiner Nähe wohnten. Er beschäftigte sich mit seinem Garten, mit mechanischen Arbeiten, oder las die heilige Schrift, und war zugegen, wenn die Mönche sie auslegten.

Im Drang seines Lebens hatte er unmöglich zu einer hellen Einsicht in die Religion gelangen können, welche in diesem Zeitalter kaum das Eigenthum der höchsten wissenschaftlichen Gemüther war; aber auch der Muth starker Geister, womit sie sich über die dunklen Regionen ihres Wissens gleichsam hinausschwingen, entstand ihm in den Jahren der Schwäche. Durch Kasteiungen, die seinen Körper mißhandelten, wollte er sich jetzt des Himmels Gnade erwerben, und der schöne Geist der Duldung, welchen er einst in Wittenberg und an Luther's Grabe bewies, war so von ihm gewichen, daß er jede Spur evangelischer Denkart in Spanien mit Grausamkeit vertilgt wissen wollte.

Wiewohl er die Fehden mit den evangelischen Reichsständen nie als einen Religionskrieg geführt hatte, trübten dieselben doch eben so sehr seine religiösen Ansichten, als sie sein Leben ihm widrig machten; denn durch sie wurden die idealischen Entwürfe untauglich, welche einzig ihm den Besitz und Gebrauch seiner ungeheuren Macht in einem reizenden Lichte gezeigt hatten.

Als Carl in seiner Einsamkeit starb: 1558. October 11: lebten unter den Häuptern der Protestanten, welche gegen ihn gekämpft hatten, nur noch die beiden, deren Eifersucht gegen einander besonders dazu beitrug, daß er den Hauptkrieg wider dieselben siegreich endigte: Landgraf Philipp von Hessen, welcher emsig bemüht war, seine Wildbahnen zu verbessern, die ihm, nach seiner Klage, die Schelme von Bauern während seiner Gefangenschaft verdorben hatten, und Ritter Sebastian Schärtlin, welcher bei der Nachricht von des Kaisers Tode auf seinem Schlosse Burtenbach ausrief: wo bleiben nun das Interim und die Verfolgung armer Christen? *)

*) Sepulveda. L. XXX. §. 40—43. Schärtlin. S. 265.

# Zweites Capitel.

## Inhalt.

Die Wirkungen der Reformation. Gesetze bei Beurtheilung derselben. Durch sie Begründung der evangelischen Freiheit, einer gleichförmigeren Volksbildung, der deutschen Cultur und Literatur. Ihr politischer Einfluß.

Ueber die guten und nachtheiligen Folgen der Reformation ist viel gestritten worden, zumal in unsern Tagen, wo der Kampf wider so manche positive Systeme gewaltig an die stürmischen Zeiten der Glaubensverbesserung erinnerte. Man wird die uneinigen Urtheile über die Wirkungen einer solchen Begebenheit ins Unendliche spielen, wenn man nicht seine Ansicht einer festen Regel unterwerfen will.

Je größer die Masse von Ereignissen ist, welche mit der Reformation in Verbindung gebracht werden kann, desto nothwendiger ist, bei Beurtheilung ihrer

Wirkungen diejenigen aufzufassen, welche sichtbar nur durch sie entstanden seyn können, ihr also ohne Zweifel wesentlich angehören.

Dann muß man seinen Standpunct da nehmen, wo diese wesentlichen Wirkungen sich gleichsam in ihrer Vollendung zeigen. Um dies auszumitteln, gibt es ein untrügliches Kennzeichen. Wir dürfen nur untersuchen, ob wir durch Zusammenstellung der Nachrichten über eine Begebenheit, die wir als Folge der Reformation ansehen, zur Erkenntniß einer Eigenthümlichkeit gelangen, wodurch sie von allen übrigen Begebenheiten individuell unterschieden werde, und ob sich diese Erkenntniß nicht blos philosophisch wie ein Resultat aussprechen, sondern in den Thatsachen selbst für die Anschauung darstellen lasse. Ueberhaupt ist, wie dem nicht unbekannt bleibet, welcher in das Wesen der Geschichte tiefer eindringt, nur da volle geschichtliche Wahrheit, wo die historische Kunst ihr Ganzes bilden kann, und wo volle historische Wahrheit erscheint, da zeigen sich auch die Begebenheiten in ihrer Vollendung.

Endlich ist nichts einer bestimmten Ansicht der Reformation und ihrer Folgen mehr zuwider, als wenn man das Streben der Männer, die eine vorzügliche Rolle in ihr spielten, oder gar unter ihre Urheber gerechnet werden, mit der Richtung der großen Begebenheit selbst verwechselt. Die moralische Schätzung jener

Männer ist ganz was anders, als die historische. Nach dieser werden sie blos als Gestalten genommen, die von der Nothwendigkeit des Ereignisses regiert werden.

Wenn man sich diese Grundsätze gegenwärtig erhält, wird man ohne besondere Schwierigkeit zu einem bestimmten Urtheil über die Wirkungen der Reformation gelangen. Um sie nicht sogleich auf das Gröbste zu verletzen, liegt uns nur ob, zu erinnern, daß wir den Standpunct für unsere Ansicht in der neusten Zeit, und nicht unmittelbar hinter dem Religionsfrieden von Augsburg nehmen, welcher zur eigentlichen Gränze dieser Arbeit bestimmt wurde.

Eine wichtige und sehr heilsame Wirkung der Reformation war: Sturz des Papstthums durch die Erfindung der evangelischen Freiheit.

Es liegt in der Bestimmung des Menschen, daß er eine Gränze aufwirft, innerhalb welcher alles Heil, alle Weisheit wohnen sollen, und daß er immerfort über diese Gränze hinausstrebt. Das Papstthum hatte jenen Trieb in seinen Sold genommen, um diesen auf ewig unthätig zu erhalten. Wenigstens in Betreff der Religion wollte es beide Triebe also brauchen, und hegte deshalb mittelbar gleichen Zweck für den Inbegriff der menschlichen Natur, indem sich alle Kräfte und Bildungen derselben an der Religion aufrichten.

Auf die planvollste Weise verfolgte es beinahe ein Jahrtausend hindurch diese Absicht mit immer tiefer greifendem Glücke, und unverkennbar blieb seine Leitung der wilden Völker in einem langen Zeitraume so Bedürfniß, als Wohlthat. Viele seiner Forderungen, manche seiner Gaben, verdienten als unmittelbarer Befehl, als ächtes Geschenk des Himmels, geachtet zu werden. Allein die unendliche Macht, welche es vielleicht mehr auf preiswürdige als tadelnswerthe Art gewann, konnte durch keinen Zauber Entschädigung für die Sclaverei der Geister geben, welche sie bewirkt hatte und festhalten mußte. Es ergab sich indessen nicht, wie Rettung von ihrem Drucke möglich sey. Wer sich ihrem geistlichen Bann entzog, konnte leicht von den physischen Kräften, welche ihr allenthalben zu Gebot standen, vernichtet werden. Sogar das heilige Feuer der Wissenschaften, welches sie selbst hierhin und dorthin getragen hatte, war in Gefahr zu erlöschen, wenn sie es wollte. Daher daß sie dies nicht wollen konnte; denn eben durch ihre höhere Cultur herrschten die römischen Bischöfe und ihr Anhang, und einer gänzlichen Barbarei hätte auch das Papstthum erliegen müssen; entsprang für dieses selbst eine Gefahr nach der andern. Wo die Wissenschaft nicht gänzlich weggetilgt wird, da drängt sie den Menschen unaufhörlich hinaus über die positiven Gränzen. Wie kräftig und kühn indessen manche aufgeklärte Männer an die päpstliche Macht stießen, blieb sie in ihrer Grundlage doch unerschüttert.

Ihr Kampf mit den Gelehrten war wenig mehr, als ein Streit der Schulen, um welchen Fürsten und Völker selten Sorge trugen. Jahrtausende hätten noch verfließen können, ehe die päpstliche Tyrannei vor dem bloßen Strahl der Wissenschaften vergangen wäre. Auch die Erfindungen der neueren Zeiten, durch welche mit eine neue Welt möglich wurde, konnten an sich ihr keinen wesentlichen Abbruch thun. Pulver und schweres Geschütz vergrößerten allenthalben die Macht der Fürsten; aber von wannen sollte diesen das Gemüth kommen, ihre Kanonen wider die Grundfesten des Papstthums zu richten, wenn sie auch den ärgsten Anmaßungen desselben Einhalt zu thun wagten? In der Buchdruckerkunst war ein herrliches Mittel zur schnellen Verbreitung wissenschaftlicher Resultate erfunden; allein wo war das Volk, welches für sie den Sinn hatte, daß ihnen ein Kreislauf möglich war? wodurch sollte überhaupt diese Erfindung ein großes Leben gewinnen?

Das Zauberwort, evangelische Freiheit, wurde als Feldgeschrei Volksmassen zugerufen. Sie bewegten sich wider den gekrönten Mönch, und in der Tiefe wurde sein Weltthron erschüttert. Aus vielen gleichzeitigen Ereignissen und Erfindungen schuf die evangelische Freiheit eine feindliche siegreiche Macht wider die geistliche Universalmonarchie. Das ewige Recht der freien Forschung ward dem menschlichen Geiste durch die Reformation wiedergegeben, und Sturz des Papstthums

wurde ihr eigenthümliches Werk, welches nur durch sie möglich geworden.

Luther und seine Freunde, indem sie von der evangelischen Freiheit begeistert sprachen, forderten für alle Christen nun das Recht, aus dem heiligen Born ihres Glaubens selbst schöpfen zu dürfen, und auch dieses Recht eigentlich nur im Gegensatz wider die päpstliche Anmaßung, nicht wider ihre eigene, wider Stolz und Beschränktheit der evangelischen Gottesgelehrten. Sie ahndeten nicht, welches große Geschenk sie ihren Zeitgenossen und den folgenden Jahrhunderten machten, und würden es verabscheut haben, wenn sie es erkannt hätten. Jener Geist der neueren Zeiten, welcher alles prüfet, und nichts auf Treue und Glauben achtet, ist nur durch die evangelische Freiheit eingeführet: der Hauptzug im Character unserer Jahrhunderte, die eben dadurch dem Papstthum schlechterdings und nothwendig entgegengesetzt sind.

Mit der Begründung der evangelischen Freiheit durch die Reformation hängt eine andere eigenthümliche Wirkung derselben zusammen.

Es lag im Zweck und Geiste des Papstthums, daß es die Cultur, wodurch es das menschliche Geschlecht leitete, in ihren höhern Graden einzig einem Stande, dem geistlichen, und selbst diesem wieder nach Abstufun-

gen, anvertraut wissen wollte. Sobald die alte Litteratur und das römische Recht wieder aufgeblüht waren, konnte es freilich jene Absicht nicht ganz durchsetzen. Indessen gab es doch, besonders in den Ländern, wo wenige oder gar keine Reste altrömischer Cultur waren, nur selten Kenner der Wissenschaften, die nicht in die geistliche Politik wären eingeweiht gewesen. Durchaus aber sah man keine wissenschaftliche Vermittelung zwischen dem gelehrten Stande und der Masse eines Volkes. Eigentliche durchgängige Nationalcultur lag also gänzlich außerhalb aller Institute des Papstthums. Sie wurde erst möglich, als die evangelische Freiheit alle seine Schranken durchbrach, und auch dem rohen Haufen eine Ahndung von einem höhern Wissen einströmte. In der heiligen Schrift wies sie allen Christen, den gelehrtesten und unwissendsten im Volke, einen Mittelpunct an, wo sie sich zu einer gesammten Cultur vereinigen konnten. Auf die Art wurde auch die bürgerliche Gleichheit vorbereitet, das Gut, ohne welches die bürgerlichen Gesellschaften nicht frei von drückenden Uebeln werden können.

Wiewohl in den Ländern, auf welche die Reformation keinen unmittelbaren Einfluß hatte, das Volk noch jetzt schlummert; wiewohl sie in manchen Gegenden, wohin sie nicht kam, durch den allgemeinen freieren Geist, welchen sie erzeugte, gewirkt hat: so darf man bei dieser Betrachtung doch nicht unerwähnt lassen, daß

jene Völker, deren Sprache sich allmählig aus der altrömischen bildete, eben in ihr noch einen Faden besaßen, welcher sich durch alle ihre Stände schlang, und sie zu jenen Mittheilungen, wodurch die Cultur auf die roheren hinabsteigt, hätte veranlassen können. Indessen blieben doch auch bei ihnen die Quellen der Religion, also die Hauptquelle aller durchgreifenden Cultur einer Nation, durchaus das Eigenthum einer fremden, einer gelehrten Sprache.

Solche Völker dagegen, welche die römische Cultur, mit ihr die Tyrannei, von ihren Gränzen zurückdrängten, welche eine Urnation blieben, und die reine Sprache ihrer Väter bewahrten, wo konnten sie irgend ein Mittel zu einer durchgängigen Cultur finden, wenn ihre Religion einer fremden, einer ausgestorbenen Sprache hingegeben seyn sollte?

Bei dieser Betrachtung ragt die deutsche Nation vor allen hervor, welche die Reformation erzeugte, und von ihr das herrlichste Geschenk empfing, nämlich ihre deutsche Cultur und Litteratur.

Diese große Wirkung der Reformation liegt als so eigenthümliche Folge derselben vor Augen, daß man schlechterdings nicht einmal absieht, wie irgend etwas anderes sie hätte herbeiführen können.

Die Freiheit, welche den evangelischen Deutschen gegeben war, verwies sie auf die göttlichen Schriften,

und Luther riß durch seine Verdeutschung von ihnen das Siegel, welches sie bisher vor dem Volke verborgen gehalten hatte. Alle empfanden, dachten, erklärten die Satzungen des Himmels nun in der Sprache der Väter. Ein gemeinschaftliches Band der Cultur umschlang nun den Ritter und den Leibeigenen, den Diener Gottes und den Laien.

Offenbar ist die deutsche Litteratur nebst unserer Sprache noch das einzige wesentliche Gemeingut, welches unser zerstückeltes Reich besitzet, und schon darum ist sie von unendlichem Werthe, welcher nicht bestritten werden mag. Sie entwickelt daneben einen andern bewundernswürdigen Character, daß sie nämlich gleichsam eine Niederlage für die Gesammtcultur der Welt wird. Wenn Deutschland für diese eine große Bedeutung durch sein politisches Leiden bekommen hat: so gewinnt es dieselbe weit ruhmvoller durch die vorstrebende Thätigkeit seiner Autoren und seiner schriftstellerischen Menge. Durch nichts hat die Reformation sich so sehr als Weltbegebenheit bewährt, als durch ihre Gründung der Litteratur der Deutschen.

Was endlich die reinpolitischen Wirkungen der Reformation, ihren Einfluß auf das Daseyn und die innere Verfassung von Staaten anbetrifft: so wollen wir nicht erwähnen, wie ihr eigenthümlicher Geist, der über jede positive Gränze zu dem Bessern hinstrebet, auch auf

die politischen Verhältnisse wirken mußte. Auch dürfen wir jene vielen politischen Erscheinungen nicht erörtern, auf welche die Reformation offenbar und zum Theil wichtigen Einfluß hatte, als deren wesentliche und nothwendige Ursache sie sich aber nicht ausmitteln läßt. Nur der vornehmsten politischen Erscheinungen, die schlechterdings ihr angehören, wollen wir gedenken.

Als das größte Verderben eines Staates wurde von jeher betrachtet, wenn in ihm selbst nicht die höchste Gewalt ruhet, die über alles in seinem Umfang gebietet; wenn gar eine fremde Macht gleichsam berechtigt ist, seine eigenen Unterthanen wider ihn zu handhaben. Ein Blick auf die Geschichte der meisten Staaten im Mittelalter, auf das Verhältniß ihrer Kirchen zu dem römischen Bischof, unterrichtet genug von solchem Unheil.

Die Reformation zwang zuerst die Kirche unter den Staat, und gab ihm die nöthige Einheit. Sie zerriß das Band zwischen der Geistlichkeit eines Landes und einem fremden Haupte. Besonders in Deutschland begründete sie sich auf eine so eigenthümliche Weise, daß die Geistlichen in gänzliche Abhängigkeit von der Obrigkeit und selbst von ihren Gemeinden kamen; daß sie keinen Stand mehr ausmachen konnten, auf welchem gleichsam vorzugsweise der Geist Gottes ruhte; daß die evangelische Freiheit sich auch durch den Ausspruch Lu-

ther's bewährte, nach welchem alle wahre Christen ohne Ausnahme Priester und zum geistlichen Priesterthum berufen waren.

Vom Volk und von der weltlichen Obrigkeit war die Reformation ausgegangen, und die Pfarrer hatten sich größtentheils ihr widersetzt. Blieben auch solche nach erfolgtem Uebergang einer Gemeinde zur evangelischen Kirche auf ihrer Stelle, und bequemten sich in die neue Ordnung: so waren sie wegen ihrer bewiesenen Anhänglichkeit an dem alten System einem fortdauernden Argwohn, auch Hasse zu sehr ausgesetzt, um eine besondere geistliche Macht in der Gemeinde zu erbauen. Unter der zahllosen Menge von neuen Lehrern, die nach allen Gegenden hin sowohl von Landesobrigkeiten als von Gemeinden aus der Wittenbergischen Pflanzschule begehrt wurden, konnten nicht viele seyn, welche neben ihrer theologischen Kenntniß schon Festigkeit des Characters und Weltklugheit genug besessen hätten, um in eine neue Lage und verwickelte Verhältnisse versetzt, ein großes Ansehen der Geistlichkeit stiften zu können. Wäre aber auch das Gegentheil der Fall gewesen: so war schon die Weise, wie sie ihren Unterhalt fanden, jeder Stiftung des Ehrgeizes zuwider. Sie wurden größtentheils von den Gemeinden auf eine bestimmte Zeit zu Lehrern gemiethet, und konnten nach Abfluß derselben verjagt werden, wenn sie sich die Liebe ihrer Gemeinden nicht erworben hatten. Es machte fast kei-

nen Unterschied, wenn auch die Prediger von der Obrigkeit selbst bestellt waren; denn ihre Besoldung aus den geretteten Kirchengütern war zu karg zugemessen, als daß sie nicht auf das Wohlwollen ihrer Gemeinden sehr hätten rechnen müssen. Endlich bedurfte die neue Lehre anfänglich zu sehr des Schutzes der weltlichen Macht, Luther selbst hatte dieselbe zu stark aufgerufen, sogar die Reinheit der Religion zu bewachen, als daß sie die Geistlichkeit nicht unter ihrem Befehl hätte erhalten sollen. Dies geschah auf die beste Art, indem in den protestantischen Ländern die Aufsicht über das ganze kirchliche Wesen an Consistorien vertraut wurde, deren Mitglieder dem größten Theile nach nicht zum geistlichen Stande gehörten. Nur sie besaßen das eigentliche Bannrecht, durch welches die Prediger sich furchtbar hätten machen können, und welches auszuüben sie in den ersten Zeiten hier und dort eifrig gestrebt hatten. *)

Indem die Reformation die glückliche Wirkung, daß die Einheit des Staats nicht mehr durch die Kirche gefährdet wurde, und statt einer Priesterkaste, Volkslehrer im eigentlichsten Sinne die Leitung der Cultur mit übernahmen, besonders für das evangelische Deutschland, ihre ursprüngliche Heimath, ausbildete, wurde sie auch unmittelbare Veranlassung zum Ursprung eines großen Reiches, in welchem sich der Geist des Protestan-

*) Vergl. Planck. B. IV. S. 40—70.

tismus nach seiner eigenthümlichen Organisation am lebhaftesten offenbarte.

Es ist genugsam anerkannt, wieviel der preußische Staat den großen Tugenden seiner Herrscher verdanke. Dennoch läßt sich durchaus nicht abnehmen, wie eine Grundlage seiner Größe hätte entstehen sollen, wenn nicht Preußen mit der Mark Brandenburg in einem regierenden Hause verbunden wurde, welches wiederum ohne die Reformation nicht gelingen konnte, indem der Markgraf Albrecht von Brandenburg sich nur durch sie begünstigt vom Hochmeister des deutschen Ordens in einen Erbherzog von Preußen verwandeln konnte. Blos dadurch kam eine vollendete Souveränität in das Brandenburgische Haus.

Wir gedenken hier kaum der großen politischen Wirkungen, welche die Reformation in mehreren Staaten hervorbrachte. In Schweden wurde durch sie das wahrhaft königliche Haus Wasa auf dem Thron erhalten, und der größte Held aus demselben, Gustav Adolph, vollendete dankbar ihr eigenes Geschick in ihrer Heimath. Vergeblich hatte dies der dänische König Christian IV. versucht, dessen Haus die evangelische Lehre wenige Jahre nach ihrer Entstehung aufnahm, und ohne sie seine Königsmacht wohl nicht auf dem Ruin einer mächtigen Geistlichkeit fester gegründet hätte. In Polen bewirkten die Lehren der Reformation nur Vermehrung der Par-

theien, so schnell ihre Anhänger zu einer gewaltigen Zahl anwuchsen; denn unter ihnen selbst wüthete der Partheigeist, und es gab in diesem Lande nie eine politische Ordnung, in welche die Reformation hätte eingreifen können. Eben so wenig wirkte sie auf die Verfassung von Ungarn, weil der Kern der Nation seine Sprache nicht den neuen Ideen bequemte, wiewohl sie sich in vielen Gegenden mächtig ausgebreitet hatten. In dem helvetischen Bundesstaate brachte die evangelische Revolution eine ähnliche Gährung, wie im deutschen Reich hervor, und die Religionsfrieden wurden dort gleich bedeutend. Ihr wichtigster Einfluß auch in politischer Rücksicht bestand gewiß darin, daß sie den Geist des helvetischen Volkes mit neuem Freiheitsgefühl eben zu jener Zeit stärkte, wo er in Gefahr stand immer feiler zu werden, indem es durch die italiänischen Kriege zwischen den Nebenbuhlern Carl und Franz gewöhnt worden, sein Blut zu verkaufen. Man weiß, daß ohne die evangelischen Meinungen und ohne religiöse Schwärmerei die Bewohner der belgischen Provinzen sich schwerlich in den gefahrvollen Kampf mit dem spanischen Herrscher gewagt hätten, und noch weniger wahrscheinlich sich eine holländische Republik würde gebildet haben, wenn die Oberherrn zu Madrid nicht die Fahne der katholischen Religion mit Hintansetzung aller politischen Rücksichten getragen hätten. Mitgewirkt hat ohne Zweifel die Reformation, um die englische Freiheit auszubilden; denn ohne sie wäre die Revolution unter Carl I.

kaum in Schwung gebracht. Die Protestanten widerstrebten in Frankreich am längsten dem königlichen Despotismus, und erfrischten den Geist der Nation, damit er wach für andere Zeiten bliebe. Als ein beispielloses Verfahren sie aus ihrem Vaterland verbannte, trugen sie ihren Fleiß, ihre Kenntnisse und Sitten in jenes Reich, welches vor allen den Namen des protestantischen Staats verdienet.

In Rücksicht auf die Verfassung des deutschen Reichs trug die Reformation außer der Befreiung eines Theils der Stände von der römischen Hierarchie offenbar und vorzüglich dazu bei, daß die Mittelmacht in Deutschland befestigt, und eine Souveränetät der Reichsstände vollendet wurde, die zu den merkwürdigsten politischen Erscheinungen in der Geschichte gehört.

In allen Entwürfen Carl's V. in Hinsicht auf die Deutschen herrschte die Absicht, diese Mittelmacht ganz wieder in die Classe von bloßen Unterthanen zurückzudrängen. Manche Aeußerungen von ihm und seinen vertrautesten Räthen verrathen dieselbe: selbst diejenigen von den katholischen Reichsständen, welche ihm eine Zeit lang sehr ergeben waren, hielten sich von ihr überzeugt; die Art, wie er die Stände behandelte, wie er die katholischen und protestantischen wider einander brauchte, macht sie wahrscheinlich: und er hätte schwerlich über einen Kurfürsten das Todesurtheil ausgespro-

chen, wenn er geneigt gewesen wäre, den deutschen Fürsten irgend einen Schatten von Souveränetät beizumessen. Man sieht auch gar nicht ein, wie der Kaiser hätte umhin können, die ihm beigemeßne Absicht zu hegen. In Spanien und in den Niederlanden hatte er mächtige Stände gefunden, und allenthalben gelang es ihm, ihr Ansehen zum Vortheil der königlichen Macht zu schwächen. In Deutschland waren sie durch die Begünstigung von Jahrhunderten nur höher gewachsen; allein er traute sich Muth und Kraft genug zu, sie dennoch zu brechen, und war entfernt von dem Gedanken, daß er damit etwas anderes, als in seinen übrigen Staaten vollbringen, und eine wirkliche Herrschergewalt zu Grunde richten würde. Endlich floß die ihm beigelegte Absicht wider die deutsche Mittelmacht nicht nur nothwendig aus seiner politischen Anschauung und Erfahrung, sondern sie war auch Bedürfniß für sein Gemüth, das sich immer mächtig nach Einheit drängte. Vorzüglich seine großen Plane, das bunte Gemisch seiner belgischen Besitzungen zu einem Ganzen zu bilden, sind davon Zeuge, und gewiß hätte er nie so feurig gewünscht, Spanien und Deutschland auf immer vereinigt zu sehen, wenn er nicht gehofft hätte, die kaiserliche Gewalt werde sich in diesem letzten höher heben, wenn er je hätte vermuthen können, daß die ständische Macht daselbst sich zu einer Gruppe souveräner Staaten umschaffen werde.

Dazu trug die Reformation allerdings viel bei. Es geschah bisweilen, daß die Protestanten dem Kaiser gefälliger waren, ihn kräftiger unterstützten, als die Katholiken; es gelang ihm manches eben deshalb durchzusetzen, weil religiöse Trennung die Reichsstände entzweite; aber dies war ein vorübergehender kleiner Gewinn, gegen die ungeheuern Verluste, welche die kaiserliche Macht durch die Reformation erlitten hat.

Indem die protestantischen Fürsten auch in geistlicher Rücksicht gänzlich Herrn in ihrem Lande wurden und sich durch das Kirchengut bereicherten, stellten sie zuerst das Beispiel der deutschen Landesherrschaft dar. Von der evangelischen Volksmasse konnte in den ersten Jahrhunderten nach der Reformation nicht erwartet werden, daß sie sich dem katholischen Kaiser, als ihrem unmittelbaren König wieder nähern sollte. Durch keine äußeren Umstände, durch keine Entwürfe und Ideen hätte je ein so fester Bund von Reichsständen bewirkt werden können, als der evangelische Körper auf dem Reichstage. Ihm gegenüber mußte sich ein katholischer stellen, und das kaiserliche Ansehen verwandelte sich in ein beschirmendes.

So zeigen sich die Wirkungen der Reformation, wenn man sie nach historischen Gesetzen würdiget; also erscheinet die Begebenheit, deren höchstes Lob ist, daß alle die Länder, welche sie nicht erschüttert hat, noch jetzt an träger Entwickelung leiden.

# Drittes Capitel.

## Inhalt.

Blick auf die Entwicklung des protestantischen Lehrbegriffs. Einführung des Interims in die sächsischen Kirchen unter Modificationen, wodurch der lutherischen Religion keine wesentliche Veränderung erwächst. Einziger Gesichtspunct, aus welchem die neue sächsische Kirchenordnung mit Recht befehdet werden konnte. Die Lehre von der Rechtfertigung, durch die Bemühung das Interim einigermaßen annehmlich zu machen, nun Hauptquelle der Streitigkeiten protestantischer Theologen. Osiander. Der Synergismus. Nothwendigkeit einer solchen Erscheinung, wie Schwenkfeld. Der Sacrament-Streit. Betragen der weltlichen Macht bei diesen Streitigkeiten. Die Concordienformel. Allgemeine Bemerkungen über die lutherische Theologie.

---

Wenn man die allgemeinen und großen Folgen der Reformation als wohlthätig preisen muß, so wird man begierig auf das Urtheil, wie sich das System der religiösen Dogmen selbst durch sie entwickelte.

Nachdem die Entstehung desselben in Luther's Gemüth, und die ersten Fehden, unter welchen es sich fortbildete, neben der politischen und Kriegs-Historie der Reformation hier betrachtet worden, kommen wir in Betreff dieser Frage zur lebhaftesten Einsicht, wenn wir den vornehmsten Streitigkeiten zuschauen, welche während jener Zeiten, in denen wir der Reformation gefolgt sind, und unmittelbar nach ihnen, zwischen den protestantischen Gottesgelehrten obgewaltet haben. *)

Eine der wichtigsten schließt sich an die Geschichte des Verhältnisses zwischen Carl V. und Moriz von Sachsen.

Der Kurfürst war der einzige unter den Reichsständen, welcher es wagte, der evangelischen Wahrheit und der politischen Klugheit wider den Kaiser zugleich zu schonen, als dieser nach dem Sturze des schmalkaldischen Bundes die Protestanten mit dem Interim drängte. Seine Stände, und vorzüglich seine Theologen, ohne deren Billigung jene gewiß nichts beschlossen, zu einer scheinbaren Annahme desselben, oder vielmehr nur derjenigen Artikel zu bewegen, welche den wesentlichen

*) Planck's Werk über die Geschichte der protestantischen Theologie u. s. w. in vier Theilen, ist bei diesem Capitel als einzige Quelle gebraucht worden.

evangelischen Lehren keinen Eintrag thaten, blieb indessen eine schwierige Aufgabe.

So sehr die Theologen, an deren Spitze Melanchthon stand, vom Geiste des Friedens beseelt waren, und so schrecklich ihnen die Räthe des Kurfürsten die gefahrvolle Lage desselben gegen den Kaiser und das einbrechende Blutvergießen schilderten, wenn das Interim verworfen würde, konnten sie schlechterdings nicht umhin, sich wider die meisten Artikel desselben auf das Kräftigste zu erklären, und die geheime Irrlehre aufzudecken, welche auch da verborgen lag, wo es mit der evangelischen Wahrheit scheinbar übereinstimmte. Selbst von den alten Ceremonien, auf deren Wiedereinführung es dringe, wäre die nachtheiligste Wirkung zu befürchten, indem sich einmal viele irrige Vorstellungen daran gehängt hätten, welche das Volk nicht von ihnen sondern würde. Mit großer Besonnenheit fügten sie endlich hinzu, daß in Betreff der unvermeidlichen Kriegsgefahr, wenn das Interim zurückgewiesen würde, jeder Fürst mit sich selbst zu Rathe gehen müsse, was er zur Vertheidigung der Kirche zu wagen, seiner Pflicht und seinem Vermögen gemäß achte. Ihnen liege nur ob, die Wahrheit zu bekennen, wenn sie auch deshalb ins Elend oder in den Tod gehen müßten.

Nun berief Moriz seine Landstände zusammen, damit sie reiflich erwägen und beschließen sollten, wie

weit man dem Kaiser in Hinsicht auf das Interim willfahren könnte. Allein sie handelten nur nach Leitung der Theologen, die auch zu dem Landtage berufen waren. Sie erklärten dem Kurfürsten, daß jede Aenderung im kirchlichen Wesen, welche vom Interim eingegeben sey, bedenklich wäre, und seinem Ansinnen, daß sie nur die Artikel aufnehmen sollten, welche die Gottesgelehrten schon als tadellos angegeben hätten, setzten sie den Schluß entgegen, daß ihnen die Befugniß zu einer so wichtigen Handlung fehle, weil der Landtag nicht vollständig sey.

Indem schon eine Mahnung des kaiserlichen Hofes, das Interim einzuführen, an den Kurfürsten gelangte, indem der Kaiser mit Bitterkeit ihm den Befehl sandte, daß er Melanchthon, unter dessen Namen ein Bedenken über dasselbe erschienen war, als den Urheber der Unruhen aus dem Lande jagen sollte, bot sich seinem erfinderischen Kopfe noch ein Ausweg dar, auf welchem er wenigstens Zeit gewinnen konnte. Er veranstaltete Verhandlungen zwischen den katholischen Bischöfen von Naumburg und Meißen, welche zu seinen Landständen gehörten, und seinen lutherischen Gottesgelehrten: wie durch Wahl und Veränderung einiger Artikel eine Gestalt des Interims gewonnen würde, welche den sächsischen Kirchen genehm seyn möchte?

Es ließ sich voraussehen, daß aus den Verhandlungen dies bezweckte Resultat nicht hervorgehen werde;

aber sie führten auf ein neues Mittel, gegen den Kaiser auf die gerechteste Weise Zeit zu gewinnen. Die beiden katholischen Bischöfe erklärten nämlich, daß bei dem sehnlichsten Verlangen, sich über das Interim zu vergleichen, sie nicht einmal befugt wären, dasselbe anzunehmen, wenn die sächsischen lutherischen Kirchen es sich selbst unverändert gefallen lassen wollten. Nach demselben sollten die protestantischen Prediger beweibt bleiben dürfen, den Laien das Abendmahl unter beiderlei Gestalt erlaubt seyn. Nun durften die Bischöfe weder den beweibten Geistlichen ordiniren, noch den Kelch für Laien gestatten, ohne besonderes Indult vom Papste, und dieses war noch nicht bewirkt, wiewohl der Kaiser es verheißen hatte. Durch diesen Vorwand, zu welchem die Bischöfe von Naumburg und Meißen selbst lebhaft riethen, konnte Moriz die verzögerte Einführung des Interims gerechtfertigt achten. Doch hatten sich inzwischen auch die Gottesgelehrten und die Landstände des Kurfürstenthums mehr an den Gedanken gewöhnt, daß ihrem religiösen und kirchlichen Wesen eine Abänderung, dem Interim gemäß, bevorstehe, und wirklich konnte Moriz endlich im Julius 1549 auf eine neue Kirchenordnung hinweisen, die er den kaiserlichen Befehlen zufolge in seinem Lande angerichtet habe.

Schon der Umstand, daß auf sein Anstiften dies neue System geschaffen war, mußte alle eifrige lutherische Seelen im voraus dagegen einnehmen, und es

bedurfte nur des Geschreies, daß die ächte Lehre von der Rechtfertigung dadurch aufgeopfert sey, um es allgemein verhaßt zu machen.

An dem himmlischen Strahl, welcher in Luther's Seele fiel, als er ausrufen konnte: ich glaube eine Vergebung der Sünden! hatte sich die ganze Reformation entzündet. Auf einmal fühlte ihr Urheber die Angst verschwunden, welche ihm beim Anblick der ungeheuern Klüfte überfiel, die ihn bei allem guten Streben vom Ziele der sittlichen Natur entfernt hielten. Die Gnade Gottes trug ihn über dieselben hinweg zu dem Gefühl einer seligen Vollendung, trotz seiner Ohnmacht. Aber desto tiefer empfand er auch, daß diese Gnade alles schaffe, und daß seine ursprüngliche Kraft ihm so viel wie nichts nütze zur Erreichung des Zieles. Nur der gute Wille sey an dem Menschen zu schätzen, wiewohl auch er ein so geringes sey, daß er keine bewegende Kraft für Gott zur Ertheilung seiner Gnade haben könne. Diese bleibe ein ewig freies, ganz reines Geschenk, und der Glaube allein rechtfertige.

Der katholische Lehrbegriff dagegen gestattete allerdings ein Verdienst des Menschen bei seiner Rechtfertigung, welcher mit eigener Kraft zu derselben wirken müsse, und gleichfalls seiner selbst wegen, nicht blos um des Verdienstes von Christus willen, die Gnade Gottes erhalte.

Wesentlich bestand hier der Unterschied zwischen dem lutherischen und katholischen Lehrbegriff darin, daß jener das Gefühl des unendlichen Abstandes zwischen dem, was wir durch eigene Kraft seyn können, und was wir seyn sollen, vergeblich strebte in einen dogmatischen Satz zu fassen, dieser hingegen dem religiösen Gefühl Abbruch that, indem er statt desselben wirklich einen Begriff aufstellte.

Dieser wesentliche Unterschied verrieth sich sogleich durch viele Zeichen. Alle diejenigen, welche die lutherischen Aussprüche nicht mit dem unendlichen Gefühl ihres Urhebers bewahrten, und sie wie einen trocknen Lehrsatz vertheidigen wollten, machten sich entweder bei allem Scharfsinne einer Inconsequenz schuldig, oder mußten auf die abgeschmacktesten Behauptungen gerathen, und es zu einem Lieblingsausdruck wählen, daß der Mensch sich bei dem Geschäfte der Rechtfertigung ganz wie ein Klotz verhalte, und gute Werke durchaus nichts zur Seligkeit beitrügen. Luther selbst, welcher das Grundgefühl seines Systems, eben weil es ein solches bleiben mußte, vergebens ganz in Ausdrücken hinzugeben bemüht war, erschien bisweilen wild und seltsam in Behandlung seiner Hauptlehre.

Für die Wirkung auf das menschliche Herz verrieth sich gleichfalls sogleich jene wesentliche Verschiedenheit. Weil das katholische Dogmensystem einmal eine Wür-

digkeit des Menschen mit einem bewegenden Einfluß auf die Gnade Gottes annahm, so lag ihm der Satz nahe, daß, wie jene Würdigkeit, so auch diese Gnade des Himmels, ihre Grade haben müsse, daß also der Mensch, welcher nie der Rechtfertigung ganz würdig sey, sich jener nie mit festem Glauben erfreuen dürfe. Die lutherische Lehre dagegen, welche das menschliche Verdienst bei dem Werke der Seligkeit in gar keinen Anschlag brachte, verbannte jenen traurigen Zweifel und die Abstufungen in der göttlichen Gnade. Wer den Glauben an sie besaß, dem war ihre Fülle geworden. Demüthig, aber frei, furchtlos und ohne Zweifel über sein Schicksal, stand ein solcher Begnadigter vor dem Angesicht des Himmels.

So wesentlich diese Verschiedenheit zwischen den Lehren der katholischen und der lutherischen Kirche über die Rechtfertigung war, bedurfte es doch, um sie in ihrer Wichtigkeit einzusehen, einer zu geübten und scharfen Denkkraft, als daß sie dem großen Haufen hätte sichtbar werden können. Es war deshalb nicht schwer, eine Formel zu finden, mit welcher beide Lehren zufrieden seyn konnten, und wirklich war sie im Interim aufgestellt worden.

Allein die sächsischen Gottesgelehrten waren weit entfernt, die Grundveste der lutherischen Dogmen durch Schleichkünste zu behaupten. Während der ganzen Ver-

handlung erklärten sie wiederholt, daß sie nimmermehr von der reinen lutherischen Lehre im Artikel von der Rechtfertigung abgehen würden. Nur in sofern bequemten sie sich dem Interim in der neuen Lehrform, welche für die sächsischen Kirchen aufgerichtet wurde, daß sie jene starken Ausdrücke vermieden, in welchen Luther sein religiöses Gefühl ausgesprochen hatte. Melanchthon bediente sich nicht der Formel, daß der Glaube allein selig mache. Auch sprachen er und seine Genossen der innern Besserung des Menschen nicht alles Verdienst ab, wiewohl sie ihr keinen bewegenden Einfluß auf Gott zur Ertheilung seiner Gnade beimaßen; und nach derselben Ansicht behaupteten sie, daß gute Werke zur Seligkeit nothwendig seyen.

Was das kirchliche System anbetrifft, so erkannte man in der neuen sächsischen Ordnung die alte hohe Macht der Kirchenversammlungen, die Gerichtsbarkeit der Bischöfe über die gesammte Geistlichkeit, und ihr Recht, die übrigen Kirchendiener zu ordiniren. Allein alles dies galt nur von der wahren christlichen Kirche, die im heiligen Geist versammelt wäre, und nichts wider den Sinn der heiligen Schriften entschiede, nur von ächtapostolischen Bischöfen, welche der evangelischen Lehre sich zugethan bewiesen.

Aus den Gebräuchen und Ceremonien, welche das Interim gebot, wählte man die weniger gehässigen,

und von allen, die man wieder aufnahm, schied man sorgfältig jede abergläubische Zuthat.

Daß trotz dieser Beschaffenheit der neuen sächsischen Kirchenordnung ein allgemeines Geschrei wider dieselbe entstand, war natürlich, weil zu derselben Zeit das Interim von dem Kaiser in Oberdeutschland mit Gewalt eingeführt wurde, und man eben jetzo, da die Plane des jungen Kurfürsten zur Rettung Deutschlands wider Habsburg und die papistische Lehre noch tief verborgen lagen, in seiner hastigen Handlung, das Interim in Sachsen einzuführen, nichts als die Vollendung seiner Verschwörung wider den evangelischen Glauben erblicken konnte. Auch waren die Veränderungen, welche die neue sächsische Lehrform aufgenommen hatte, der Art, daß sie der lutherischen Volksmasse leicht als Greuel dargestellt werden mochten. Es konnte aber nur Folge eines sehr individuellen Verhältnisses seyn, wenn ein gelehrter Theolog in Wittenberg selbst, ein Mann, der vertraut mit Melanchthon gelebt hatte, wegen der neuen sächsischen Lehre einen wissenschaftlichen Krieg mit Heftigkeit anfing.

Flacius, Professor der hebräischen Sprache, ergriff diese Rolle wohl nur deshalb, weil er zu allen den Handlungen, welche das Interim für die sächsischen Theologen veranlaßte, nicht berufen war, wodurch sein unruhiger Ehrgeiz sich beleidigt fühlte. Er begab sich

von Wittenberg nach Magdeburg, wo der Haß wider das Interim am höchsten flammte, und jeder freche Muthwille wider Moriz und den Kaiser für einen christlichen Triumph gehalten wurde.

Unverschämt war die Klage von Flacius und seinen wüthenden Mitgefährten wider Melanchthon und seine Genossen, daß diese die rein-lutherische Lehre über die Rechtfertigung und andere wesentliche Artikel verfälscht, und besonders durch ihren Beschluß über die Macht der Kirchenversammlung das tridentinische Concilium mit mehr Kraft wider die evangelischen Kirchen hätten bewaffnen, und schon dadurch das ganze Papstthum ihnen wiederbringen wollen.

Der Ungrund dieser Beschuldigungen lag so am Tage, daß die wüthende Hauptparthei selbst sie allmählig fallen lassen mußte; aber desto hitziger verfolgte sie nun eine andere Anklage, die auch von billigen Männern unter den protestantischen Gottesgelehrten und von mehreren Seiten aufgenommen wurde.

Diese bestand anfänglich darin, daß die Urheber der neuen sächsischen Kirchenordnung mehrere Ceremonien und Gebräuche wieder eingeführt hätten, die ohne Zweifel ein papistischer Aberglaube wären, und durch Luther als unverträglich mit der evangelischen Wahrheit gebannt wären. Allein diese Wendung der Fehde verlor

gleichfalls ihre vornehmste Kraft, als jene Kirchenordnung bekannt wurde, und sich ergab, daß man in ihr keine Gebräuche als statthaft anerkannt hatte, die nicht von unverdächtigen lutherischen Geistlichen in andern Gegenden Deutschlands, als völlig gleichgültig schon betrachtet waren.

Die einzige Fehde, welche dann noch wider Melanchthon und seine Genossen übrig blieb, war die Behauptung, daß unter den Umständen, unter welchen sie gehandelt hätten, nichts gleichgültig, und in irgend einem Puncte nachgeben, schon ein Verbrechen wäre.

In der That war hier ein Gesichtspunct gegeben, aus welchem man die Verfasser der neuen sächsischen Lehrform mit Glücke wirklich bestritt oder befreiten konnte. „Wie gleichgültig, mochte man ihnen vorwerfen, Euch, Eurem Scharfsinne die wieder gestatteten Ceremonien und Gebräuche auch erscheinen mögen: so sind es keineswegs für viele tausende von lutherischen Seelen. Der gemeine Sinn, welcher bei evangelischen Christen, in der evangelischen Kirche wieder Gebräuche sieht, von welchen er entwöhnt wurde, weil sie ein Werk des Papstthums seyn sollten, wird mit Recht glauben, daß sie entweder ehemals mit Unrecht verworfen, oder jetzt mit Unrecht wieder eingeführt sind, und daß der ganze Unterschied zwischen evangelischer Wahrheit und den päpstlichen Lehren auf gleich schwankenden Berechnun-

gen beruhe. Auch werden diese sogenannten gleichgültigen Ceremonien auf den gemeinen Sinn, der immer nach Zweckmäßigkeit und Bedeutung strebet, doch irgend einen Eindruck machen. Er wird bei Eurem Unterricht, welcher alle abergläubische Vorstellungen davon trennen soll, deshalb fragen, warum denn diese Gebräuche als ein völlig gleichgültiges, also auch überflüssiges, also auch belastendes Ding wieder aufgenommen sind? ob es mit der Religion sich also verhalte, daß man von ihr etwas wegnehmen, und ihr etwas hinzuthun könne, nach Willkühr? Dann werdet Ihr, um dieser gefahrvollen Frage, die allen christlichen Glauben untergraben kann, zu begegnen, wohl dem gemeinen Sinn die Räthsel der Politik aufschließen, und ihm sagen, daß Ihr jene gleichgültigen Dinge blos deswegen in die Kirche aufgenommen habt, weil Kaiser Carl sonst Sachsen mit Krieg überzogen, weil er vielleicht das ganze Daseyn der evangelischen Parthei in Gefahr gebracht hätte... Wir glauben nicht, daß diese Entschuldigung auf den gemeinen Sinn irgend einen Eindruck zu Eurem Vortheil machen werde, und wünschen es nicht; denn bei ihm wankt alle Religion, wenn er glaubt, daß irgend weltliche Rücksichten in Sachen, die Ihr angehören, obwalten dürfen, und es könnte eher geduldet werden, daß er bei der heiligen Oelung, die ihr nun wieder vielfach verstattet, an eine magische Kraft glaube, daß er den Chorrock des Priesters, die vielen Lichter auf den Altären, wieder als heilige Dinge betrachte... Fühlt

Ihr aber nicht, auch ohne diese Besorgniß, das Unwürdige in Eurer Rechtfertigung? Wir wollen Euch ansehen, als ob Ihr wirklich durch Eure Satzungen das größere Uebel, die Gefahr eines neuen Krieges vermieden hättet, so unwahrscheinlich es ist; denn der Kaiser hätte sich, wenn er des Kurfürsten guten Willen, ihm bequem zu seyn, gesehen, wohl beruhigt, bis andere Umstände ihm einen neuen Krieg in Deutschland verleiteten. Aber hättet Ihr dann jenes nicht durch Betrug bewirkt? nicht durch eine Täuschung, indem Ihr den Kaiser, die katholische Parthei überredetet, daß sich die Evangelischen der alten Kirche wieder näherten? In der Politik mag man mit solchen Täuschungen handeln; aber das Heiligste, was die Erde kennt, selbst auch nur in seinen äußeren Erscheinungen dazu mißbrauchen, ist ein Frevel, welchen Ihr nur durch ein reuiges Bekenntniß Eurer Schuld vor der ganzen lutherischen Kirche sühnen könnet. Wie konntet Ihr euch so weit von dem richtigen Gefühl verirren, welches Ihr anfänglich so lebendig gegen den Kurfürsten aussprachet, nämlich, daß es nichts Gleichgültiges auch in den Gebräuchen der Kirche gebe, und für Euch keine Rücksicht obwalten dürfe, als das Bekenntniß der Wahrheit?"

Indem die Gegner Melanchthon's ähnliche Gründe wider ihn vortrugen, konnten sie nicht umhin zu bemerken, daß ihm bei mehreren Gelegenheiten Winke entfallen waren, wie er überhaupt die ganze äußere

Begleitung der Religion für eine Sache halte, die keiner heftigen Fehde werth sey, wie eben sie der hellen Einsicht im Wege stehen könne.

Es ergibt sich aus der Geschichte der protestantischen Theologie, daß die evangelische Religion durch ihre beiden ersten Häupter die zwiefache Eigenthümlichkeit ihrer Wirkung erhielt; Luther verlieh ihr die Macht, einen frommen Alles erfüllenden Glauben und Kühnheit im Handeln zu stiften; Melanchthon gewöhnte sie an eine Freiheit des Urtheils, das immer zu neuen Begriffen aufstieg. Seine Aengstlichkeit, bei der lutherischen Lehre treu zu beharren, half daher diesem letzten nicht; denn er wurde nothwendig von ihr weggezogen. Er veränderte sie schon durch das Bestreben, ein Dogma vor der klaren Einsicht zu rechtfertigen, welches Luther wie ein genialisches Gefühl hingestellt hatte. Von dem geschwornen Schüler desselben konnte Melanchthon deshalb sogar einigermaßen angeklagt werden, daß er der lutherischen Lehre von der Rechtfertigung untreu geworden sey. Indem er das unendliche Gefühl seines todten Freundes von der Formel, daß der Glaube allein selig mache, entfremdete, und es in Begriffe auflösete, war das Dogma nicht mehr dasselbe, wiewohl kein anderer Begriff, als der aufgestellte, in ihm liegen konnte.

Nachdem man einmal angefangen hatte, das Grundgefühl in der lutherischen Religion über die Rechtferti-

gung als etwas Begreifliches zu erläutern, war der Antrieb gegeben, daß man alles begreifen wollte, auch die eigentlichen Mysterien der christlichen Religion. Die Lehre von der Rechtfertigung blieb auch der Punct, auf welchem solche Versuche vorzüglich ruhten.

Niemand war mehr geeignet, als Osiander, durch ein System, welches die Geheimnisse der Offenbarung enträthseln sollte, zu glänzen. Er besaß Gelehrsamkeit genug, um seinen Scharfsinn mit neuen Erklärungen der heiligen Schrift unterstützen zu können. Seine Einbildungskraft war lebendig, und ein Bild galt ihm statt eines Beweises; seine Sprache war so feurig und hinreißend, daß er sich selber durch sie täuschen konnte. Sehr wehe that es seiner Ruhmbegierde daß die ersten Palmen unter den Reformatoren schon vergeben waren, und mit Bitterkeit sah er die Sclaverei, mit welcher die meisten evangelischen Gottesgelehrten den wittenbergischen Häuptern nachsprachen. Auch hatte der Schritt, daß er sein Predigeramt in Nürnberg niederlegte, um nicht dem kaiserlichen Interim gehorsam seyn zu müssen, seinen Ruhm gehoben, so wie seinen Stolz die außerordentliche Gunst, mit welcher ihn Herzog Albrecht von Preußen in Königsberg aufnahm, und in die erste theologische Lehrstelle der Universität setzte. Er wollte wie ein neuer Stern der Glaubensverbesserung den Norden durchstreichen.

## Von seiner eigenthümlichen Lehre über die Rechtfertigung sollte sein Ruhm vorzüglich ausgehen.

Er behauptete nämlich, daß nach dem Sinne der heiligen Schrift unsere Rechtfertigung darin bestehe, daß der Mensch von Gott wirklich gerecht gemacht werde. Diese innere Verwandlung sey schlechterdings das Hauptgeschäft, wiewohl auch eine besondere Lossprechung des Menschen um des Verdienstes von Christus willen erfolge, die übrigens mit jener Rechtfertigung weder als Wirkung und Ursache, noch der Zeit nach zusammenhange, nur daß die Lossprechung uns nichts nütze, bis die innere Rechtfertigung erfolgt sey. Christus habe jene vor vielen Jahrhunderten bewirkt, indem er durch sein Leiden und Sterben das Gesetz erfüllt hätte. Dieses wäre eine allgemeine Handlung zur Befriedigung Gottes gewesen. Aber ein zweites Amt des Heilands bestehe nun darin, daß er sich zu uns herumgewandt habe und mit der schuldigen Parthei handle, damit sie sich durch Tödtung der Sünde im Fleisch jener uralten Gnade würdig mache; und so erfolge der eigentliche Handel unserer Rechtfertigung.

Von der bisherigen lutherischen Lehre wich also Osiander zuerst in sofern ab, daß er die Entsühnung des Menschen vor Gott als längst vollbracht ansah, die nun nicht mehr mit jedem einzelnen Christen vorgehe, auch in den heiligen Schriften nicht als eine

Rechtfertigung, sondern als Erlösung des menschlichen Geschlechts vorkomme.

Wenn diese Behauptung sich nur zu einem Streite nach exegetischen Gründen eignete, so that jene Vorstellung keinen Eingriff in das Wesen der lutherischen Lehre. Osiander leugnete durch sie nicht, daß die Gottheit unmittelbar auch bei jedem einzelnen Menschen dazu thun müsse, um ihn als gerechtfertigt anzusehen; aber er nannte erst diese Handlung, welche die lutherischen Theologen als die Erneuerung und Heiligung des Menschen betrachteten, die Rechtfertigung desselben. Auch räumte er dabei dem Glauben, welcher die hohe Gnade des Heilands mit Dank annehme, seine volle Kraft ein. Nun würden wir durch diesen Handel der Rechtfertigung nicht blos für gerecht erklärt, sondern wesentlich gerecht gemacht.

Es war zweifelhaft, ob selbst diese Vorstellung, so lange man sie einfach nahm, den lutherischen Ideen widersprach; aber Osiander ging weiter, und wollte es gleichsam physisch erklären, auf welche Art der Heiland durch eine besondere Handlung die einzelnen Menschen wesentlich gerecht mache.

Durch nichts scheint er mehr bewegt worden zu seyn, als durch das dunkle Gefühl vom Ideal der Menschennatur, welches jeder Christ in sich aufzustellen

bemüht seyn müsse. Vor allen theuer war ihm daher die Sage der heiligen Schrift, daß der Mensch von Gott als sein Ebenbild geschaffen sey, und daß er zu diesem Ebenbilde wieder erneuert werden solle. Deshalb bot er allen Scharfsinn auf, um darzuthun, wie dieses durch die Rechtfertigung möglich sey. Weil doch einmal, war seine Gedankenfolge, eine Vereinigung der menschlichen und göttlichen Natur in Christus statt gefunden hat, so war das Ideal der Menschheit unseres Heilandes nothwendig von Ewigkeit unter den Ideen Gottes. Sie war sein Ebenbild, das daher gänzlich einerlei mit der Substanz der menschlichen Natur von Christus ist, welche durch die Vereinigung mit der göttlichen verherrlicht worden. Sollen wir nun jenes Ebenbild, welches unsere Urform ist, aber durch die Sünde in uns zerrüttet wurde, in uns erneuert sehen, so kann es nur durch die Mittheilung dieser Substanz an unser ganzes Wesen geschehen. Durch den Glauben, durch das Wort wird sie vollbracht. Das äußere Wort verhallet, aber die Wahrheit, welche in demselben tönet, das innere Wort, können in uns mächtig zur Rechtfertigung werden. Mit demselben dringet die vergöttlichte Substanz der menschlichen Natur des Heilands in unsere Natur ein, daß Gott ein Wohlgefallen an unserer wesentlichen Gerechtigkeit habe, an unserer Vollkommenheit, seinem erneuerten Ebenbilde sich erfreue, und nicht mit schonender Gnade über unser fehlerhaftes Wesen wegzuschauen brauche.

Dieses System belegte Osiander mit Gelehrsamkeit und mit entsprechenden Aussagen der heiligen Schriften. Vorzüglich berief er sich auf solche Verheißungen von Christus, wenn er sagt: „So mich jemand liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden kommen, und Wohnung bei ihm machen.“

Wenn man dieses System unpartheiisch betrachtet, muß man ihm einräumen, daß es die mysteriösen Sagen der christlichen Religion auf eine angenehme und scharfsinnige Weise in Verbindung brachte. Am wenigsten darf man ihm vorwerfen, daß es so viel Unbegreifliches enthielt, denn sein Gegenstand selbst war unbegreiflich, und eben das Undenkbarste in der lutherischen Lehre, der Genuß des wirklichen Leibes und Blutes des Heilands im Abendmahl, gewann erst Zusammenhang durch Osiander's Phantasieen von der Urform der Menschheit und deren Erneuerung durch die Rechtfertigung. Er konnte mit vollem Recht behaupten, daß nur Zwinglianer ihn bestreiten, nur sie läugnen könnten, wir würden durch den Glauben nicht ein Fleisch mit Christus.

Dies fühlten seine Gegner auch sehr gut, und deshalb thaten sie keine ernste Angriffe auf das Zauberschloß, welches er sich als Dogmensystem aufgebaut hatte. Man konnte in Betreff desselben nichts Stren-

geres vorbringen, als was Flacius ausrief: „Es gehen mir die Haare zu Berge, wenn ich bedenke, welche Irrthümer aus solcher Subtilität erfolgen mögen, und halte ich, es sey nichts besseres, denn daß man gar keine Subtilität von Gott erforsche, die in Gottes Wort nicht geoffenbaret ist, viel weniger vor der Gemeinde davon handle.

Es blieb also nichts übrig, als die einfache Lehre Osiander's von der Rechtfertigung zu bestreiten, welche so wenig von der lutherischen verschieden war, daß darüber unmöglich lebhafte Bewegungen entstanden wären, wenn nicht der Neid seine Collegen in Königsberg aufgehetzt, wenn nicht der Herzog Albrecht von Preußen sich eben so schwankend, als partheiisch für ihn, während der ganzen Fehde betragen, wenn er nicht selber durch den wegwerfendsten Stolz auch den sanftmüthigsten Gegner erbittert hätte.

Bei allem stolzen Ungestüm seines Geistes, und so verführerisch die Gunst des schwachen Herzogs von Preußen seinem Ehrgeiz hätte werden können, scheint Osiander doch nicht über den Wirkungskreis hinaus, der ihm gebührte, sich Gewalt angemaßt zu haben. Allein nach seinem Tode (1552. Oct. 17.) machte das neue Haupt seiner Parthei, sein feurigster Freund, der Hofprediger Funk, mit viel geringerer Kraft und ohne ausgezeichnetem Ruhm, ungleich eitlere Ansprüche. Er verschaffte

sich weltliche Aemter, mischte sich in die weltlichen Geschäfte der Regierung, und besonders unklug in den Zwiespalt zwischen dem Herzog und den Landständen. Ihn nannte man als Urheber der gewaltsamen Schritte, wodurch diese ihre Rechte gemißhandelt sahen, und sein Untergang war gewiß, als sie von dem Oberlehnsherrn, dem Könige von Polen, Schiedsrichter zur Schlichtung der Händel zwischen ihnen und ihrem Fürsten erlangten. Vor diesen wurde Funk nicht nur als Landesverräther, sondern auch als ein Ketzer angeklagt, welcher die Irrthümer Osiander's eifrig verbreitet habe. Ohne irgend einer Schuld, welche ihm das Todesurtheil zuziehen konnte, gerichtlich überwiesen zu seyn, ward er hingerichtet. Dies war zugleich das Zeichen zu einer gänzlichen Ausrottung des Osiandrismus in Preußen, welche der alte Herzog in einem Vergleiche den Landständen bewilligen mußte. Durch eine neue Lehrform, welche nun als Symbol der Rechtgläubigkeit im Lande galt, ward jener auf das Feierlichste als ketzerisches Gift verdammt, und sowohl geistliche als weltliche Beamten, die für seine Anhänger galten, verloren ihre Stellen (1566.).

Wie diese Bewegungen im Norden der evangelischen Religion ihre letzte Ursache in der Eigenthümlichkeit der Lehre von der Rechtfertigung hatten, welche für den scharfen und gelehrten Denker, den spürsamsten Grübler und den Schwärmer, gleich verführerisch zur

Bildung neuer Theorien, als wichtig für den Volksglauben war, so entsprang aus ihr auch eine neue heftige Gährung in dem Geburtslande der Reformation.

Schon der Kurfürst Johann Friedrich, der gepriesene Dulder, hatte noch den Gedanken gefaßt, in Jena eine hohe Schule zu errichten, um der ihm entrissenen zu Wittenberg, welche unter Moriz und dessen Nachfolger fortblühte, Abbruch zu thun. Der fehlgeschlagene Versuch, Melanchthon der neuen Anstalt zu gewinnen, wodurch jene ihrer höchsten Zierde und wahrscheinlich ihres ganzen Flors beraubt worden wäre, befeuerte den Haß wider dieselbe, und beschleunigte die Vorbereitungen für die Jenaische hohe Schule, deren Bestimmung Krieg wider Wittenberg seyn sollte. Darum wurde Flacius, der schon so wild wider Melanchthon eine Fehde geführt hatte, sogleich auf sie berufen, um ihr die entsprechende Seele einzuhauchen.

Natürlich mußte ihm die Lehre von der Rechtfertigung wieder Anlaß werden, den Fehdehandschuh der wittenbergischen Schule hinzuwerfen, welchen dieselbe mit einer Bitterkeit und Heftigkeit aufnahm, wodurch sie sich für die Geduld entschädigen wollte, womit sie bisher so manches Unbild ertragen hatte.

Um dem Kriege sogleich eine besondere politische Wichtigkeit zu geben, beschloß Flacius, die Herzoge

von Sachsen in demselben voranzustellen. Er beredete sie, ein besonderes Büchlein, wie ein ächt-evangelisches Manifest in die Welt ausgehen zu lassen, um dadurch zunächst ihre Unterthanen, dann alle gute Christen vor den Irrthümern zu bewahren, welche von Verführern unter die reine Lehre Luther's gemengt wären. Gegen die wittenbergische Schule war dasselbe hier versteckter, dort mit der bestimmtesten Offenheit gerichtet. Besonders laut war in ihm der Jammer der Herzoge, daß eben nach der unglücklichen Niederlage ihres Vaters die ketzerische Pest das heilige Land der Glaubensverbesserung überschlichen habe.

Allein, indem die Meinung der wittenbergischen Schule von der Beiwirkung des Menschen zu seiner Bekehrung vor allen andern als Irrlehre in diesem Büchlein aufgestellt wurde, entdeckte Flacius mit so großem Erstaunen, als Unwillen, in Jena selbst, in dem theologischen Lehrer Strigel einen eifrigen und scharfsinnigen Vertheidiger derselben.

Der wilde Krieg, welcher nun hier über diese Beiwirkung des Menschen zu seiner Bekehrung über den Synergismus ausbrach, und welchen die Herzoge von Sachsen, besonders Herzog Johann Friedrich II., immer mit Gewaltstreichen durchkreuzten, brachte die Elemente der Lehre von der Rechtfertigung wieder in die lebhafteste Bewegung.

„Es mag mit Recht," sagte Strigel, „für ein Werk Gottes gehalten oder der Einwirkung Gottes zugeschrieben werden, daß der Erdboden Früchte und Pflanzen trägt, die zu unserer Erhaltung unentbehrlich sind. Eben so ist auch der Glaube und die Bekehrung ein Werk Gottes, das durch seine Kraft in der Seele des Menschen bewirkt wird. Aber die Art, womit Gott die Früchte der Erde erschafft oder aus der Erde hervorbringt, ist doch verschieden von jener, womit er Glauben und Bekehrung im Menschen wirkt; und unser Verstand und Wille verhält sich doch anders bei der Wirkung Gottes, als sich die Erde dabei verhalten kann."

Dagegen sagte der derbste Gegner des Synergismus: „Durch sein Wollen und Sprechen wirket und thut Gott alles mit allen Creaturen. Wenn Gott will und spricht, so wird Stein und Holz getragen, gehauen und gelegt, wie, wann und wohin er will. Also, wenn Gott will und spricht, so wird der Mensch bekehrt, fromm und gerecht. Denn wie Stein und Holz in der Hand und Gewalt Gottes sind, so ist auf ganz gleiche Weise der Verstand und Wille des Menschen in der Hand und Gewalt Gottes, so daß der Mensch schlechterdings nichts wollen und wählen kann, als was Gott will und spricht, entweder in Gnade oder in Zorn."

So bestimmt diese Aussagen die ganze Kluft zwischen dem Synergismus und der Ansicht seiner Gegner

bezeichnen, bedarf es doch, vorzüglich bei der letzteren, einiger Erläuterung.

Als Luther ausrief, daß der Glaube allein selig mache, war ihm jede Vorstellung willkommen, welche sein unendliches Gefühl von dem ungeheuren Abstande zwischen dem sittlichen Ideal und der wirklichen Beschaffenheit der Menschheit unterstützte. Jeden Gedanken ertrug er leichter, als die Idee der römisch-katholischen Systems, daß die menschliche Würdigkeit einen bewegenden Einfluß auf Gott zur Ertheilung seiner Gnade haben könne. Ihr zu widerstreben, ergriff er die augustinische Lehre vom gänzlichen Verderben des Menschen, und in der Hitze seiner früheren Streitigkeiten verfocht er eifrig andere Ideen, welche mit ihr zusammenhingen. Melanchthon sprach anfänglich einhellig mit ihm über diese Gegenstände, entfernte sich aber nachher eben so offen und bestimmt von des heiligen Augustin's und Luther's Behauptungen. Das Verderben des Menschen, sagte er, sey nicht vollendet, die Empfänglichkeit für die Gnade Gottes sey nicht gänzlich in ihm erstorben, sondern sein Wille habe noch so viel von ursprünglicher Güte, daß er sich gegen jene Gnade wenden könne, wiewohl derselbe sogar kein Verdienst in sich trage, daß man ihm einen bewegenden Einfluß auf die Gottheit unmöglich zuschreiben könne.

Nie hat sich Luther auch zu jener Zeit, als er sich öfters gegen seinen Bruder Philipp verstimmt

fühlte, über diese Abweichung von seinem System beschwert. Schon deshalb läßt sich vermuthen, daß er ihr, vielleicht unbewußt, wohlwollte. Auch that sie seinem Begriff von der Rechtfertigung gar keinen Abbruch, und rettete ihn von der schrecklichen Prädestinationslehre Augustin's, welche mit der Lehre von der gänzlich verderbten Natur des Menschen zusammenhing. Ihr zufolge hatte Gott nach unerforschlichen Rathschlägen, deren Uebereinstimmung mit seiner Gerechtigkeit nur er einsehe, keine allgemeine Erlösung des menschlichen Geschlechts beschlossen, sondern Millionen im voraus zur Seligkeit, und andere Millionen im voraus zur Verdammniß bestimmt. In diesen letzten war die Macht des Bösen so groß, daß sie sich niemals gegen die göttliche Gnade hinwenden konnten.

Offenbar bekannte sich Strigel ganz zu der Theorie Melanchthon's; der Synergismus der wittenbergischen Schule und der seinige waren gänzlich einerlei. Seine Gegner aber beharrten bei der ersten Ansicht Luther's von dem menschlichen Verderben, wider welche derselbe sich wenigstens nie öffentlich erklärte, welche Veränderung auch in seinem Innern vorgegangen seyn mochte.

Nach dem Synergismus war die menschliche Natur freilich so verderbt worden, daß sie aus eigner Kraft allein nicht mehr zum Guten emporstreben konnte, son-

dern der Geist Gottes mußte ihre guten Fähigkeiten aus dem Verderben, welches sich über sie gelagert hatte, vorher wunderbar erwecken, und sie von neuem stärken. Dann aber wirkten sie mit der Kraft, die ihnen ursprünglich angeboren war, auch selbst zum Geschäfte des Heiles, und dieses kam nur durch diese eigene Beiwirkung, nicht allein durch den Geist Gottes zu Stande.

Die Kämpfer wider den Synergismus hingegen achteten das Ebenbild der Gottheit, welches einst im Menschen gewohnt habe, für gänzlich vertilgt, und seine ursprüngliche Güte für ertödtet. Daher konnte keine eigenthümliche Kraft mehr in ihm seyn, welche dazu mitwirkte, etwas Gutes aus ihm zu schaffen; sondern es mußte eine schlechterdings neue Schöpfung mit ihm vorgehen, in welcher er nichts, als die rohe Materie war. Auf seinen Willen kam es dabei gar nicht an. Die Gottheit nahm ihn wie eine todte Bildsäule, welcher ein guter Geist eingehaucht wurde. Inzwischen bediente man sich dieser Vergleichung nur, um die gänzliche Unfähigkeit des Menschen zum Guten anzuzeigen, nicht einen absoluten Tod seines Willens. Vielmehr dachte man sich diesen höchst lebendig in seinem Streben zu dem Bösen.

Nach dieser Ansicht war man der schrecklichen Lehre Augustin's von der Prädestination freilich sehr nahe,

und es ward schwierig, eine Zurechnung vom Guten und Bösen, was der Mensch vollbrachte, auszumitteln. Doch konnte man sich retten, indem man freilich dabei beharrte, daß in der wirklichen Handlung der Wiedergeburt der menschliche Wille in keinen Betracht komme, und in sofern alle Möglichkeit einer Zurechnung verschwinde, aber dagegen annahm, daß er nach der Umschaffung seiner Natur nun frei mit der ihm eingehauchten Kraft schalten, und über die Anwendung derselben zur Rechenschaft gezogen werden könne.

Inzwischen machten die heftigsten Gegner des Synergismus keinen Gebrauch von einem solchen Ausweg, und stürzten sich in das grause Schrecken der Prädestinationslehre, vor welcher ihre Leidenschaften nicht erstarrten, sondern durch welche ihre irdische Flamme neue Nahrung zu gewinnen wußte.

Flacius und seine Genossen überwältigten mit solcher Furie bald den gemißhandelten Strigel, aber vergaßen in derselben zu schnell alle Rücksichten der Klugheit, als daß ihr Reich in Jena hätte bestehen können. Sie fingen an, daselbst das Bannrecht nach seiner ganzen Strenge mit der frechsten Willkühr auszuüben, und drohten endlich, es sogar wider ihren Hof zu richten, als er seinen Unwillen über ihr Betragen zeigte. Die Herzoge sahen sich genöthigt, auf schmäh-

lige Weise die Männer von Jena zu entfernen, durch welche sie Wittenbergs Flor vernichten wollten (1561.)

Bei diesen Streitigkeiten dringt sich die Bemerkung auf, daß die Glaubensverbesserung, welche die Lehre der Religion wieder dem Herzen und gesunden Verstande des Menschen näher bringen sollte, und eben dadurch Volkssache wurde, unmöglich dabei gewinnen konnte, wenn sogleich die ersten Reformatoren ihr Geschäft mit solcher Heftigkeit wieder in das Gezänke der Schulen hinüberspielten. Die Männer unter ihren Zeitgenossen, welche einen hellen, ruhigen Sinn und ein wahrhaftig religiöses Gemüth hatten, mußten an einem solchen Schauspiel einen besondern Ueberdruß, und sich versucht fühlen, den Werth der Reformation viel geringer anzuschlagen, als er sich im Laufe der Zeiten bewährt hat. In sofern waren Caspar von Schwenkfeld aus dem guten, edlen Geschlechte von Ossig in Schlesien, und seine Meinungen, eine nothwendige Erscheinung.

Er stand in der ersten Blüthe der männlichen Jahre, als Luther seine große Handlung begann. Nicht mit einer feurigen Bewunderung staunte er sie an, wie etwas Unerwartetes, sondern hieß ihre Wirkung gut, und beförderte sie in seinem Vaterlande mit dem stillen Gefühl einer großen Seele, daß er noch etwas Höheres in sich selbst trage. Wehe that es ihm, daß man so ungemein

viel auf das äußere Wort gab, und diejenigen als Christen pries, welche es auch nur in das Gedächtniß aufgenommen hatten. Er behauptete mit einem tief gegründeten Recht, daß nur derjenige eine wahrhaftige Erkenntniß desselben besitze, bei welchem es ganz einerlei mit seinem Leben würde. Von jeher fühlten genialische Geister, daß wir nur das durchaus wissen, was unser ganzes Wesen durchströmt, und verachteten jene Kenntnisse, die blos Notizen genannt werden dürfen.

Da Schwenkfeld auf solche Art im Wandel der Menschen ein untrügliches äußeres Zeichen gefunden hatte, um zu prüfen, ob jemand die christliche Lehre wesentlich begriffen habe, so hielt er es nicht unmöglich, sein Ideal einer christlichen Kirche wirklich zu machen. An ihrem Wandel konnten sich ja die wahren Christen sogleich einander erkennen, und durch diese Erkenntniß mußten sie schon ein Bannrecht wider alle diejenigen ausüben, die zu dieser idealischen Gesellschaft nicht gehörten.

Besondere Gefahr für die Stiftung eines solchen reinen Christenthums schien ihm in der Art zu liegen, wie Luther seine Hauptlehren darstellte, z. B. daß der Glaube allein uns rechtfertige, daß wir keinen freien Willen besitzen, daß unsere Werke nichts seyen, und Christus für uns genug gethan habe. Er verkannte nicht den Sinn, welchen sie ursprünglich für Luther

hatten, und die Wahrheit, welche in ihnen lag; aber diese sey so ausgesprochen, daß sie dem großen Haufen eine Richtung im Leben verleihen müßte, wodurch das reine Christenthum unmöglich werde.

In die Fehde vom Nachtmahl verwickelt, und von Luther, wie die Schweizer, gemißhandelt, aber auch ohnedies sicher durch dessen Weise empört, verbarg er nicht seinen Unwillen darüber, und fing an, von dem Beruf Luther's zur Glaubensverbesserung geringer wie bisher zu denken.

Allerdings hätte man, äußerte er dem Herzog von Liegniz, welcher ihn über zweckmäßige Einrichtung des Religionszustandes in seinem Lande befragt hatte, zuerst Ursache gehabt, Luther als einen Boten Gottes aufzunehmen, weil er die Gewissen von den unerträglichsten päpstlichen Bürden entledigt, und sich dazu des todten Buchstabens weidlich bedient habe; aber in der Förderung seiner Lehre müsse doch das, was menschlich sey, wieder wegfallen, und allein das göttliche bleiben. Auch halte er sich allzu lang beim Zerstören und Abbrechen auf, worüber es ihm schon oft begegnet sey, daß er auch guten Weizen mit dem Unkraut ausgerottet habe. Den guten Werken und dem Gesetz Gottes bräche er zu viel ab, und stellte dagegen einen todten unbeständigen Glauben auf. Daher komme es, daß seine Lehre so viel Blätter und so wenig Früchte habe. Jetzt

schiene es sogar, daß Luther eine neue Tyrannei aufrichten und die Menschen an seine Lehre binden wolle. Ihm zu fröhnen sey verderblicher, als selbst wieder zu den Papisten zurückzukehren. Wie diese auf das Vertrauen der Werke, so führe jenes auf einen todten Buchstaben und einen trügerischen Glauben. Luther habe uns aus Aegypten durch das rothe Meer geführt, aber in der Wüste habe er die Kinder Israels sitzen lassen, und sie nicht in das gelobte Land gebracht. Er habe nur einen Haufen toller Leute losgemacht, für die es, so wie für das Ganze, viel besser gewesen seyn würde, wenn er sie an der Kette gelassen hätte.

Schwenkfeld hatte also beim Fortschreiten der lutherischen Reformation die Ansicht von ihr, daß es wenigstens für den Staat noch nicht entschieden sey, ob er dieselbe in sich aufnehmen solle; und welcher helle, ruhige Denker, der nicht selbst zu den Gottesgelehrten der evangelischen Parthei gehörte, hätte damals nicht eben so geurtheilt?

Nothwendig hing mit einer solchen Ansicht zusammen, daß Schwenkfeld, der sich für keine, sondern vielmehr wider jede der vielen gegen einander stehenden Partheien erklärte, von allen gehaßt wurde. Dies war die Ursache, daß er sein Vaterland verlassen mußte, und darin liegt auch der Grund, daß er, nachdem er sich zunächst nach Augsburg begeben hatte, mehr als dreißig

Jahre seines übrigen Lebens hindurch von einem Orte zum andern flüchtig wurde. Allenthalben kündete er sich also an, daß keine Parthei auf ihn rechnen dürfe. Wenn dagegen die Wenigen, welche gleichfalls das Bedürfniß fühlten, vom Factionsgeiste frei zu bleiben, sich ihm anschlossen: so konnte man sie deshalb eben so wenig eine Secte nennen, als ihn beschuldigen, daß er sich nur darum wider alle Partheien erkläre, um selbst das Haupt einer zu werden.

Freilich blieb sein Schicksal, da er von einem lutherischen Orte zum andern wandelte, und täglich sich mit den Gottesgelehrten der Lutheraner umherstritt, nicht ohne Einfluß auf seine Ansichten. Mit steigendem Unmuth bekämpfte er die unevangelische Herrschbegierde, und die unchristliche Verfolgungssucht der Theologen. Nach seinem wahrhaftig tiefsinnigen Urtheil, daß die wirkliche Erkenntniß einer Wahrheit das ganze Leben durchströmen müsse, konnte er selbst viele der berühmtesten evangelischen Gottesgelehrten nicht für Christen halten.

In den stürmischen Fehden, die wider ihn ausbrachen, sind ungemein schöne Beweise, welche hohe Achtung er verdiente. Wiewohl viele Eiferer mit wiederholten Schlägen auf ihn losstürzen, leistet er allein jeglichen Widerstand, und beleidigt nie seine Würde, indem sich alle mehr oder weniger ungeberdig betragen.

Luther vergaß sich so weit, daß er einem Boten, welcher ihm einen Brief und Schriften von Schwenkfeld gebracht hatte, einen offenen Brief mitgab, in welchem die Worte vorkamen: „Mein Bote, lieber Mensch, sage deinem Herrn die Antwort: (er) der unsinnige Narr, vom Teufel besessen, versteht nichts, und weiß nicht, was er lallet. Will er aber nicht aufhören, so lasse er mich mit seinen Büchlein, die der Teufel aus ihm speiet, ungeheiet.“ Der so gemißhandelte Mann verbarg vor aller Welt diese Urkunde unchristlicher Grobheit des Urhebers der Glaubensverbesserung. Auch Melanchthon ließ sich verleiten, wie seine übrigen Gegner, seinen Namen spottend zu verunstalten; und Schwenkfeld antwortete mit Hoheit: wirklich schmerze es ihn, daß auch Melanchthon mit seinem alten, ehrlichen Namen Schande treiben wolle. Sonst war es den Theologen leicht, wider einen Ketzer das Volk in Harnisch zu bringen; aber alle Sturmpredigten wider diesen Verdammten wirkten eher zu seinem Vortheil, als Schaden. Das Volk bezeigte ihm größere Theilnahme, und so bedeutende evangelische Fürsten, wie Philipp von Hessen und der Kurfürst von Brandenburg, verhehlten ihm nicht ihr Wohlwollen. An jedem Orte, wo er lebte, gesellten sich zu ihm eben die besseren Menschen, welche sich mit heißem Ernst nach dem reinen Christenthum sehnten, und niemals hat er aus solchem Kerne der Christen um ihn her Streitgenossen wider seine Verfolger geworben. In allen seinen

Aussagen hat er keinen dieser letzten persönlich gekränkt, und seine Berichte über seine Händel mit ihnen ertragen, in Hinsicht auf ihre Wahrhaftigkeit, die schärfste Prüfung der Nachwelt.

Ein solcher Character ist schlechterdings über alle Zeitalter erhaben; und da das Gemüth nicht groß ohne den Geist seyn kann, so ist man geneigt, ein gleiches Lob seiner Einsicht zu geben. Allein der menschlichen Erkenntniß kann nie ein absolutes Lob widerfahren. Doch bestärkt schon Schwenkfeld's Grundidee über das Christenthum, daß seine Blicke wenigstens über seine Zeitgenossen weggingen.

An seine Grundidee von der wahren Erkenntniß des Christenthums schlossen sich zunächst seine Meinungen über den Werth der heiligen Schriften, in sofern sie ein äußeres Wort waren. Er nannte sie einen edlen Schatz, ein Zeugniß des christlichen Glaubens, welches aber ein verschlossenes Buch, mit sieben Siegeln verwahrt, demjenigen bleibe, der nicht in der Schule des himmlischen Meisters recht gelernt habe. Nur solchen, die eine heilige innere Kraft mit hinzu brächten, könne das Lesen der Schrift oder das Hören der Predigt Frucht tragen. Ermuntern könnte das Wort allenfalls den Trägen; aber wenn Luther es zu dem einzigen Gnadenmittel machen wollte, wodurch uns der Geist Gottes mitgetheilt würde, so sey das eine Behauptung, welche

sich in sich selbst zerstöre, indem jener schon auf uns hinabgestiegen seyn müßte, ehe wir das Wort fassen könnten. Selbst aber ein solcher Stachel für den faulen Menschen, und ein solcher heilbringender Klang für den Gerechten könne es nicht einmal werden, wenn die Prediger, die es verkündeten, nicht selbst von der innern Heiligkeit schon durchströmt wären; denn nur der vermöge eine Wahrheit mit Segen auszusprechen, bei welchem sie in Gemüth und Leben, nicht blos in Verstand und Gedächtniß und auf den Lippen wohne.

Mit dieser Ansicht Schwenkfeld's von den heiligen Schriften, welche er eigentlich nur da schätzte, wo ihr Wort die innere sittliche Wahrheit verkündete, hing nicht nur die höchste Duldung, sondern auch sein sehr freies Urtheil über alle äußere Dinge zusammen, welche durch den Buchstaben der Bibel Wichtigkeit bekommen hatten. Die Sacramente stellten sich ihm als etwas Außerwesentliches dar, und besonders hatte er an der Kindertaufe gar kein Behagen, weshalb er auch, indem er seiner unwürdig achtete, nicht alle seine Gedanken unerschrocken darzulegen, als Wiedertäufer verschrien wurde. Ueberhaupt bedeutete ihm die ganze äußere Kirche nichts, und er hielt es für thöricht, eine Masse von ungleichartigen Menschen durch ein Dogmensystem durch gewisse Gebräuche so zu einer Kirche machen zu wollen, wie sie ein physisches oder bürgerliches Ganzes seyn mochten. Nirgends fand er die rechte Kirche zu-

sammengedrängt; aber sein kirchliches Ideal war wirklich, nämlich in allen guten Menschen, durch welche Zeiten und Räume sie auch getrennt waren.

So unwidersprechlich es auf die Weise scheint, daß Schwenkfeld kühn, wie ein Denker der aufgeklärtesten Zeit, über Religion geurtheilt habe, ist doch unläugbar, daß er wenigstens Eine Meinung mit Liebe bewahrte, wodurch er seinem Zeitalter den Zoll erlegte.

Indem er die heiligen Schriften doch als ein Document von göttlicher Wahrheit gelten ließ, gerieth er in große Verlegenheit, wie er die Mysterien der Religion, die in ihnen behauptet waren, begreifen wollte.

Seinen ersten Versuch der Art machte er mit den Worten der Einsetzung im Abendmahl, und mit ihnen gelang es ihm noch so gut, daß er ihnen blos den Sinn beilegte: Christus habe mit ihnen sagen wollen, daß er Blut und Leib hingegeben habe, um geistlich so auf die Erwählten zu wirken, wie durch Essen und Trinken leiblich geschehen. Allein vierzehn Jahre später stellte er seine Theorie von der Vergötterung der menschlichen Natur des Heilands auf, und begab sich mit ihr in den Abgrund des Undenkbaren.

Er stieß sich zuerst an der grausen Vorstellung der lutherischen Lehre, daß Jesus zu einer Creatur gewor-

den sey. „Gott war ein Schöpfer Adams, aber nur die Quelle von Jesus, der in ihm von Ewigkeit empfangen ist," war der Gedanke, wovon er ausging. Wirklich habe, dachte er weiter, sich die göttliche Natur mit der menschlichen eng verbunden durch eine wunderbare Handlung des heiligen Geistes in der Jungfrau Maria, und daher sey der Mensch Jesus nicht auf die Art erzeugter Creaturen entstanden. Wirklicher Mensch sey der Heiland dessen ungeachtet geworden; aber durch seine Himmelfahrt sey seine menschliche Natur vergöttert, und wohne ewig in der Gottheit.

Wenn die lutherischen Gottesgelehrten dieser Hypothese das Undenkbare vorwarfen, so bedachten sie nicht, daß alles, was sie über diesen Gegenstand behaupteten, gleich undenkbar für die menschlichen Kräfte war. Ueber die Mysterien der christlichen Religion wurde jeder zum Schwärmer, der eine Erklärung derselben versuchte, und da war keine Rettung, als den dürren Buchstaben der Schrift unangerührt zu lassen. Allein traurig war es, daß nun die schwärmerische Hypothese Schwenkfeld's auf seine hellen, großen Ideen zurückwirkte, und auch ihnen die Farbe der Schwärmerei mittheilte.

Diese Bemerkung darf man nie vergessen bei Schätzung seines Werthes, aber eben so wenig, daß er seine vortrefflichen Gedanken viel früher hegte, als seine Schwärmerei, daß jene also, nicht diese, daß Wesent-

liche seines Geistes ausmachten, daß er wegen jener vielmehr über die Reformatoren erhoben, als wegen dieser tiefer wie die hellsten unter ihnen gestellt werden müsse. Uebrigens wäre durch ihn, wenn seine Schwärmerei auch nie eingetreten wäre, gewiß nimmermehr eine Reformation bewirkt worden. Solche Charactere von vollendeter Form leben zu sehr in der eigenen Anschauung, als daß sie Massen bewegen könnten. Nur wenn das Hohe einen Zusatz von gemeiner Leidenschaft hat, wie bei Luthern, reißt der idealische Sinn die irdische Menge mit Macht hin.

Wenn Schwenkfeld wegen seiner Hypothese, wodurch er erklären wollte, wie die Gottheit zum Menschlichen geworden, und dieses wiederum vergöttert sey, als Schwärmer angeklagt wird, welches er schlechterdings verdient, so befremdet in der Geschichte der protestantischen Theologie, daß andere als kalte, scharfsinnige und gelehrte Denker gelten, die offenbar eben so heillos schwärmten. Das auffallendste Beispiel in dieser Hinsicht ist Johann Calvin, welcher die vornehmste Ursache zur Erneuerung des Sacramentstreites wurde.

Sein Ruhm in der protestantischen Kirche war schon bei Luther's Leben groß gewesen, und er hatte als lutherischer Theolog eine bedeutende Rolle gespielt, wiewohl er den Namen eines solchen wegen seiner Mei-

nung vom Abendmahl nicht ganz verdiente. Offenbar neigte er sich in derselben zu den Schweizern. Wider diese hatten Luther und seine strengen Genossen vorzüglich deshalb so heftig geeifert, weil die Lehre, daß Brot und Wein als symbolische Zeichen im Nachtmahl zu betrachten wären, leicht dahin führen konnte, dieses Sacrament überhaupt nur als ein Symbol anzusehen. Allein Calvin hatte, welches der Grundidee Zwingli's auch gar nicht widersprach, doch immer angenommen, daß ein wirklicher Genuß des Leibes und Blutes von Christus, wenn gleich kein leibliches Essen und Trinken desselben statt fände. Deshalb waren die lutherischen Theologen duldsamer wider ihn gewesen, als sich erwarten ließ. Doch war auch eine allgemeine Scheu, den Sacramentstreit wieder anzuheben. Offenbar hatte er der evangelischen Parthei schon großen Schaden gebracht; mehrere bedeutende Fürsten derselben grollten seinetwegen auf die Theologen, und wünschten sehnlichst, den großen Zwiespalt der evangelischen Welt gehoben zu sehen; sehr viele der lutherischen Gottesgelehrten hatten sich in der Stille der schweizerischen Vorstellung mehr genähert. Darum blieb Luther allein auf dem Kampfplatze, als er kurz vor seinem Tode wieder ungestüm gegen die Schweizer losbrach. Unmittelbar nachher verschlangen der schmalcaldische Krieg und die Gefahr, welche dann das ganze Daseyn der evangelischen Parthei bedrohten, jegliche andere Besorgniß. Auch hatte Calvin seine Abweichungen von der lutherischen Lehre

über das Abendmahl zwar nicht versteckt, aber doch nicht auf eine schneidende Weise dargelegt.

Allein im Jahr 1549 richtete er eine Vergleichsformel mit den Schweizern auf, und mußte schon dadurch die lutherischen Theologen aufregen. Auch bestritt er nun ohne Rückhalt die Irrthümer, welche in Luther's Meinung vom Genuß im Nachtmahle liegen sollten.

Sowohl in jener Vergleichsformel, als während der Fehde, die er nun führen mußte, entwickelte er folgende Ideen.

Wer im Sacrament das Brot und den Wein nach der Einsetzung des Heilands genießt, wird mit diesen Zeichen zu derselben Zeit mit seinem Fleisch und Blute geistlich gespeiset. Der mündliche Genuß ist gleichsam das Unterpfand, daß nun eben auch der geistige vollbracht werde. Dieser geistige Genuß aber, dessen Organ der Glaube, ist nicht blos eine Wirkung der Phantasie oder des Gedächtnisses, nicht selbst wieder etwas symbolisches, sondern er geht unmittelbar aus dem Fleisch von Christus in die Seele, welche lebendigmachende Kraft des Fleisches fortdauernd in jede gläubige Seele insbesondere ausfließt. Durch eine der wundervollen Einrichtungen der göttlichen Oeconomie sollte sich das Leben, das aus der verborgenen Quelle der Gottheit

ausfließt, zuerst in das Fleisch von Jesus ergießen, um alsdann erst aus diesem in uns überzuströmen. Uebrigens setzt dieser wahrhaftige Genuß des Leibes von Christus keine substantielle Gegenwart desselben voraus, denn man darf ihm weder eine locale, noch überall verbreitete Gegenwart beimessen. Er wohnt im Himmel, und gießt von dort seine lebende Kraft aus, wie die Sonne ihre Strahlen.

Nach dieser Hypothese wich also wesentlich Calvin von der lutherischen Lehre über das Nachtmahl darin ab, daß er keinen mündlichen Genuß des Leibes des Heilands durch Brot und Wein, und keine locale Gegenwart desselben im Abendmahl zugab. Diese letzte, sagte er, würde ja voraussetzen, daß der Körper von Christus an mehreren Orten zugleich seyn könne, welches der Natur eines Körpers widerspreche, so wie der immerwährende mündliche Genuß jenes Leibes auch einen nie zu erschöpfenden Umfang desselben voraussetze, welchen wiederum die physische Natur nicht gestatte.

Wenn nun seine Gegner, unter welchen Prediger Westphal in Hamburg zuerst den Fehdehandschuh aufgenommen hatte, über die Verwirrung schrien, die er durch Philosophie und Physik in der Theologie anrichten wolle, so hatte er gewiß kein Recht, vornehm auf sie herabzusehen, und den Unterschied vom Unbegreifli-

chen und Undenkbaren für sich anzuführen, indem jenes nur auf dergleichen deute, was nach Gesetzen der Vernunft und Physik unerklärlich, dieses auf solches, was wider dieselben sey. War denn seine Träumerei von dem Leibe des Heilands, der im Himmel, also auch local, wohnet, und von dort seine Kraft auf alle Gläubige, also auch unerschöpflich, herabströmt, und dies durch die unendlichen Zwischenräume, und unsichtbar, ein Körperliches auf Seelen; war sie nicht auch wider alle physische Gesetze, nicht auch etwas vollkommen Undenkbares, nicht blos Unbegreifliches?

Ohne Zweifel war also Calvin ein ungeheurer Schwärmer, wie jeder werden muß, der die Mysterien der christlichen Religion erklären will. Wer dagegen sie mit dem dürren Buchstaben einer Urkunde annahm, wie der orthodoxe Lutheraner, dem mußte man die Göttlichkeit dieser Urkunde ableugnen, oder ihm Recht geben, ohne ihn der Schwärmerei beschuldigen zu können. Die Einsetzungsworte des Abendmahls mußte man eigentlich nehmen, oder so rein vernünftig, daß gar nichts Wunderbares blieb; aber sie blos figürlich achten, um doch alles undenkbar zu lassen, wie Calvin that, war schwärmerisch und zwecklos.

Im Geiste Calvin's dachte auch Albrecht Hardenberg, Prediger am Dom zu Bremen, über den Genuß im Abendmahl; aber schwerlich wäre er bei sei-

ner Sittenfreundlichkeit, bei der Unbescholtenheit seines Wandels, bei seinem vorsichtigen Scharfsinn, welcher das Abweichende seiner Meinung von der lutherischen Lehre schonend darlegte, und bei dem freien, gesunden Sinn der bremischen Bürgerschaft bittern Verfolgungen ausgesetzt gewesen, wenn nicht Calvin's Vergleich mit den Schweizern eben jetzt die lutherische Welt aufgeregt hätte, und der Prediger Johann Timann in Bremen der rüstigste Streitgenosse Westphal's gewesen wäre.

Diese Parthei wollte schlechterdings nicht zugeben, daß die Calvinisten sich geberdeten, wesentlich mit der lutherischen Lehre über das Nachtmahl einzustimmen, indem sie eine wirkliche Gegenwart des Heilands im Sacrament annähmen, sondern verlangte, daß die ganze Lehre des seligen Luther's also vor allem angenommen werden müßte, daß Christus körperlich im Brote gegenwärtig sey und unter demselben genossen werde. Damit verband sie auf das innigste die Lehre von der körperlichen Allenthalbenheit oder Ubiquität des Heilands, und wollte, daß derjenige, welcher diese leugnete, von der Grundidee der lutherisch-kirchlichen Kirche abweiche. Allein durch nichts verlor Timann so sehr, als durch diese Verbindung. Indem kein Wort der heiligen Schriften die Ubiquität gebot, konnte er sich nicht damit rechtfertigen, daß die Gegenwart von Christus an so verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten die-

selbe nothwendig voraussetze. Wer, ohne gedrängt zu seyn vom eigentlichen Buchstaben der Bibel etwas Undenkbares annahm, um das Undenkbare, was in jenem Buchstaben lag, zu erklären, war schlechterdings ein Schwärmer.

Bei den Bewegungen, die aus der Fehde der Prediger über die Lehre vom Nachtmahl entstand, betrug sich der Ausschuß des Senats, welchem die Untersuchung und Beilegung derselben aufgetragen war, anfänglich mit Weisheit. Er wollte nur die reine lutherische Lehre in der Stadt walten lassen, und zeigte sich erfreut, als er von Hardenberg das bestimmte Bekenntniß vernahm, daß eine wahre und wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes von Christus im Abendmahl statt finde. Um die Ubiquitätslehre waren die Laien wenig bekümmert.

Sie von der wesentlichen Wichtigkeit derselben allmählig zu überzeugen, war nun das eifrigste Geschäft von Timann und seinen Streitgenossen. Fast von allen bremischen Kanzeln ertönten Warnungen vor dem gefährlichen Irrthum, welcher diese Lehre umgehen wolle, bis Hardenberg durch Andringen seiner Freunde und um seiner Gemeine willen sich gezwungen sah, in einer öffentlichen Predigt die Ubiquitätslehre als streitend mit Vernunft und Schrift darzustellen, und zu zeigen, daß sie mit der wahren Gegenwart des Körpers

von Christus im Sacrament des Nachtmahls gar nicht zusammenhange.

Er betheuerte nochmals, daß er an dieser wahren Gegenwart nicht zweifle, und benahm sich mit solcher Gewandtheit und Mäßigung, daß es seinen theologischen Gegnern vielleicht nicht gelungen wäre, den Punct, worüber sie ihn eigentlich befehdeten, deutlich und wichtig zu machen, wenn sein vertrauter Freund und Beschützer, der Burgemeister von Büren, nicht zuerst den Schleier zerrissen hätte.

Im Bewußtseyn seiner überlegenen Kenntnisse und Talente, und im Besitz des größten Ansehens bei der Bürgerschaft, glaubte dieser auch theologischen Gegnern hinlänglich gewachsen zu seyn, und den Eindruck weder für sich, noch für Hardenberg fürchten zu müssen, welchen die offene Erklärung, was sie beide nicht glaubten, auf den Rath und die Stadt ohne Zweifel machte. Deshalb erklärte er, in voller Versammlung des ersten, daß man nicht in dem Wahn stehen müsse, als ob er und der Domprediger auch eine fleischliche Gegenwart des Heilands unter dem Brode annähmen, und bewirkte durch diese Erklärung, was Timann und seine Gehülfen vergebens bezweckt hatten, daß der größte Theil des Raths einen entschiedenen Verdacht der Irrlehre wider Hardenberg faßte. Auch wurde Büren selbst sogleich von der Deputation ausgeschlossen, welche

die Religionssachen besorgte, und nicht lange nachher bezeugte der Rath, daß er nun mit seinen Predigern vereint wider Hardenberg stehe, welcher nicht länger in der Stadt geduldet werden solle, wenn er nicht mit jenen ein Bekenntniß über die Nachtmahlslehre ablege.

Vergebens wünschte der befeindete Mann, sein Amt aufzugeben. Selbst mehrere Glieder des Capitels widerriethen lebhaft diesen Schritt, der seiner unwürdig sey. Wirklich hoffte er auch noch auf Frieden, als der Senat seinem Andringen, die wittenbergische hohe Schule über sein Bekenntniß entscheiden zu lassen, wenigstens einigermaßen Gehör gab, indem er, freilich partheiisch genug, ein solches Bedenken nur über die Rechtgläubigkeit der Bekenntnisse seiner Prediger von dort einholte.

Es war wohl in der wittenbergischen Antwort gesagt, daß diese Bekenntnisse, in welchen die Ubiquitätslehre nicht prangte, dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse und der bisherigen Lehre angemessen wären; aber zugleich war auch angedeutet, daß man keine fremdartige Lehren in den Artikel vom Abendmahl mischen und bei den bisherigen bewährten Formeln in demselben beharren möchte; eine Anspielung, welche die bremischen Prediger unmittelbar traf.

So goldenes Lob nun auch die benachbarten geistlichen Ministerien diesen letzten zollten, blendete es nicht die Bürgerschaft, an welche der Verfassung gemäß die Angelegenheit gebracht werden mußte; und wiewohl der Burgemeister Renckel in seinem Vortrag daran ängstlich erinnerte, daß die Sacramentirer von dem augsburger Religionsfrieden ausgeschlossen wären, so faßte die Mehrheit der Bürger doch einen sehr gedieges nen Schluß, wodurch alle List des Senats zu Schanden wurde. Die Fehde, sagte dieselbe, scheine noch unentschieden zu seyn, und betreffe zu tiefe Dinge, als daß sie von der Bürgerschaft geschlichtet werden könne. Ein solcher Handel gehöre vor eine hohe Schule, wohin man die streitenden Partheien selbst oder ihre Schriften senden solle. Vor allen möge man die wittenbergische wählen, von wannen die reine Lehre gekommen sey, und wo der Mann noch lebe, welcher das augsburger Glaubensbekenntniß verfaßt habe. Im voraus müsse man aber festsetzen, daß diejenige Parthei, wider welche Wittenberg entscheide, sogleich vom Lehramt entfernt werden solle, und beiden Theilen ernstlich bedeuten, solche hohe Fragen, die weit über den Begriff des gemeinen Mannes seyen, nicht mehr auf die Kanzel zu bringen, und sich besonders des ungebührlichen Lästerns auf einander zu enthalten.

Dieser freie, edle Geist der Bürgerschaft zwang die Mehrheit des Senats, welche aus redlichem Eifer oder

Leidenschaft wider Hardenberg und seinen Freund, den Burgemeister von Büren, feindlich war, mit grosser Vorsicht wider dieselben zu handeln. Am wenigsten war man gesonnen, die Fehde in Wittenberg entscheiden zu lassen, und Timann und seine Genossen, welchen man das Lästern freilich hatte verbieten müssen, gossen nun erst ihr volles Feuer der Verfolgung von den Kanzeln, ohne daß der Rath es ihnen wehren wollte, oder zu wehren wagte.

Wenn die Eiferer im Senat und im Predigtamte es unmöglich fanden, in Bremen selbst die vortreffliche Gegenparthei zu verschlingen, so gelang es vielleicht durch Minen, womit sie dasselbe umzogen, welches nicht schwer wurde, da der sogenannte ächt lutherische Feuergeist am wildesten in Niedersachsen regierte.

Da beschworen die Städte Lübeck, Hamburg und Lüneburg mehrere große Fürsten bei dem Himmel, daß sie die zwinglische Ketzerei dämpfen wollten, die sich in Bremen aufthue; da gelangte ein Strafbrief des Königs der Dänen an den Rath, daß er die Kirche des Wolfes entledigen möchte, und die Herzoge von Sachsen ermahnten ihn, daß Hardenberg schleunigst aus der Stadt und ihrem Gebiete geschafft würde; da bedrohten, im entgegengesetzten Fall, sogar einzelne geistliche Ministerien Bremen mit den hereinbrechenden Strafgerichten Gottes.

Unter diesen Bewegungen war Timann gestorben; aber ungleich furchtbarer war der neue Anführer, welchen seine Parthei nach Bremen berief, Tilemann Heßhuß, der durch seinen wilden Feuereifer mehr für seine Herrschsucht, als für das reine Lutherthum, sich kaum in der Pfalz gestürzt hatte. Er verwarf kein Mittel, welches ihn seinem Ziel näher bringen konnte.

Zwei Erscheinungen bezeichneten sogleich seinen Einfluß. Der Senat ließ die Bürger Mann vor Mann auf das Rathhaus fordern, damit jeder erklären sollte, ob er in der Lehre vom Nachtmahl es mit Hardenberg oder mit den übrigen Predigern halte, wobei ihnen zuvor bedeutet wurde, daß jener durchaus den Zwinglianismus lehre, und der Rath schlechterdings bei dem reinen lutherischen Glauben beharren wolle, um nicht vom Religionsfrieden ausgeschlossen, vom Reich und von Gott verdammt zu werden. Vergebens hatten Büren und vier Glieder des Senats mit ihm auf das Lauteste wider dies unerhörte Verfahren gesprochen, welches der Freiheit der Bürger und der Verfassung Eintrag thue. Allein man ging noch weiter, und gab zu, daß die Prediger alle diejenigen, welche Hardenberg's Predigten im Dom besuchten, oder sonst als Anhänger desselben verdächtig waren, weder zum Abendmahl, noch als Gevatter bei der Taufe zuließen, wenn sie der gottlosen Meinung jenes Irrlehrers nicht vorher entsagen wollten.

Dennoch blieb es wegen des Geistes der Bürgerschaft sehr zweifelhaft, ob es je gelingen werde, Hardenberg ganz zu unterdrücken, bis der Erzbischof selbst, theils um denselben vor der äußersten Gewalt zu schüzzen, theils um nicht selbst in eine gewaltsame Fehde mit dem Senat verwickelt zu werden, die Angelegenheit auf den niedersächsischen Kreistag spielte.

So zögernd anfänglich die Schritte auf diesem waren, konnte sein letztes Urtheil immerhin nicht ungewiß werden. Diese Richter hingen doch in ihrer Meinung von den niedersächsischen Theologen ab, und unter diesen waren die heftigsten offenbarsten Gegner Hardenberg's. Sie fanden sich persönlich auf dem Kreistag ein, und so erfolgte der Kreisschluß (1561. Febr. 8.): daß Doctor Albrecht Hardenberg wenigstens binnen vierzehn Tagen vom Predigtamt entlassen und aus dem ganzen niedersächsischen Kreise verwiesen seyn sollte, jedoch unbeschadet seiner Ehre. Auch wurde er nicht als entschiedener Ketzer in dem Schluß betrachtet, sondern es hieß nur, daß sein Bekenntniß in einigen Puncten zweifelhaft und etlichermaßen dem augsburgischen zuwider gewesen sey, welchem der Glaube der bremischen Prediger eben so gemäß, als mit der im Kreis angenommenen Lehre einig, befunden worden. Als eigentlicher Verdammungsgrund wurde blos die Gefahr angegeben, womit jene durch ihn veranlaßte Händel Niedersachsen bedrohten.

Mit Hardenberg's Abzug, welcher in der Nähe im westphälischen Kreise Freunde und Beschützer genug und ein ruhiges Leben fand, war die Ruhe in Bremen nicht wieder hergestellt. Man hatte dahin einen der Eiferer, welche die sächsischen Herzoge von Jena verbannten, nämlich Musäus, berufen. Was ihm dort mit Schmach entrissen war, das volle Bannrecht wollte er hier dem Predigeramte sogleich beimessen.

So willkommen dieses Schwert in der Hand der Priester dem Rath in sofern seyn mochte, als es wider den Burgemeister von Büren zunächst gebraucht werden sollte, so furchtbar konnte es auch überhaupt für die weltliche Obrigkeit werden. Er widerstrebte daher der Heftigkeit, womit sich die Prediger des unumschränkten Bannrechts bemächtigen wollten, und machte nur ein Edict bekannt, nach welchem jeglicher, der Hardenberg's Ketzerei vom Nachtmahl noch hege, sogleich aus der Stadt zu schaffen sey. Dies galt vorzüglich dem Burgemeister von Büren, welcher nach der Ordnung bei dem nahen Regierungswechsel Präsident der Stadt werden mußte. Schon die niedersächsische Kreisversammlung, in welche man ihn berief, hatte ihn gewarnt, die Irrlehre fahren zu lassen; allein auch jetzt, in seiner Protestation wider jenes Edict, bekannte er sich entschlossen als Hardenberg's Freund und Anhänger. Man erklärte dann, daß ihm das Regiment nicht entstehen werde, wenn er nur die Religionssachen

dem ganzen Rath überlassen wolle. Allein er verlangte alle gesetzlichen Rechte eines präsidirenden Burgemeisters. Am neunzehnten Januar 1562 erschien er von mehr als viertausend Bürgern begleitet, auf dem Rathhause; leicht erzwang er die volle Zulassung zu der ihm gebührenden Würde, ohne daß irgend eine Gewaltthätigkeit ausgeübt wurde. Auch bestätigte der Rath drei Tage nachher einen Vertrag, welchen Büren wegen der Religionssache aufstellte.

Nachdem Musäus und sein wüthendster Amtsgenosse aus der Stadt verwiesen waren, nachdem zwölf andere Prediger, die ihre Entlassung forderten, dieselbe sogleich erhalten hatten, fühlte sich die Mehrheit des Senats, die mit ihnen zusammenhing, in Bremen vernichtet, und entwich still aus der Stadt, drei Monate nach Aufrichtung jenes Vertrages. Sie nahm öffentliche Gelder und Urkunden aus dem Archiv mit; offenbar wollte sie den wahren bremischen Senat vorstellen. Auch vertheilte sie sich sogleich im ganzen niedersächsischen Kreise, um ihn für sich wider die ketzerische Stadt in Bewegung zu bringen.

Da kündigten Hamburg und Lübeck den Bremern jede Handelsverbindung auf, da nahm Danzig ihre Güter und Schiffe in Beschlag, da sperrten viele Stände des niedersächsischen Kreises ihnen ihr Gebiet, und verwehrten ihnen, so weit möglich, Zufuhr an Lebens-

mitteln. Büren aber und die Bürgerschaft blieben unbewegt, und nach sechs Jahren waren die ausgetretenen Rathsglieder zufrieden, wenn sie mit Verzicht auf ihre Würden nur wieder in die Stadt aufgenommen wurden. Zwei blieben ausgeschlossen, weil man zweifelte, sie wider den Haß des Volks schützen zu können, und alle mußten einen neuen Bürgereid schwören.

So tief sie und ihre Prediger in Schatten stehen, wenn man ihr Treiben mit dem wahrhaftig großen Betragen der Bürgerschaft, der kräftigen Weisheit Büren's, dem ruhigen Scharfsinn Hardenberg's vergleicht, darf man dennoch, selbst um sie nicht durchaus unbegreiflich zu finden, nicht vergessen, daß ihr Eifer ursprünglich für den derben Buchstaben der Einsetzungsworte kämpfte, und daß auch Hardenberg, welcher denselben nicht in seiner Derbheit nahm, und keinen fleischlichen, mündlichen Genuß des Körpers von Christus wollte, jene Worte um nichts denkbarer machte, indem er sie von ihnen entfernte. Timann verlor gegen ihn, weil er sich in die Ubiquitätslehre verirrte, wovon sich Heßhuß klüger zurückzog, mit welcher unbesonnenen Wuth er auch sonst in allen Streit vordrang.

In der Pfalz hatte dieser zuerst seinen Character enthüllt, nachdem er vorzüglich auf Melanchthon's Empfehlung an die Spitze der Gottesgelehrten zu Heidelberg und der pfälzischen Kirchen berufen worden.

Weil er noch ein junger Mann war, hatten sich seine Vorstellungen über manche Hauptlehre damals vielleicht noch nicht entschieden bestimmt, und weil er von Ehrsucht glühte, mußte sein geistlicher Stolz an diesem Platz um so mehr Einfluß auf die Bildung derselben haben. Zum Unglück für die Ruhe der protestantischen Kirche, entdeckte er an dem unruhigen Klebiz, welcher, wiewohl nur Diaconus, sich ihm stets entgegenstellte, keine andere Seite zum Angriff, der ihn vernichten sollte, als eine Neigung zu der calvinischen Lehre von der Gegenwart des Heilands im Nachtmahl.

Zwischen zwei so rüstigen Gegnern war der Kampf bald so wild geworden, daß sie auch der weltlichen Obrigkeit nicht mehr achteten, und der Kurfürst Friedrich III. sich gezwungen sah, sie deshalb ihrer Aemter zu entsetzen, ohne über die Wahrheit ihrer Meinungen im geringsten zu entscheiden. Nur hatte ihn diese Fehde das Bedürfniß fühlen lassen, daß es wirklich zur Entscheidung darüber kommen müsse; denn ohne dieselbe mochte die Ruhe der pfälzischen Kirche immerfort neuen rüstigen Kämpfern preisgegeben werden.

In dieser Lage wandte sich der Kurfürst an Melanchthon, um durch dessen sanften, weisen Sinn geleitet zu werden, und vorzüglich vom Urheber der augsburgischen Confession zu vernehmen, was sie über den streitigen Lehrpunct eigentlich bestimmt habe.

Nichts hatte den hochverdienten Genossen Luther's tiefer geschmerzt, als die unselige Fehde über die Gegenwart des Heilands im Sacrament, und sein sehnlichster Wunsch war immer geblieben, daß man sich nur solcher Formeln bedienen möchte, wodurch die streitigen Vorstellungen beider Partheien umfaßt werden könnten. Der Ausdruck des augsburger Glaubensbekenntnisses, daß man mit dem Brot und Weine den Leib und das Blut von Christus empfange, schien ihm mit Recht dazu vorzüglich geeignet. Um indessen jenem Wunsch nicht entgegen zu arbeiten, achtete er es für schlechterdings nothwendig, geheim zu halten, welche Vorstellung über den befehdeten Punct er selbst liebe. Daher bediente er sich immer solcher Ausdrücke, die dem Gedanken von einer leiblichen Gegenwart des Heilands, von einem mündlichen Genuß seines Leibes eben so wenig widerstrebten, als der calvinischen Vorstellung, und nur seine gelehrten Freunde wußten, daß er dieser letzten wohlwollte, welches erst dann lautbarer wurde, als der wilde Eifer, die Rechtgläubigkeit der evangelischen Lehre an die derbe ächt lutherische Formel zu binden, ihm die Erklärung abzwang, daß man dazu kein Recht habe.

In diesem Geiste rieth Melanchthon auch dem Kurfürsten von der Pfalz, daß er seinen Theologen und Predigern das Streiten über die Art der Gegenwart des Heilandes im Abendmahl schlechterdings verbieten,

und sie zum Gebrauch einer solchen Formel, welche selbst den streitigen Punct unberührt lasse, insgesammt verpflichten solle.

Das Gutachten Melanchthon's war also auf den Geist der Duldung berechnet, und der Kurfürst ging wenigstens insofern in denselben ein, daß er seinen Gottesgelehrten und Predigern zum öffentlichen Vortrag die Formel vorschrieb, daß der Leib von Christus mit dem Brot empfangen werde, oder den Ausdruck des Apostels Paulus, daß das Brot die Gemeinschaft des Leibes von Christus sey. Allein wer da wußte, daß er selbst, so wie die Mehrheit der Prediger die calvinische Vorstellung begünstigte, der zweifelte nicht, daß diese mit der allgemeinen Formel allgemein werden sollte, und die pfälzische Kirche schon als kalvinisch betrachtet werden könnte. Dennoch durfte man nicht mißbilligen, daß die Prediger, welche nur vom Genuß des Leibes des Heilandes in und unter dem Brote reden wollten, von ihren Aemtern entlassen wurden (1559).

So drohend die Wuth der ächt lutherischen Eiferer über dieses Ereigniß, vorzüglich aus Niedersachsen her, hallte, blieben alle ihre Bewegungen doch unbedeutend gegen den stillen entschlossenen Schritt, welchen die würtembergischen Theologen wegen der Veränderung in der Pfalz noch in demselben Jahre thaten. An ihrer Spitze stand Brenz, einer der ersten Streitgenossen Luther's

wider die Schweizer, doch sein weiteres Leben hindurch, auch wegen seiner Friedensliebe, hochgeachtet. Allein der Haß wider die schweizerische Lehre, welcher so viele Jahre geschlummert hatte, erwachte wild in ihm bei dem Triumph, welcher ihr in der Pfalz bereitet war. Zur Gegenwirkung, zu einem noch entschiedenern Siege der ächtlutherischen Vorstellung, bewirkte er, daß diese mit ihren derbsten Bestimmungen und sogar mit der Ubiquitätslehre als einzig richtiges Dogma für das würtembergische Land verkündet wurde.

Jetzt konnte Melanchthon nicht mehr hoffen, durch Formeln, unter welchen beide Partheien ihre streitigen Vorstellungen über das Nachtmahl ausgedrückt finden mochten, dem vollendeten Zwiespalt in der deutschen evangelischen Kirche noch vorzubeugen, und dem Grabe nahe, mußte er jede Furcht vor Menschen verlieren. Auch war er nun fest zu einem öffentlichen bestimmten Bekenntniß über die Nachtmahlslehre entschlossen, aber der Tod entnahm ihn jetzt allen Fehden.

Nachdem auch der Stern untergegangen war, welcher in aller trüben theologischen Verwirrung noch geleuchtet hatte, fühlten besonders die Fürsten im evangelischen Lande mehr als jemals das Unbequeme ihres Verhältnisses zu der Kirche. Sie wollten dem ursprünglichen Geiste der Glaubensverbesserung, besonders dem augsburger Glaubensbekenntniß, welches die Urkunde

auch ihrer politischen Existenz war, schlechterdings treu bleiben, und von Melanchthon hatten sie darüber Aufschluß hoffen können, wenn das Geschrei der Theologen sie verwirrte. Auch fühlten sie, wie sehr sein hoher Geist des Friedens die evangelische Kirche ehrte, und ihnen einigermaßen die Schaam linderte, welche die Schadenfreude der Katholiken an dem evangelischen innern Krieg ihnen abzwingen mußte.

Mit solcher Ansicht der theologischen Händel betrieben auch mehrere von ihnen, selbst mit Leidenschaft, die wiederholten Versuche, einen Frieden zwischen den protestantischen Theologen zu schließen, die zuletzt nur zwei große Hauptpartheien bildeten, wovon die eine, zum Theil nach dem Eiferer Flacius benannt, den nackten Ausdruck der heiligen Schrift und den strengen lutherischen Buchstaben, nebst den Vorstellungen, welche sich für sie demselben nothwendig anhingen, als unverletzliche Norm annahm: indem die andere mildere, welche immer auf Melanchthon als ihr Haupt geblickt hatte, im vorstrebenden Geiste der Reformation handelte, und des Friedens halber wohl bestimmte Formeln der Kirche, doch für die Vorstellungen einen weitern Raum wollte. Jene erste Parthei konnte nicht dulden, konnte nicht mit sich handeln lassen, sie mußte Alles haben oder vernichtet werden; diese zweite aber konnte vielfache Friedensgeschäfte begünstigen, wenn jene inconsequent werden wollte. Ohne Zweifel verstand sich aber

die mildere Seite viel besser auf den Zweck der Reformation, als ihre Gegner, welche offenbar ein neues Priesterthum bezweckten.

Darum hätten die Fürsten diese strengen Gottesgelehrten keinesweges begünstigen sollen. Gegen das heftige Streben nach dem schrecklichen Bannrechte mußten sie so schon ihre Macht richten. Allein der Ruhm, ein ächtlutherischer Fürst zu seyn, war auf der andern Seite nichts leeres. So lange es eine Kirche giebt, und einen Staat, welcher mit ihr verbunden ist, muß sie dahin streben, auch auf der Gleichheit der Vorstellungen ihrer Bekenner zu ruhen.

Indem bei solchem Character der Partheien und solchem Stande der weltlichen Macht alle Friedensvermittlungen zwischen den protestantischen Theologen fruchtlos geblieben waren, mußte ein Mann, wie Jacob Andreä, mit seinem großen Friedensentwurf und seinem Eifer, ihn zu vollführen, den Fürsten eine willkommene Erscheinung werden.

Seiner heiteren Ansicht der Welt war alles Düstere auch in der Religion zuwider, und seinem hellen Blick in das Gewebe menschlicher Vorstellungen und Leidenschaften entging nicht, wie durch unbemerkte Leitung dieselben auf den Punct gebracht werden können, welchen sie mit Haß fliehen. Es hatte den höchsten Reiz

für ihn, sich als Künstler den Menschen zum Stoff zu wählen. Wo fand er diesen reicher, als in den Gedanken und Leidenschaftn der evangelischen Gottesgelehrten? und wo seine heitere Liebe zum Frieden mehr aufzuräumen? Dabei konnte er als Canzler von Tübingen, also in jenem Lande, wo der strenge lutherische Buchstabe, und noch mehr als solcher, zur Glaubensregel gemacht war, den lutherischen Eiferern nicht verdächtig seyn; sein milder Geist empfahl ihn der entgegengesetzten Parthei, und seine Gelehrsamkeit hatte ihm schon die Achtung beider gewonnen.

Unter fünf Artikel hatte er die streitigen Lehrpuncte gebracht. Die ersten vier handelten von der Rechtfertigung, von guten Werken, vom freien Willen und von den sogenannten gleichgültigen Dingen, die bei der Umgestaltung des Interim für die sächsische Kirche in Anregung gekommen waren. Schlau genug hatte er die Nachtmahlslehre in den Hintergrund gestellt, damit zur Ausgleichung der ärgsten Fehde die schon etwas versöhnten Gemüther gelangten. Selbst aber den fünften Artikel hatte er so gefaßt, daß auch die strenge Parthei, von welcher er besonders Widerstand erwarten mußte, sich damit begnügen konnte.

Allein Andreä, welcher unermüdet in persönlicher Verhandlung und in Reisen durch das evangelische Deutschland war, erfuhr bald, wie sehr es seinen Artikeln scha-

dete, daß sie die seinigen waren, wiewohl er bescheiden genug sie nur wie einen Entwurf hingab, aus welchem die allgemeine theologische Einsicht etwas bilden sollte; und eben so bald, daß weder die strenge, noch die milde Parthei eine Vermittlung wollte. Jene bestand darauf, daß die Irrthümer, welche bei den angenommenen Formeln sich einschleichen könnten, auch in den Artikeln verdammt werden müßten, und die wüthendsten Eiferer von solcher Seite, die Theologen in Jena, zu welchen Heßhuß jetzt gehörte, erklärten sogleich unaufgefordert, daß sie mit dem Friedensstifter nichts zu schaffen haben wollten. Die wittenbergischen Theologen wollten dagegen von keiner Uebereinkunft etwas wissen, bei welcher nicht eine Sammlung der Hauptschriften Melanchthon's, welche sie schon zum Normativ der Lehre in den kursächsischen Kirchen gemacht hatten, auch als solches anerkannt würde.

Unter diesen Umständen hätte die beispiellose Thätigkeit Andreä's, seine große Kunst, die verschiedensten Charactere zu gewinnen, die Selbstüberwindung, womit er alle Kränkungen verschmerzte und sogar Bosheit und Unverstand zu zwingen wußte, an dem gehaßten und mißverstandenen Friedenswerke selbst mitzuarbeiten, vielleicht keine Frucht für die Ruhe der evangelischen Kirche getragen, wenn er nicht im seltenen Grade geschickt gewesen wäre, an den Höfen zu gelten, Fürsten einzunehmen und festzuhalten, und wenn nicht ein sol-

ches evangelisches Haupt, wie der Kurfürst von Sachsen, sich zu gleichem Geschäft mit ihm verbunden hätte.

Unmöglich durfte August der Linie seines Hauses, ohne deren Sturz er die Kurwürde nicht besessen hätte, und die als Beschützer der lutherischen Glaubensverbesserung so hohen Ruhm gewonnen, noch den Stolz überlassen, daß sie die Reinheit der neuen Lehre, und selbst gegen das sächsische Haus, bewahren müsse. Schon darum war es Ehrenpunct für ihn, dem Buchstaben Luther's nichts abbrechen zu lassen. Dann hielt sein gediegener Sinn den Gedanken fest, daß die Evangelischen ja keinen Papst hätten, und darum um so strenger auf bestimmte Formeln des Glaubens halten müßten, um nicht in hundert Secten zu verfallen. Endlich sah er bei solchem Zwiespalt hohe Gefahr, daß das so theuer errungene Werk des augsburger Religionsfriedens zerrüttet werde. Er vergaß gewiß keinen Augenblick, wie die Evangelischen auf dem Reichstage, wo derselbe zu Stande gebracht wurde, die Calvinisten so eifrig von ihm ausschlossen.

Wohl hatte er gesucht, diesen unverzeihlichen Fehler seiner Parthei, deren Haupt er doch auch damals war, auf dem Reichstage 1566 wieder gut zu machen. Wirklich hatte auch Herzog Christoph von Würtemberg darauf angetragen, daß der Kurfürst von der Pfalz, welcher durch die Einführung des heidelberger Catechis-

mus (1563) das Luterthum heftig empört hatte, von den gemeinschaftlichen Anträgen der Evangelischen an den Kaiser ausgeschlossen werden sollte, bis er sich über die Nachtmahlslehre der augsburgischen Confession gemäß erklärt habe, und Kaiser Ferdinand ergriff gern den Gedanken, daß man denselben vom Religionsfrieden ausschließen müsse, wenn er nur in Einem Puncte von jener Confession weiche. Allein August von Sachsen, der eine Rede des Kurfürsten von der Pfalz im Reichsrath mit angehört hatte, klopfte ihm auf die Schulter mit den Worten: Fritz, du bist frömmer, als wir alle! und strebte nun, die Gefahr wieder abzuwenden, welche man so leichtsinnig und frevelhaft über die evangelische Parthei gezogen hatte. Auf seinen Antrieb erklärte diese dem Kaiser, daß sie schlechterdings nicht gesonnen sey, bei einiger Dunkelheit der Meinungen irgend einen von ihnen aus dem Religionsfrieden zu setzen; denn es würde zur ungerechtesten Gewalt verleiten, wenn man sogleich entscheiden wollte, ob jemand der augsburgischen Confession zuwider denke.

So politischweise dies Betragen von August auf dem Reichstage war, so sehr wurde er durch denselben in seinem Haß gegen die evangelischen Secten bestärkt, und in seiner Einsicht von der Nothwendigkeit der evangelischen Einheit durch die strenge lutherische Lehre. Wenn in mir, war sein Ausdruck, eine calvinische Ader seyn sollte: so mag der Teufel sie mir herausreißen.

Ein so gesinntes evangelisches Haupt konnte den vielgewandten Andreä kräftig unterstützen, welcher auch von dieser Denkart bald den Vortheil ärndtete, daß die wittenbergischen Theologen, welche das Friedensgeschäft durch ihre Schwüre auf Melanchthon's Schriften verhöhnten, durch sie gesprengt wurden.

Vielfach war August vor dem calvinischen Gift seiner Theologen gewarnt worden, theils durch vertrauliche Eröffnungen seiner Freunde unter den Fürsten, theils durch das wiederholte laute Geschrei der lutherischen Eiferer. Aber männlich hatte er sich immer durchgeschlagen, und der Versicherung seiner Gottesgelehrten, daß sie von der lutherischen Wahrheit im Abendmahl nicht abwichen, redlich getraut. Sie sprachen von der wahren, lebendigen Gegenwart des Heilandes im Sacrament, und bewirkten dadurch vor den Augen des Kurfürsten ein Blendwerk, daß er sie für übereinstimmend mit Luther's Satzung hielt, wiewohl sie dieselbe verwarfen, und mehr, als Melanchthon, sich zum Calvinismus hinneigten. Dieses Blendwerk wurde durch eine mächtige Hofparthei befördert, und eben wegen desselben brachte August der Erhaltung seiner Theologen jegliches Opfer. Vielleicht wurde indeß durch Andreä's Friedensverhandlungen, die auch dem Laien die Momente der theologischen Streitigkeiten näher brachten, diese Verblendung schon etwas gelöset, und die wittenbergischen Theologen nebst ihrer Parthei glaubten selbst,

ohne große Gefahr dieselbe allmählig zerstreuen zu können. Die berufene wittenbergische Exegese erschien, woran sie offenbar viel Theil hatten. Sie leugneten es ab, als August auffuhr, da man von mehreren Seiten ihn anging, wie nun der Calvinismus seiner Gottesgelehrten der Welt offen dargelegt worden. Je redlicher der Kurfürst für sie gearbeitet hatte, desto unversöhnlicher zürnte er jetzo. Voll Schaam vor den Fürsten und Gelehrten, die so oft gesucht hatten, ihn aus seiner Verblendung zu reißen, sah er nun, welches Gaukelspiel man so viele Jahre hindurch mit ihm getrieben hatte. Nach mehrfacher Mißhandlung verbannte er die wittenbergischen Theologen; aber sein Verfahren wider die calvinistische Hofparthei wurde selbst grausam.

Andreä gewann hierdurch zunächst, daß eben diejenigen, welche seiner Friedenshandlung immer mit Melanchthon's Ansehen in den Weg traten, gänzlich gesprengt waren. Er hatte jetzt nur mit Einer Hauptparthei, den lutherischen Eiferern, zu schaffen, denn die übrigen Theologen, welche von denselben verschieden dachten, und nicht schon bestimmt Calvinisten waren, standen ohne Zusammenhang in kleinen Häuflein und einzeln, und mochten leichter zur Annahme der allgemeinen Friedensformeln der evangelischen Kirche bewogen werden. Die lutherischen Eiferer wußte aber Andreä vortheilhaft für sich zu stimmen, indem er sich auf das innigste mit dem braunschweigischen Gottesgelehrten

Chemniz vereinigte, welcher zu ihren Häuptern gehörte. Meisterhaft wußte er diesen starren, ihm durchaus entgegengesetzten Character zu behandeln, und gewann dadurch auch, daß Herzog Julius von Braunschweig eifriger, als irgend ein Fürst, in das kirchliche Friedensgeschäft einging.

Ein ungemeiner Vortheil von der Explosion des Kurfürsten August wider die wittenbergischen Theologen war es gleichfalls, daß er nun einzig durch Vollendung des evangelischen Friedens seine Ehre und seinen religiösen Ruhm glaubte wiederherstellen zu können.

Nach der unsäglichsten Mühe, waren er und Andreä endlich so weit gekommen, daß die Vergleichsformeln, welche der leßte und Chemniz in Verbindung mit einigen andern Theologen im Kloster von Bergen ins Reine gebracht hatten, einer allgemeinen Annahme fast versichert seyn konnten, als unvermerkt der Pfalzgraf Johann Casimir, der einzige deutsche Fürst, der sich öffentlich zum calvinischen Glauben bekannte, mit einer Verschwörung wider die bergische Concordienformel auftrat. Sein Gedanke war, alle ausländische Calviniſten zu einem Bunde wider dieselbe zu vereinigen, weil in ihr ein Verdammungsurtheil über den Calvinismus ausgesprochen werden sollte; und wirklich kamen englische und niederländische Gesandte und Abgeordnete der Hugenotten zu Frankfurt zusammen.

Begleitet von einigen Deputirten der Versammlung zogen von hier die englischen Gesandten an den Hof des Kurfürsten von der Pfalz, des Nachfolgers von Friedrich III., eines eben so heftigen lutherischen Eiferers, als dieser milde calvinisch gewesen, an die Höfe der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen. Allein ihrer Werbung, die sich vorzüglich darauf stützte, wie unweise es sey, den Riß zwischen lutherischer und calvinischer Kirche durch eine feierliche Verdammung der letztern auf immer unheilbar zu machen, wirkte Andreä mit einer Anstrengung entgegen, welche den leidenschaftlichsten Haß wider den Calvinismus athmete.

Wie endlich auch diese Gefahr beschworen worden, machte man die Entdeckung, daß der eifrigste Beförderer des Concordienwerkes, Herzog Julius von Braunschweig, plötzlich wider dasselbe verstimmt sey. Er hatte seinen ältesten Sohn mit allen papistischen Gebräuchen zum Bischof von Halberstadt weihen lassen, und die ernste Rüge, welche er sowohl vom kursächsischen Hof, als von Chemniz deshalb erleiden mußte, hatte ihn auch einer Unternehmung gram gemacht, welche sie vor allen begünstigten.

So von allen Seiten gedrängt beschlossen August von Sachsen und Andreä, die bergische Concordienformel mit einer Vorrede, als einem Manifest der sechs und achtzig Reichsstände, welche sie genehmigt und un-

terschrieben hatten, in die Welt ausgehen zu lassen. Am fünf und zwanzigsten Junius 1580, an dem Tage, da man funfzig Jahre vorher die augsburgische Confession in der Reichsversammlung dem Kaiser übergab, wurde die Concordie zu Dresden verkündet.

Die prophetischen und apostolischen Schriften des alten und neuen Testamentes waren auch in ihr als die einzige Richtschnur aller Lehre angegeben; aber zugleich war angenommen, daß der wahrhaftige Geist derselben in den drei ökumenischen Symbolen, in der unveränderten augsburgischen Confession und ihrer Apologie, in den schmalkaldischen Artikeln und in Luther's Katechismen rein ausgesprochen worden: eine Thatsache, die man bisher einhellig in den lutherischen Kirchen eingestanden habe.

Ueber die Erbsünde enthielt die Concordie den Ausspruch, „daß zwar die ganze Natur des Menschen durch sie verdorben, aber doch die Erbsünde nicht die Natur des Menschen selbst sey," und also die ächte Meinung Luther's, wie er sie ohne den Eifer der Uebertreibung ausdrückte. Nothwendig behauptete sie dann auch, daß der menschliche Wille an sich, unbearbeitet vom heiligen Geist, zu allem kräftig sey, was Gott mißfällig ist, und eben so nothwendig erklärte sie sich für die ächtlutherische Lehre von der Rechtfertigung. Um aber allen Mißbrauch derselben zu verhindern, fügte sie hinzu, daß

man die Rechtfertigung und Wiedergeburt, die Begnadigung und Besserung des verdorbenen Menschen freilich nicht als Wirkung und Ursache zusammenbegreifen dürfe, daß sie aber der Zeit nach völlig zusammenfallen. Mit gleicher Nothwendigkeit waren die guten Werke verworfen, insofern sie dem allein rechtfertigenden Glauben Abbruch thun sollten; aber als Zeichen des ächten Glaubens wurden sie wesentlich geheißen. Die ganze lutherische Vorstellung von einem mündlichen leiblichen Genuß des Leibes von Christus im Abendmahl, selbst von einem solchen Genuß durch die Ungläubigen, war in die Concordie aufgenommen; denn so gewiß sie Luther unverrückt so hegte, gab es auch keine Spur, daß sich Melanchthon zur Zeit des augsburger Glaubensbekenntnisses schon irgend von ihr entfernt hatte. In dem Artikel über die beiden Naturen des Heilandes lehrte freilich die Concordie, daß dieselben ewig getrennt fortdauerten, wiewohl in Einer Person, daß aber die menschliche eben durch diese persönliche Vereinigung mit der göttlichen auch Theil an der Majestät derselben erhalte, welche ihr indessen nicht wesentlich, nicht eigenthümlich zugehöre. Es sey damit also, wie mit einem glühenden Eisen, worin das Feuer glühe und brenne, ohne daß Eisen und Feuer ihre wesentlichen Eigenschaften gegen einander austauschten.

Mit großem Scharfsinn und eben so großer Billigkeit waren fast alle Artikel der Concordienformel abge-

faßt; aber die weitere Geschichte der protestantischen Theologie hat hinlänglich den Character derselben bewährt, daß sie überhaupt durch keine Satzungen gebunden werden, und wenigstens keine andere Regel, als die heiligen Schriften, anerkennen solle. Gern hätte die weltliche Macht, so wie Luther selbst, einen gesetzlichen Buchstaben aufgerichtet: allein Melanchthon war sogleich dem Urheber der Reformation als Gehülfe zugegeben, daß er die strengen Formeln, wodurch derselbe binden wollte, mildern und erweitern sollte. Das Urverhältniß, welches zwischen diesen beiden hochverdienten Männern war, hat den Character der Geschichte der protestantischen Theologie bestimmt.

# Inhalt der dritten Lieferung.

## Geschichte der Reformation in Deutschland.

An Planck in Göttingen. I. Bd. S. 7 bis 12

### Erstes Buch.

Einleitung über die frühere Geschichte der Reformation.

#### Erstes Capitel.

(Seite 15—63. I. Bd.)

#### Zweites Capitel.

(S. 64—110. I. Bd.)

#### Drittes Capitel.

(S. 111—168. I. Bd.)

### Zweites Buch.

#### Erstes Capitel.

Inhalt.

Stimmung der Häupter des schmalkaldischen Bundes zur Zeit des Reichstags zu Nürnberg 1543. Geist dieses letzten.

Granvella, vertrauter Rath des Kaisers, auf dem Reichstage. Arglistiger Antrag des Kaisers. Schwankender Geist des schmalkaldischen Bundes. S. 171—178. I. Bd.

## Zweites Capitel.

### Inhalt.

Unpolitische Schritte der Protestanten: ihre Hülfe gegen die Türken; ihr Betragen gegen den Kaiser auf seinem Zuge wider den Herzog von Cleve; ihre Ruhe bei Erniedrigung dieses letzten; endlich ihr Benehmen bei der Religionsveränderung des Kurfürsten Herrmann von Cöln.

S. 179—189. I. Bd.

## Drittes Capitel.

### Inhalt.

Verhandlungen wegen des Reichstages zu Speier. Rüstungen der Protestanten zu demselben. Der Reichstag zu Speier im Anfang des Jahres 1544. Schlaue Rede des Kaisers. Sein Zweck, Hülfe wider Frankreich. Treuherziges Benehmen des Kurfürsten von Sachsen. Heftige Bewegungen zwischen den Protestanten und dem Herzog Heinrich von Braunschweig unterbrechen die Verhandlung. Entfernung der Häupter der Protestanten. Characteristik des Reichsabschiedes. Carl erreicht seinen Zweck. S. 190—205. I. Bd.

## Viertes Capitel.

### Inhalt.

Wendung des Krieges zwischen Frankreich und dem Kaiser zur Begünstigung des Planes des letzten, sowohl Deutschland, als das Papstthum der kaiserlichen Macht gänzlich zu unterwerfen. Die vornehmsten katholischen Fürsten durch-

schauen seinen Plan, und darin die Ursache, warum er die ursprüngliche Gestalt desselben abändern mußte. Verschiedene drohende Zeichen für die Protestanten.

S. 206—217. I. Bd.

## Fünftes Capitel.

### Inhalt.

Standhaftes Betragen der evgngelischen Parthei auf dem Reichstag zu Worms gegen die Schlauheit Carl's und seiner Minister. Verhandlung wegen der wittenbergischen Reformationsformel, wegen des Conciliums zu Trient; der Kaiser durch den französischen Gesandten betrogen. Höchst zweideutiger Reichsabschied. Verschiedene Umstände auf dem Reichstage, welche den Argwohn der Protestanten gegen den Kaiser hätten spannen sollen. Halbe und schwankende Maaßregeln derselben. S. 218—234. I. Bd.

## Sechstes Capitel.

### Inhalt.

Verein auf dem Reichstage zu Worms über das Herzogthum Braunschweig. Heinrich's Wuth über diesen Verein. Geheimer Grund derselben. Er beginnt den Krieg. Philipp's Aufforderung an den kursächsischen Hof, daß die evangelische Parthei ins Feld ziehen solle. Vielfache Gründe dazu. Träges Benehmen des Kurfürsten von Sachsen. Zusammenziehung der Macht schmalkaldischer Bundesgenossen. Herzog Moriz von Sachsen mit ihnen zur Verwunderung des Herzogs von Braunschweig. Unterhandlungen durch ihn zwischen den Heeren in der Nähe von Nordheim. Schlacht. Gefangennehmung des Herzogs von Braunschweig und sei-

nes Prinzen. Freude Luther's über diesen Sieg. Betragen des Kaisers bei der Nachricht davon.

S. 235—252. I. Bd.

## Siebentes Capitel.

### Inhalt.

Treuherzige Beschränktheit Philipp's von Hessen; und die glänzende Lage der schmalkaldischen Bundesgenossen, durch ihre hartnäckige Unentschlossenheit verdunkelt. Einzige Frucht ihrer Bundesversammlung zu Frankfurt. Eine doppelte Aussicht, den Protestanten durch den Kurfürsten von Sachsen verschlossen.

S. 253—261. I. Bd.

## Achtes Capitel.

### Inhalt.

Religionsgespräch zu Regensburg. Schlechte Erwartung von demselben auf beiden Seiten. Geist desselben und Absicht des Kaisers dabei. Ereignisse zur Bestimmung der Ansicht von dem Gespräch unter den Evangelischen. Ihr Benehmen bei verschiedenen drohenden Gerüchten. Granvella's Schlauheit und Frechheit.

S. 262—272. I. Bd.

## Neuntes Capitel.

### Inhalt.

Die vornehmste Ursache der falschen Ansicht der Protestanten von des Kaisers System ist Johann Friedrich von Sachsen. Schilderung seines Geistes. Unglückliches Verhältniß desselben zum Character Philipp's von Hessen. Versuche dieses letzten zum festen Schutze der evangelischen Lehre durch den beschränkten Sinn des Kurfürsten vereitelt. Verhältniß beider Fürsten zu dem jungen Herzog Moriz

von Sachsen. Character desselben. Entwickelung des Systems und Characters von Kaiser Carl V., der Ursachen, warum die Protestanten beide so wenig begriffen.

S. 273—294. I. Bd.

## Zehntes Capitel.

### Inhalt.

Luther's Tod, ein Glück für denselben wegen seines Verhältnisses zu andern Theologen, und wegen des unvermeidlichen baldigen Krieges. Kurz vor demselben Gespräch zwischen dem Landgrafen und dem Kaiser, und Reichstag zu Regensburg.

S. 295—310. I. Bd.

# Drittes Buch.

## Erstes Capitel.

### Inhalt.

Gründe, warum Carl den beschlossenen Krieg nicht als einen Religionskrieg angesehen haben wollte. Sein grosses Interesse, das evangelische Oberdeutschland zu bewegen, daran nicht Theil zu nehmen; aber mißlungener Versuch der Art. Allgemeiner Vortheil, welchen sich der Kaiser von dem Eindruck seiner Erklärungen auf das evangelische Deutschland versprechen mochte. Vorzügliche Rücksicht dabei auf die katholischen Reichsstände und den Papst. Vernichtung dieser Hoffnungen, indem dieser das zwischen ihm und dem Kaiser geschlossene Bündniß bekannt macht. Wuth der evangelischen Deutschen, dadurch erweckt. Schilderung des Geistes derselben wider Carl's Erwartung. Einziger bestimmter Vortheil von seinen Erklärungen über den Zweck des Krieges.

S. 313—325. I. Bd.

## Zweites Capitel.

### Inhalt.

Rüstung der Evangelischen in Oberdeutschland. Musterung der Kriegsmacht bei Günzburg. Obersten Sebastian Schärtlin und Hans von Heydek. Rede des Würtembergischen Kriegsraths von Gültlingen. Feste politische Maaßregeln der schmalkaldischen Genossen. Rüstung des Kurfürsten und Landgrafen. Abschied zu Ichtershausen. Herzog Heinrich von Braunschweig beim Aufbruch des Landgrafen. Kriegsmacht der beiden Bundesobersten. Schwache Kriegsmacht des Kaisers zu Regensburg. Zu deren Untergang vortrefflicher Plan Schärtlin's, vereitelt durch den Rath von Augsburg.

S. 326—337. I. Bd.

## Drittes Capitel.

### Inhalt.

Schärtlin's Maaßregeln, die fremden Krieger von Deutschland abzuwehren. Eroberung der Ehrenberger Klause. Absicht des Obersten durch Tirol zu ziehen. Ursachen, wodurch dieser Zug verhindert wird. Unpolitisches Benehmen der Bundesräthe zu Ulm. Noch einmal verfehlte Gelegenheit, den Kaiser zu Grunde zu richten. Erklärung der Acht wider den Kurfürsten und Landgrafen. Vereinigung dieser beiden mit der oberländischen Macht. Umstände in dem verbündeten Heere, wodurch Besorgniß eines üblen Erfolgs erweckt wird. Verhältniß der beiden Bundesobersten gegen einander und gegen Schärtlin. Falsche und träge Maaßregeln des verbündeten Heeres. Zug des Kaisers nach Landshut. Vorzüglicher Kriegsrath von Schärtlin; endlicher Entschluß zur Belagerung von Regensburg zu ziehen.

S. 338—350. I. Bd.

# Viertes Capitel.

## Inhalt.

Vereinigung der italienischen und spanischen Völker mit dem Kaiser. Neue Schaaren deutscher Landsknechte im kaiserlichen Lager. Sendung eines Herolds des Krieges von den Bundesobersten an den Kaiser. Ihr Kummer über die Aufnahme desselben und ihre Bedenklichkeiten. Während ihrer Rathschläge Zug des Kaisers nach Regensburg, um das schwere Geschütz von dort zu holen. Wendung desselben nach Ingolstadt. Rückzug der Evangelischen nach derselben Festung. Ihr Fehler, daß sie dem Kaiser erlaubten, sich ein festes Lager zu errichten. Beschreibung desselben. Großes Interesse der Bundesobersten, schnell eine Schlacht zu wagen. Ihr Entschluß am letzten Tage des Augustmonats, das feindliche Lager zu beschießen. Große Wichtigkeit, welche dieser Tag für die Welt hätte bekommen können. Der böse Geist des evangelischen Heeres vorzüglich durch den Landgrafen geweckt. Fruchtloses Gegeneinanderstehen beider Mächte vor Ingolstadt. Endlicher Abzug der Bundesgenossen. Ursache, das Nahen des Grafen von Büren. Die Protestanten rücken ihm vergebens entgegen. Durch schlaue Märsche vereinigt er sich mit dem Kaiser. Jetziges Gleichgewicht beider Heere. Ihre Bewegungen an der Donau. Größere Erbitterung der evangelischen Anführer gegen einander. Hoffnung zu einer Schlacht bei den Bewegungen nach Nördlingen zu Schärtlin's Kummer wieder vereitelt. Urtheil der Spanier über die Kriegskunst der Deutschen. Große Uebung des Kaisers in den Schlauheiten des Krieges. Sein Plan, die Feinde ganz von der Donau abzuschneiden.

S. 351—373. I. Bd.

## Fünftes Capitel.

### Inhalt.

Abrufung Schärtlin's aus dem Lager der Bundesgenossen, um Augsburg zu vertheidigen. Seine Gefahr bei dem Abzuge. Neuer großer Plan von ihm zur Rettung der Evangelischen; von den Bundesobersten gleichfalls verworfen. Zwiespalt zwischen denselben und den oberländischen Mächten. Gefahrvolle Lage des evangelischen Heeres. Großer Kriegsrath desselben. Abzug der evangelischen Mächte aus dem Lager von Giengen. Zug des Kurfürsten von Sachsen nach seinem Lande; imgleichen des Landgrafen. Gründe des Kaisers für einen Winterfeldzug.

S. 374—384. I. Bd.

## Sechstes Capitel.

### Inhalt.

Carl's Fortschritte in Oberdeutschland. Sein Schreiben an den Herzog von Würtemberg. Feiges Betragen dieses letztern. Gleiche Unterwerfung des Kurfürsten von der Pfalz. Ulms Gesandte zu Hall in Schwaben. Unnöthiger und höchst verderblicher Fall jener Reichsstadt. Unmuth, welchen ihr Betragen in Deutschlund erregt. Fall von Augsburg. Vergebliches Streben von Schärtlin denselben zu verhindern. Schicksal dieses Obersten. Traurige Kunde, die auf seinem Verbannungszuge ihm folget. Fall Straßburgs.

S. 385—396. I. Bd.

# Inhalt der dritten Lieferung zweiten Bandes.

## Viertes Buch.

### Erstes Capitel.

Inhalt.

Urtheile der Zeitgenossen über den unglücklichen Ausgang des Feldzuges in Oberdeutschland. Anklage wider den Landgrafen als einen Verräther. Briefwechsel zwischen den beiden Bundesobersten über den verfehlten Zweck des Feldzuges. Eine der vornehmsten Ursachen davon die Kriegsrüstung des römischen Königs und das auffallende Benehmen des Herzogs Moriz. Sein Plan. Sein Besuch zu Prag bei König Ferdinand. Der Kaiser sendet ihm die Acht wider den Kurfürsten zur Vollziehung. Des Herzogs Berathschlagung mit seinen Landständen. Schreiben derselben an Johann Friedrich und Philipp, daß sie dem Herzog die Beschirmung ihrer Länder wider Ferdinand's Kriegsrüstung auftragen möchten. Empfindung, womit die beiden Fürsten diesen Vorschlag aufnehmen. S. 9—42. II. Bd.

### Zweites Capitel.

Inhalt.

Kriegerische Bewegungen des Herzogs von Sachsen. Sein Zug nach Zwickau, Altenburg, Torgau und Wittenberg. Widerstand dieses letzten Ortes, der unerobert bleibt. Sehr getadeltes Benehmen des Herzogs. Sein Entschluß in die winterliche Ruhe zu gehen. Hastiger Zug des Kurfürsten in sein Land. S. 43—56. II. Bd.

## Drittes Capitel.

Inhalt.

Ernstes Streben des Herzogs Moriz, die Stadt Leipzig wider den Angriff des Kurfürsten zu schützen. Belagerung derselben und tapfere Vertheidigung. Uebermacht Johann Friedrich's in Thüringen und Meissen. Seine weiteren Fortschritte. Interesse der österreichischen Brüder, den Herzog nicht unterliegen zu lassen. Bewegungen von beiden zu seiner Unterstützung. Markgraf Albrecht von Brandenburg mit einigem Kriegsvolke nach Sachsen gesandt. Sein Einzug in Chemnitz. Gefährlicher Aufstand der Soldaten daselbst. Unglück des Markgrafen zu Rochlitz. Kurzer Waffenstillstand. Furchtbare Bewegungen der Böhmen wider König Ferdinand, von drohenden Folgen für Moriz. Einzige Hoffnung in der erwarteten Ankunft des Kaisers.

S. 57—82. II. Bd.

## Viertes Capitel.

Inhalt.

Carl's Schreiben von Eger aus. Kriegsbedenken im kurfürstlichen Lager. Des Kaisers Aufbruch von Eger. Schlacht bei Mühlberg. Der Kaiser und Johann Friedrich vor Wittenberg.

S. 83—112. II. Bd.

## Fünftes Capitel.

Inhalt.

Lage des Kaisers bei seinem Abzuge von Wittenberg. Unterhandlungen zwischen ihm und dem Landgrafen von Hessen. Scene zu Halle.

S. 113—126. II. Bd.

# Fünftes Buch.

## Erstes Capitel.

### Inhalt.

Zeitpunct, wo Carl's System in Hinsicht auf Deutschland sich offener darlegen muß. Entwicklung seiner Schritte, wodurch er die vollkommne Ausführung desselben ankündigt. Sein Betragen wider den gefangenen Philipp von Hessen; Gründe, warum er ihn nicht befreien durfte. Sein Versuch, einen Bund der Stände zu stiften, an dessen Spitze Oesterreich war; große Vortheile, die er sich von demselben versprechen konnte, und Schwierigkeiten, die ihm entgegenstanden. Der geharnischte Reichstag zu Augsburg. Auf demselben Verhandlung wegen einer neuen Anordnung des Cammergerichts durch den Kaiser, und Aufhebung der besondern Berathschlagungen während der Reichstage. Aufnahme der Niederlande in den deutschen Bund. Handlungen des Kaisers, wodurch er die Nation gegen sich reizen mußte. Verlängerung der Gefangenschaft des Landgrafen und Rechtfertigung Carl's deshalb. Feierliche Uebertragung der Kurwürde an Moriz. Haltung des Kaisers gegen die religiösen Partheien in Deutschland, den Papst und das Concilium zu Trient. Verlegung desselben nach Bologna. Absichten, wozu der Kaiser die Synode brauchen will, machen ihre Nähe an der deutschen Gränze nothwendig. Glückliche Einleitung, die Protestanten zur Beschickung derselben zu bewegen, und Beängstigung des römischen Hofes. Protestation des Kaisers wider das Concilium zu Bologna. Widrige Einwirkung des Interim. Geist desselben. Gesichtspunct, aus welchem Carl, die Katholiken und die Protestanten es betrachteten.

S. 129—161. II. Bd.

## Zweites Capitel.

### Inhalt.

Tod Paul's III. Wichtigkeit der neuen Papstwahl. Des Kaisers heftigster Gegner wird Papst. Unerwartete Gefälligkeit Julius III. Sein feierliches Versprechen, die Synode wieder nach Trient zu bringen. Vortheile des Kaisers davon. Eigener Ton im Ausschreiben eines neuen Reichstages nach Augsburg. Wenige Fürsten erscheinen in Person. Gefürchtete Gegenwart des spanischen Infanten Philipp. Carl's Befremden über die geringe Wirksamkeit des Interim. Erläuterungen über diese Erscheinung. Merkwürdige Erklärung des Kurfürsten von Sachsen über das Concilium. Dennoch Willfährigkeit der Evangelischen, sich demselben zu unterwerfen. Ursachen derselben, unter welchen der Geist des Reichsabschiedes. Der Kaiser, kühn genug, seinen ganzen vollendeten Plan darzulegen; die Nachfolge des Infanten Philipp im Reiche. Ursachen, warum dieser Plan scheitern mußte. Unter denselben scheinbar nicht herbe Beleidigung Moriz ens. S. 162—180. II. B.

## Drittes Capitel.

### Inhalt.

Ursache von Magdeburgs Ungehorsam gegen den Kaiser. Aufruf der Stadt an die evangelische Christenheit, und Anspielung der Prediger auf Moriz. Plötzlicher Ausbruch des Krieges wider Magdeburg durch Herzog Georg von Mecklenburg. Treffen bei Hildesleben (Septbr. 22. 1550.). Unglücklicher Ausgang desselben für die Magdeburger beschleunigt den Reichskrieg wider sie. Der Kurfürst von Sachsen, Feldhauptmann des Reichs. Lebhafter kleiner Krieg. Planmäßige Belagerung der Stadt. Gefangenschaft Georg's von Mecklenburg. Moriz besorgt wegen der

Stimmung seiner eigenen Unterthanen. Garden des Herrn von Heydeck, die zum Entsatz der Stadt anrücken. Moriz's Cäsarsschnelligkeit gewinnt oder zerstreuet sie. Langwierigkeit der Belagerung, vermehrt durch lang ausgesponnene Verhandlungen. Endlich Vertrag und Uebergabe der Stadt (Novbr. 4. 1550.). Geist der Capitulation.

S. 181 — 200. II. Bd.

# Sechstes Buch.

## Erstes Capitel.

### Inhalt.

Lazarus von Schwendi voll Argwohn gegen Moriz. Bestätigung des Verdachtes, daß dieser Anschläge wider den Kaiser habe, durch die Nichtauflösung seines Heeres. Angstvolle Vorstellungen der geistlichen Kurfürsten deshalb an den Kaiser. Entwicklung der Ansicht desselben von Moriz und dem Gerüchte über ihn. Gründe für diese Ansicht. Die Seite, von welcher man das Betragen des Kurfürsten während des magdeburgischen Krieges betrachten konnte. Seine ängstliche Zartheit gegen den Kaiser, vorzüglich in der Religionssache. Anschein, daß er nur durch Bitten des Landgrafen Philipp Freiheit zu bewirken suche, und sein einziger möglicher Antrieb zu einem Ungehorsam gegen die kaiserliche Macht die Länderbegierde sey. Die wittenbergischen Gottesgelehrten auf dem Wege nach Trient zur Kirchenversammlung; Moriz selbst nach Insbruck zum Kaiser reitend. Aber seine plötzliche Rückkehr, und gänzliche Veränderung der Scene unmittelbar nach dem Landtage zu Torgau. Moriz im Felde wider den Kaiser. Größe seines Plans, und Umstände, wodurch er verborgen gehalten wurde. Besondere Gefahr für seine Enthüllung in der

Verhandlung wegen eines nothwendigen Bündnisses mit Frankreich. Geist der öffentlichen Schriften der Bundesgenossen wider den Kaiser. 203—225. II. Bd.

## Zweites Capitel.

### Inhalt.

Vergeblicher Versuch der sächsischen Landstände und Melanchthon's, den Kurfürsten vom Kriege wider de Kaiser abzuhalten. Einziges Heil für ihn in der schnellsten Ausführung. Ganze Macht der verbündeten Fürsten vereint zu Rotenburg an der Tauber. Meisterhafter Plan, reißend bis nach Augsburg vorzudringen. Umstände, wodurch es ihnen leicht wird, sich desselben zu bemächtigen. Abschaffung des vom Kaiser daselbst eingeführten Reaimentes und der Religion nach dem Interim. Inzwischen Versuche des römischen Königs, Unterhandlungen zum Frieden einzuleiten. Moriz reiset zu denselben nach Linz mit Bewilligung seiner Bundesgenossen. Schilderung der bedrängten Lage des Kaisers, und deshalb Hoffnung zum Frieden. Vorläufiger Vertrag zu Linz aufgerichtet (1. Mai 1552.). Ueberblick der Lage des Kurfürsten und seiner Bundesgenossen zu dieser Zeit. Eindruck der Nachricht von Friedensverhandlungen auf den König von Frankreich. Zusammenziehung kaiserlicher Truppen im Tyrolergebirge. Ueberwältigung der Ehrenberger Clause durch die Fürsten. Gründe, warum Moriz den Kaiser nicht zum Gefangenen wollte. Vertrag zu Passau. Geist und Ausführung desselben.
S. 226—261. II. Bd.

## Drittes Capitel.

### Inhalt.

Parallele zwischen Moriz und Albrecht von Brandenburg. Ihre Freundschaft. Grund in ihrem Innern, warum diese schwand. Ursache davon in ihrer äußern Lage. Albrecht's Plan zur Vergrößerung seiner Macht. Der passauer Friede dafür ein Hinderniß, und ihm verhaßt. Albrecht im Solde des Kaisers. Sein Unmuth über dessen schwankendes Betragen in seinen Fehden mit seinen Nachbarn in Franken. Seine kriegerischen Absichten auch nach dem Frieden zwischen dem Kaiser und Frankreich. Grund, warum sich Moriz denselben entgegensetzte. Krieg zwischen ihm und dem Markgrafen. Einfall des letzten in Thüringen. Vergeblicher Versuch zur Vermittlung durch den Kurfürsten von Brandenburg. Treffen bei Sievertshausen. Sieg und Tod des Kurfürsten von Sachsen. Folgen. Albrecht's weiteres Schicksal.
S. 262—282. II. Bd.

# Siebentes Buch.

## Erstes Capitel.

### Inhalt.

Anberaumter Reichstag. Ursachen der langen Verzögerung desselben. Lage des Kurfürsten August in Sachsen. Sein Verhältniß zu dem gebornen Kurfürsten Johann Friedrich. Tod dieses letzten, und gebeugter Sinn seines Gefährten des Landgrafen Philipp. Besorgnisse, warum die Stände nicht aus der Heimath auf den Reichstag ziehen wollen, vermehrt durch Nachrichten aus England, selbst durch des römischen Königs Befehle gegen die neue Lehre. Endliche Eröffnung des Reichstages zu Augsburg im Hornung 1555. Characteristischer Zug der fast allgemeinen Ansicht auf dem Reichstage. Hoffnung auf einen beständigen Frieden auch ohne wesentlichen Religionsvergleich. Dennoch Gefahr, daß alle Handlung zerrissen werde. Der geistliche Vorbehalt. Character des Reichsabschiedes. Einfluß Carl's V. auf diesen Reichstag. Blick auf den Schluß seines Lebens.

S. 285—319. II. Bd.

## Zweites Capitel.

### Inhalt.

Die Wirkungen der Reformation. Gesetze bei Beurtheilung derselben. Durch sie Begründung der evangelischen Freiheit, einer gleichförmigeren Volksbildung, der deutschen Cultur und Literatur. Ihr politischer Einfluß.

S. 320—336. II. Bd.

## Drittes Capitel.

### Inhalt.

Blick auf die Entwicklung des protestantischen Lehrbegriffs. Einführung des Interims in die sächsischen Kirchen unter Modificationen, wodurch der lutherischen Religion keine wesentliche Veränderung erwächst. Einziger Gesichtspunct, aus welchem die neue sächsische Kirchenordnung mit Recht befehdet werden konnte. Die Lehre von der Rechtfertigung, durch die Bemühung das Interim einigermaßen annehmlich zu machen, nun Hauptquelle der Streitigkeiten protestantischer Theologen. Osiander. Der Synergismus. Nothwendigkeit einer solchen Erscheinung, wie Schwenkfeld. Der Sacrament-Streit. Betragen der weltlichen Macht bei diesen Streitigkeiten. Die Concordienformel. Allgemeine Bemerkungen über die lutherische Theologie.

S. 337—408. II. Bd.

# Druckfehler in den beiden ersten Bänden der dritten Lieferung.

## Im ersten Band.

Seite 21 Zeile 21 von oben lies Menschheit statt Menschheit.
— 39 — 1 von oben lies führen statt fuhren.
— 40 — 20 von oben lies sichern statt führen.
— 100 — 23 von oben lies Reichsstände st. Geichsstände.
— 106 — 4 von oben lies Zusammenkunft st. Zusammenknnft.
— 118 — 24 von oben l. eben st. ebea
— 235 — 2 von oben l. verhandelt st. verhandelt.
— 243 — 1 von unten l. Moritz st. Heinrich.
— 269 — 8 von unten l. Granvella st. Granella.
— 360 — 7 von oben l. bewahrten st. bewährten.
— 364 — 8 von oben l. Ravensburg st. Ravensbung.

## Im zweiten Band.

Seite 90 Zeile 19 von oben lies Eine statt Ein.
— 94 — 3 von unten l. Haufen statt Hausen.
— 96 — 4 von oben l. es sich st. er sich.
— 277 — 5 von oben l. wieder ein. st. wieder ein;
— 287 — 7 von oben fällt waren einmal weg.
— 333 — 6 von oben lies Ungern statt Ungarn.
— 399 — 11 von oben l. haben st. hahen.
— 409 lies Inhalt der dritten Lieferung Ersten Bandes. st. Inhalt der dritten Lieferung.
Seite 418 Zeile 1 von oben l. Erstes st. Ernstes.

Bayerische
Staatsbibliothek

R. Buchner
Buchbinderei
8300 Landshut

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Woltmann, Karl Ludwig von, 1770-1817 / Woltmann, Karoline von, 1782-1847 [ Herausgeber] / Dobrovský, Josef, 1753-1829 [Verfasser von ergänzendem Text]

Karl Ludwig v. Woltmann's sämmtliche Werke von 1543 - 1555 ; Theil 2

Bd.: 3. Lfg., 2. Bd.

Leipzig 1819

Opp. 581 r-3,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604812-5